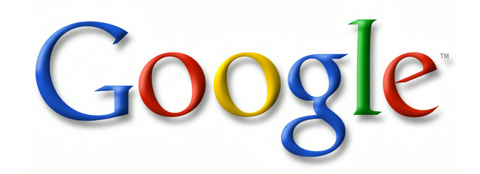


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

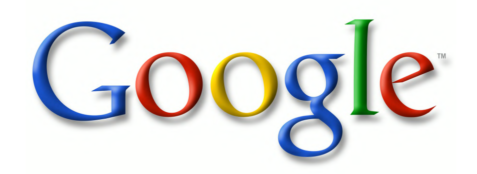
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07079464 3


ZOP




ZOF
1840

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R



Naumburg's Kunstanstalt Lpzg

JOHANN FRIEDRICH'S GEFANGENNEHMUNG IN DER SCHLACHT BEI MÜHLBERG.

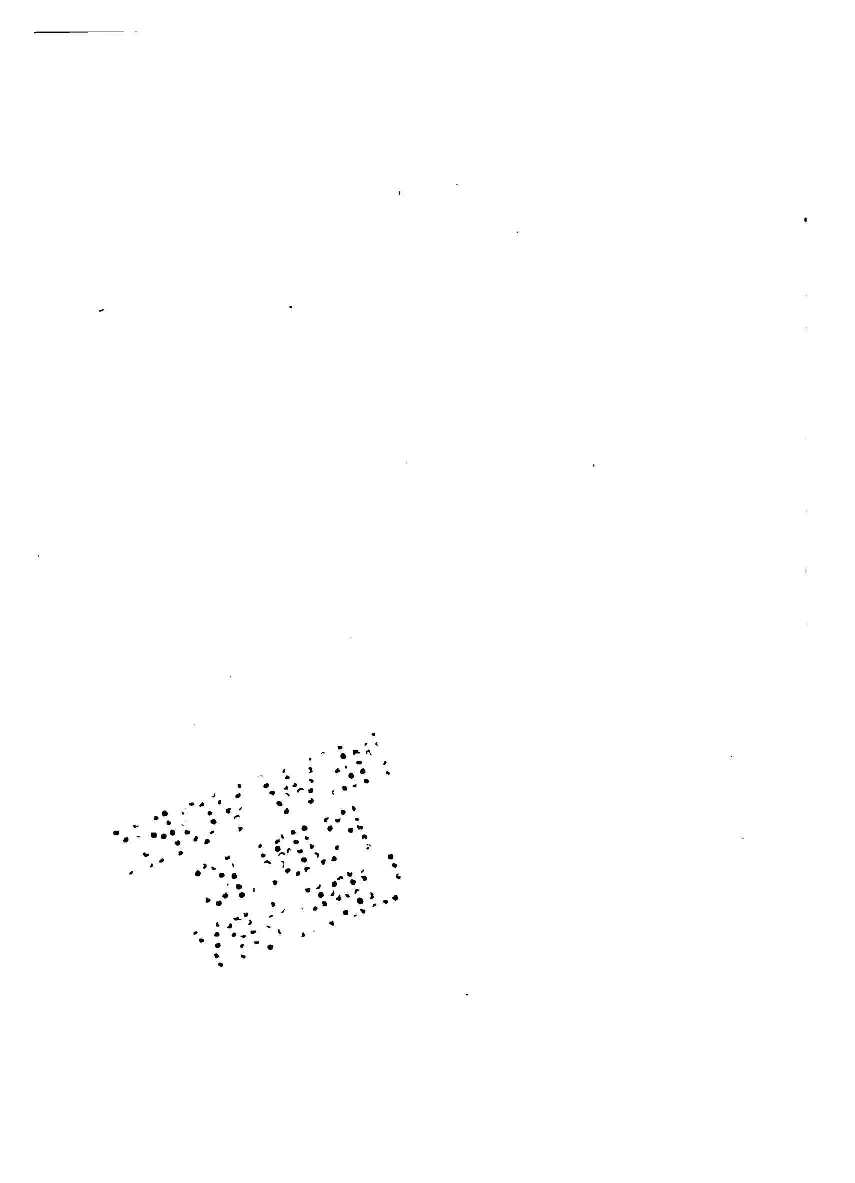
Geschichte
der
Reformation
von Luther's Tode bis auf unsere Zeit.

Volksbuch
von
E. Th. Jäkel.

Mit Stahlstichen.

Erster Band.

Leipzig.
C. W. B. Naumburg.
1846.



Vorwort.

Vier Jahre sind verflossen seitdem ich den dritten und letzten Band der Geschichte Luther's vollendet habe. Dieser Zeitraum war für mich ausgefüllt mit den Anstrengungen, Aufregungen und Bitterkeiten des öffentlichen Lebens. An die Spitze einer den Interessen des Volkes gewidmeten Zeitschrift gestellt, suchte ich mit dem Eifer der Ueberzeugung für die Ausbreitung und Verwirklichung jener erhabenen Ideen zu wirken, deren Auferstehungskampf ich in Luther's Leben geschildert. Dornenvoll war diese Wirksamkeit, doch auch reich belohnend durch die zahlreichen Erfolge, deren ich mich zu erfreuen hatte. Allein noch scheint in Deutschland die Zeit nicht gekommen, wo man ungestraft für die

geistige Erhebung seines Volkes, für des Vaterlandes wahres Wohl, für Fortschritt und Freiheit das Wort führen kann. Ein Machtspruch von Oben nahm mir die Journalistenfeder aus der Hand und verurtheilte mich zu unfreiwilliger Muße. Wie könnte ich diese nun besser anwenden, als wenn ich wieder in die Schachte der Geschichte hinabsteige und aus ihren Tiefen unvergängliche Schätze für das Volk zu Tage fördere? Ja, unvergängliche, kostbare Schätze! Denn Hoheit der Gesinnung, Erstarkung des Charakters, Haß gegen Verfinsterung und Bedrückung, Verachtung alles Kleinlichen und Beschränkten, richtiges Verständniß der Gegenwart, Muth und Trost in bangen Stunden — das ist es, was die Geschichte Denen anzubieten hat, die mit offenem Sinn und ungetrübtem Auge in ihren Tempel treten.

Welcher Theil der Geschichte könnte aber bei der jetzigen Lage der Dinge lehrreicher und anziehender sein, als derjenige, welcher die Entwickelung der Reformation umfaßt? Wiederum ist ja die Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten in den Vordergrund getreten; wiederum strebt und ringt der denkende Theil der deutschen Nation mit allen Kräften nach Herbeiführung würdigerer religiöser Zustände. Ueberall, wohin wir blicken, Leben und Bewegung; ein Gähren

und Kochen von der Ostsee bis zum Rheine. Mitten im katholischen Lager weckte der Hohn eines neuen Tetzel die Donnerworte eines neuen Luther, und auf protestantischer Seite sahen wir gleichzeitig unbeugsame Männer erstehen, welche, getragen von den Sympathien des Volkes, rüstig Hand legten an die Fortbildung Dessen, was die Wittenberger Feuerseele begonnen, an die Befreiung des Geistes von entwürdigenden Fesseln, an die Reinigung des christlichen Glaubens von den Zuthaten menschlichen Wahns. — Fürwahr, in solcher Zeit eine solche Geschichte zu schreiben scheint mir eben so nützlich, als genußreich. Aber werde ich, von den Flammen des Geisteskampfes rings umlodert, die dem Geschichtschreiber nöthige Unparteilichkeit bewahren können? Ich hoffe es. Zwar gestehe ich offen, daß ich in gewisser Hinsicht gar nicht parteilos sein mag, indem es meiner Natur widerstreben würde, meine Freude bei dem Siege des Guten, meine Trauer bei dem Triumphe des Schlechten zurückzuhalten. Dagegen verspreche ich die strengste Gewissenhaftigkeit in Mittheilung der Thatsachen. Hier werde nichts gedreht und gemodelt, nichts weggenommen oder hinzugesetzt! Mit dieser Unparteilichkeit kann, denke ich, der Leser zufrieden sein.

Und so gehe ich denn getrost an das Werk, das meine Seele erfüllt. Möge die Begeisterung die mangelnde Kraft ersetzen und das Buch im Volke den Segen stiften, den ich wünsche!

Chemnitz, im Christmonat 1845.

Der Verfasser.

Geschichte

der

Reformation.

Erstes Capitel.

Regensburg und Mühlberg.

1546—1547.

Will das Wort nicht länger frommen,
Muß es zu dem Schwerte kommen.
Giesebrecht.

Luther, der so heftige Mann, hatte bei seinen Lebzeiten stets den Frieden zu erhalten gewußt. Mehr als einmal zuckte die Hand der Fürsten seiner Partei nach dem Schwerte; aber der Reformator winkte Ruhe und stieß den schon halb entblößten Stahl in die Scheide zurück. Er sprach, und man gehorchte ihm; denn sein Ansehen war unermeßlich.

Anders gestalteten sich die Dinge, sobald der gewaltige Mann die Augen geschlossen. Der neue Elias hatte keinem Elisa seinen Mantel hinterlassen. Keiner der Ueberlebenden vermochte die durch seinen Tod ent-

standene Lücke völlig auszufüllen. Jonas, Amsdorf, Bugenhagen, Cruciger, sie waren schöne, leuchtende Sterne, konnten aber die entschwundene Sonne nicht ersetzen. Selbst Melanchthon, das berühmteste Haupt der Evangelischen nach Luther, war nur halb befähigt, die von seinem grossen Freunde innegehabte Stellung einzunehmen. Er folgte ihm als theologischer Führer, aber er erbte nicht seine politische Bedeutsamkeit. Wenn es galt, ein Glaubensbekenntniß zu entwerfen, die angefochtenen Grundsätze der neuen Lehre mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu vertheidigen, oder eine Streitschrift mit attischem Salze zu würzen, da war Melanchthon in seiner Sphäre, da war er unübertrefflich; aber auf den öffentlichen Platz zu treten, das Volk zu beherrschen und den Fürsten zu imponiren, verstand er nicht. Er war, um es kurz zu sagen, ein Mann der Wissenschaft, kein Mann der That. Freilich bleibt es dahingestellt, ob es selbst Luthern auf die Länge möglich gewesen sein würde, den Zusammenstoß der erbitterten Parteien aufzuhalten; denn die Verhältnisse sind immer mächtiger, als der Mensch. Aber wenn dies überhaupt einem Sterblichen vergönnt gewesen wäre, so war Luther allein der Mann, es zu bewirken.

Uebrigens muß man es den protestantischen Fürsten zum Ruhme nachsagen, daß sie die Gelegenheit zum Kriege nicht muthwillig suchten. Sie wurden vielmehr

auf die schnödeste Art herausgefordert. Kaiser Karl hatte, als er ihrer Hülfe gegen Frankreich bedurfte, ihnen beständigen Frieden und die Errichtung eines neuen unparteiischen Reichskammergerichtes zugesichert. Nach geleisteter Hülfe dachte er nicht nur nicht an die Erfüllung seines Versprechens, sondern offenbarte seine feindseligen Absichten gegen die Schmalkaldischen Bundesgenossen noch besonders dadurch, daß er in dem Frieden von Crespy (1544) dem französischen Könige das Gelöbniß abnahm, „ihm bei seinen Unternehmungen gegen die Ketzer in Deutschland kein Hinderniß in den Weg zu legen."*) Dazu kam, daß die Protestanten fortwährend Nachrichten von geheimen Kriegsrüstungen des Kaisers erhielten. Fragten sie deshalb bei ihm an, so äußerte er Verwunderung und Schmerz über solches Mißtrauen, setzte aber nichtsdestoweniger seine Soldatenwerbungen fort. Dies, zusammengehalten mit der offenkundigen Abneigung Karl's, den neuen Glauben als gleichberechtigt mit dem alten anzuerkennen, konnte die Bundesverwandten über die wahren Pläne des Reichsoberhauptes nicht in Zweifel lassen. Es fragte sich nun, ob es gerathener sei, zu warten, bis der Gegner mit seinen Rüstungen fertig sei, oder ihm zuvorzukommen und sich so den Vortheil des Angriffs zu sichern.

*) S. Luther's Leben, Bd. III., Cap. 13.

Jede gesunde Politik mußte sich für das Letztere entscheiden, und wäre es auch zu entschuldigen gewesen, daß man den Angriff selbst noch aussetzte, um nicht den Vorwurf der Empörung auf sich zu laden, so gebot wenigstens die Pflicht der Selbsterhaltung, eine achtunggebietende Kriegsmacht aufzustellen, um den Feind zu überwachen und beim Ausbruch der Feindseligkeiten nicht von ihm überrascht zu werden.

Ohne es zu wollen, bot der Kaiser hierzu selbst eine günstige Gelegenheit. Um nämlich die Stärke der Evangelischen zu prüfen, veranlaßte er durch die dritte Hand den von dem Schmalkaldischen Bunde aus seinem Lande vertriebenen*) Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, einen Versuch zur Wiedereroberung seines Herzogthums zu machen. Heinrich, dem die Sequestration des letzteren längst ein Dorn im Auge gewesen, fiel wirklich von Bremen und Verden aus mit 1500 Reitern und 8000 Mann Fußvolk ins Braunschweigische ein, besetzte die Schlösser Steinbrügge und Schöningen und belagerte Wolfenbüttel Doch von der überlegenen Macht der Bundesgenossen unter Anführung des Landgrafen Philipp von Hessen, des Herzogs Moritz von Sachsen**) und des Herzogs Ernst von Lü-

*) S. Luther's Leben, Bd. III. Cap. 13.

**) Moritz hatte sich dem Zuge vermöge der hessisch-sächsi-

neburg bei Kahlefeld (am 21. October 1545) angegriffen, erlitt er eine vollständige Niederlage. Weinend wurde er vor den Landgrafen geführt, der zu Pferde, eine Reitgerte in der Hand, vor der Front seiner Truppen hielt. „So will sich denn Herzog Heinrich und sein Sohn an mich ergeben?" fragte Philipp. Der Herzog, früher so hochmüthig und frech, bot jetzt nur den Anblick eines verzagten Sünders dar. Er stammelte ein demüthiges „Ja" hervor. — „Ha" versetzte Philipp, „wenn du meiner jetzt so gewaltig wärst, als ich deiner, du würdest mich nicht am Leben lassen; ich will mich aber besser gegen dich halten, als du um mich verdient hast." — Darauf ließ er ihn nebst seinem Sohne Karl Victor auf die hessische Festung Ziegenhain abführen; trug aber zugleich bei dem Kaiser darauf an, daß er als Landfriedensbrecher und Verächter des kaiserlichen Sequestrationsbefehls in die Acht erklärt werde. Dieser Antrag setzte den Kaiser nicht wenig in Verlegenheit. Er hätte es lieber gesehen, wenn Herzog Heinrich Sieger geblieben wäre. Dann wäre er selbst über die Reste der evangelischen Streitmacht hergefallen und hätte sie vollends vernichtet. Statt dessen sah er die gehaßten Ketzer stärker denn je sich gegenüber; Landgraf Phi-

schen Erbeinigung anschließen zu müssen geglaubt; zum Schmalkaldischen Bunde gehörte er nicht.

lipp ließ sich im Braunschweigischen wie in einem eroberten Lande huldigen; das Heer lebte im Ueberflusse, und durch den Sieg mit Muth und Selbstvertrauen erfüllt, hing es wie eine drohende Wolke am politischen Horizonte. Mußte schon dies die lebhaftesten Besorgnisse in Karl's Seele aufregen, so erschien ihm die Forderung des Landgrafen vollends gefährlich. Denn wenn er über Herzog Heinrich die Acht verhängte; so machte er die Besitzergreifung der braunschweigischen Lande durch Philipp gesetzlich, beraubte sich damit für immer eines nützlichen Bundesgenossen, und stärkte die Kräfte seiner Gegner. Nichts konnte ihm weniger zusagen. Er suchte also auszuweichen und den Landgrafen durch schmeichelnde Worte zur Milde zu stimmen. Er rieth ihm, die Gefangenen wohl zu halten, seine Forderungen nicht zu übertreiben, sondern mit Freundlichkeit und Großmuth zu verfahren, vor Allem aber das Kriegsvolk abzudanken, da für ihn und seine Mitverbündeten keine weitere Gefahr zu besorgen sei.

Sollte man es glauben, daß die Häupter des Schmalkaldischen Bundes auf den letzteren Punkt eingingen? Sie thaten es wirklich, ließen sich noch einmal durch die Künste des Kaisers bethören und dankten die Truppen ab. Es war dies eine großartige Unklugheit; denn dem Verrathe gegenüber ist das Vertrauen nicht mehr am Platze. Im Braunschweigischen standen

5000 Mann hessische und 10,000 Mann sächsische Truppen, lauter gut ausgerüstete, wohlgeübte und vom besten Geiste beseelte Krieger. Diese konnten, wenn sie beisammen blieben, ein stattliches Beobachtungscorps abgeben, ohne daß ihre Unterhaltung dem Bunde viel gekostet, und ihr Dasein dem Kaiser gerechten Grund zur Beschwerde geboten hätte. Die Kleinmüthigkeit beschloß es anders. Schon froh, daß das von Herzog Heinrich heraufbeschworene Ungewitter ohne großen Schaden an ihnen vorübergezogen, verzichteten die Evangelischen gern auf weitere Erfolge und legten die Waffen nieder in einem Augenblicke, wo die Krisis sich der Entscheidung näherte. Eine Verblendung, die sich selbst einem minder furchtbaren Feinde gegenüber gerächt haben würde!

Es dürfte hier der Ort sein, etwas Näheres über den Schmalkaldischen Bund zu sagen. 1531 auf sechs Jahre gestiftet und 1537 auf fernere zehn Jahre erneuert, stand er unter der Leitung zweier Bundeshäupter, des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen. Nun sagt ein neuerer Kriegsmeister mit Recht: Ein schlechter General an der Spitze einer Armee ist besser, als zwei gute. Unglücklicherweise waren aber die beiden Bundeschefs nicht einmal gute Generale. Der Landgraf Philipp hätte jedenfalls einem großen Feldherrn als Unterbefehlshaber vortreffliche Dienste geleistet; er war rasch,

zum Handeln geneigt, von hohem persönlichem Muthe und durch Bedenklichkeiten nicht sehr beunruhigt. Aber er besaß keinen so weitschauenden Blick, um große Pläne entwerfen und einem Karl gegenüber mit Erfolg operiren zu können. Zudem mißtraute er sich selbst und seinem Ungestüm und bedurfte erst eines Impulses von Außen, um seine kriegerischen Tugenden in vollem Glanze leuchten zu lassen. Diesen Impuls ihm zu geben versäumte jedoch sein College. Dessen Bemühungen waren vielmehr darauf gerichtet, ihn mit Bedenklichkeiten aller Art zu umschanzen, sein Feuer zu schwächen und seine Thatkraft zu lähmen. Johann Friedrich war ein frommer, gottesfürchtiger Herr, doch ein schlechter Politiker und noch schlechterer Heerführer. Bei jeder Angelegenheit zog er seine Theologen zu Rathe, selbst da, wo er sich mit Staatsmännern und Kriegern hätte besprechen sollen. Seine corpulente Leibesbeschaffenheit und das damit verbundene Phlegma ließen ihn die Ruhe lieben; doch ging diese Liebe zur Ruhe nicht so weit, ihn gleichgültig zu machen für die Lust des Herrschens und die Regungen der Ehrbegierde. Stolz auf seine Stellung als oberster Schirmherr des Protestantismus, wachte er eifersüchtig über seinen persönlichen Einfluß und verhinderte so manches Gute, das unter einem völlig theilnahmlosen Fürsten in seinem Namen durch Andere hätte geschehen können. Es war sein

und seiner Sache Unglück, daß er bei einem unruhigen Verlangen, überall selbstthätig einzugreifen, nicht denjenigen Geist besaß, der allein große Unternehmungen leiten und zum glücklichen Ende führen kann.

Sollte das protestantische Heer im Falle eines Krieges siegreich bleiben, so mußte die Führung desselben einem Einzigen übertragen werden. Dieser Eine durfte aber weder der Kurfürst noch der Landgraf sein, sondern ein Dritter, welcher jenen Beiden verantwortlich, jedoch mit ausgedehnten Vollmachten ausgerüstet war. Die Bundeshäupter durften gar nicht mit im Felde erscheinen; denn im Lager darf es keine höhere Autorität geben als den Feldherrn.

An Männern, welche durch Talent und Kriegserfahrung sich zur Uebernahme des Oberbefehls geeignet hätten, fehlte es den Protestanten nicht. Da war der tapfere Würtemberger Heideck, der kühne Vogelsberger, der berühmte Schertlin. Wollte man aber keinen gewöhnlichen Ritter zu so hoher Stellung erheben, nun, so gab es noch einen Andern, welcher mit einem unbestreitbaren Feldherrngeiste den Glanz einer hohen Geburt verband. Dies war Herzog Moritz von Sachsen, in dem schon Luther den jungen Löwen erkannt hatte. Ein Sohn Heinrichs des Frommen, war er seinem Vater 1541 in der Regierung gefolgt. Die Natur hatte ihn mit allen Anlagen zum großen Manne

ausgestattet, und die Schule des Lebens seine seltenen Fähigkeiten zu früher Reife gebracht. Held und Staatsmann zugleich, übertraf ihn Niemand an Kühnheit der Entwürfe, an richtigem Einblick in die politischen Verhältnisse, und an wunderbarer Geschicklichkeit, alle Umstände zu seinem Vortheile zu nutzen. Mit einer über sein Alter gehenden Klugheit wußte er das Geheimniß seiner Pläne lange in verschwiegener Brust zu bewahren, bis der Augenblick zum Handeln gekommen war. Dann aber entwickelte er eine unbezähmbare Energie und eilte mit blitzschnellen Sprüngen seinem Ziele zu. Dabei war er der Liebling der Soldaten, die der Ruhm seiner gegen Türken und Franzosen bewiesenen Tapferkeit mit Bewunderung erfüllte und das Blendende seiner Erscheinung bestach. Denn schon sein Aeußeres war dazu gemacht, der Menge zu imponiren. Sein hoher Wuchs, seine leuchtende Stirn, die stolze, kühne Schönheit seines Gesichtes, seine kriegerische Haltung, Alles offenbarte das Heldenartige seiner Natur. Hierzu kam der eigenthümliche Zauber, welchen hervorragende Geister stets auf ihre Umgebung auszuüben pflegen. Selbst voll Vertrauen auf seinen Genius und seine Kraft, flößte er auch seinen Kriegern jene unbedingte Zuversicht ein, die schon in dem Namen des Führers die gewisse Bürgschaft des Sieges erblickt und eben darum den Sieg erringt.

Dies war der Mann, der Karl V. entgegengestellt werden konnte und dessen Berufung an die Spitze der Bundesmacht um so natürlicher erschienen wäre, als er der Vetter des Kurfürsten und der Schwiegersohn des Landgrafen, also an beide Häupter durch die engsten Verwandtschaftsbande geknüpft war. Aber dem Kurfürsten kam eine solche Rede nicht in den Sinn. Erstlich hätte ihn die Entäußerung der Obergewalt geschmerzt, und dann mochte er auch seinen jungen Vetter nicht recht leiden. Vor Kurzem hatte er mit ihm einen Streit über das Stift Wurzen gehabt, der zwar glücklicherweise unblutig geendet*), aber doch einen Stachel in dem empfindlichen Gemüthe Johann Friedrichs zurückgelassen hatte. Allein auch ohne dies hätte zwischen Beiden nie ein inniges Verständniß eintreten können. Ihre Naturen waren zu verschiedenartig angelegt, als daß sie sich nicht gegenseitig abstoßen mußten.

Was Moritz betraf, so hätte ihm die Uebertragung des Oberbefehls ein reiches Feld für seinen Thatendrang geöffnet, und vor den Einwirkungen fremden Ungeschicks gesichert, hätte er die Sache der Schmalkaldischen Bundesgenossen mit voller Seele umschließen können, ohne befürchten zu müssen, seine Zukunft auf eine ungewisse Karte zu setzen. Wie die Dinge freilich dermalen stan-

*) Der sogenannte Fladenkrieg [1542].

den, mußte er mit Recht Bedenken tragen, einem Bunde beizutreten, dessen schlechte Verfassung so wenig Hoffnung für das Gelingen seiner Unternehmung aufkommen ließ. Weiser schien es ihm daher, sich aufzusparen, um bei einer Niederlage des Bundes, die er fast als zweifellos betrachtete, in seiner Person den sächsischen Landen ein nationales Oberhaupt, und dem deutschen Protestantismus eine letzte Stütze zu sichern.

Der Geschichtschreiber kann sich einer schmerzlichen Regung nicht erwehren bei dem Gedanken, wie Großes der Schmalkaldische Bund unter der Leitung eines genialen Mannes hätte leisten können, und wie wenig er wirklich leistete. Seine Macht war sehr bedeutend, seine Hülfsmittel äußerst zahlreich. Kursachsen, Hessen, Braunschweig-Grubenhagen, Braunschweig-Lüneburg, Würtemberg, Anhalt, die Mark Brandenburg, die Grafschaften Mannsfeld, die freien Reichsstädte Augsburg, Reutlingen, Rotenburg, Donauwerth, Kaufbeuern, Schweinfurt vnd mehrere andere bildeten den Kern des Bundes, Kurpfalz, Kurbrandenburg, Kurköln, die Herzogthümer Sachsen, Jülich und Pommern, die Markgrafschaften Baireuth und Küstrin und viele mächtige Städte, wie Nürnberg, Straßburg, Regensburg u. s. w. waren ihm geneigt, weil sie sich zum Protestantismus bekannten. Wahrlich, eine stattliche Macht für den, der sie zusammenzuhalten und richtig zu verwenden gewußt hätte! Und diese Macht

konnte noch vermehrt werden, indem man durch geschickte Unterhandlungen mit den katholischen Fürsten dem Kaiser seine wichtigsten Bundesgenossen entzog. Dies war nicht so schwer, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Die katholischen Fürsten hegten allerdings den angelegentlichen Wunsch, die neue Lehre zu stürzen; inzwischen lag ihnen dieser Wunsch weit weniger am Herzen, als die Befürchtung, mit dem Falle der evangelischen Partei das Scepter der Alleinherrschaft in die Hände Oesterreichs übergehen zu sehen. Das politische Interesse überwog bei ihnen das kirchliche, und um jenes zu vertheidigen, bedurften sie der Unterstützung des Schmalkaldischen Bundes. — Eben so zweckmäßig als leicht wäre es ferner gewesen, mit dem protestantischen Dänemark und Schweden, so wie mit dem seegewaltigen Lübeck Bündnisse abzuschließen, und hätte man endlich die dargebotene Hand Englands, Frankreichs und der Schweiz angenommen, so hätte man dem Kaiser eine Liga entgegenstellen können, der er jedenfalls hätte erliegen müssen.

Von dem Allen geschah jedoch nichts. Die von den strengkatholischen Herzogen Baierns bereits im Jahre 1542 aus Furcht vor der drohenden Uebermacht des Hauses Oesterreich mit Kursachsen und Hessen angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen sich an der Schroffheit Johann Friedrich's. Kein besseres Resultat erlangte

der von Englands König, Heinrich VIII., 1545 nach Deutschland geschickte Gesandte Christopher Mount. Der Kurfürst stieß sich an das ärgerliche blutige Privatleben Heinrich's und mochte nichts mit dem „verruchten Manne" zu thun haben. Eine gleiche Abneigung hegte er gegen die „falschen Propheten," weshalb auch mit Frankreich kein Vertrag zu Stande kam, so wünschenswerth dies dem Könige Franz gewesen wäre. Der Kurfürst konnte nicht begreifen, wie man mit Jemandem ein Bündniß eingehen könne, der nicht dieselben religiösen Ansichten theile. Er sagte daher dem französischen Gesandten Lacroix geradezu: Wenn es seinem Könige mit der für die Protestanten geäußerten Theilnahme wirklich Ernst sei, so möge er zuerst das Schicksal der Hugenotten in Languedoc und Poitou erleichtern. Dies verdroß Franzen, und er antwortete eben so kurz: man möge ihm keine Vorschriften darüber machen, was er in seinem Lande zu thun habe. Damit hatten alle Unterhandlungen ein Ende.

Daß die Bedenklichkeiten des Kurfürsten in den eben bemerkten Fällen ehrenvoll waren, soll nicht geleugnet werden. Aber politisch waren sie keinenfalls. Es handelte sich ja nicht um eine Privatangelegenheit des Kurfürsten, sondern um die allgemeine Sache seiner Partei, und da galt es, nichts zu versäumen, was die-

ser ersprießlich werden, dem Feinde aber Verlegenheiten bereiten konnte.

Am sonderbarsten waren die Gründe, welche Johann Friedrich gegen einen Bund mit den Schweizern hatte. Eine passendere und nützlichere Verbindung wäre unter den obwaltenden Umständen kaum denkbar gewesen. Die Schweizer hatten ganz dasselbe Interesse, die Sache der Reformation aufrecht zu erhalten, wie die deutschen Protestanten; dabei waren sie tapfere, erfahrene Krieger, und die Erinnerung an die Tage von Granson, Murten, Nancy, verbunden mit ihren neueren Thaten bei Novara und Marignano, umgab ihren Namen mit einer Heldenglorie. Der Landgraf, der sich bereits für den Bund mit England und Frankreich lebhaft interessirt hatte, wußte dies wohl zu schätzen. Er wendete daher, unterstützt von dem vorurtheilsfreien Straßburger Theologen Martin Bucer, alle erdenkliche Mühe auf, den Kurfürsten für das Schweizerbündniß günstig zu stimmen. Doch vergebens; Johann Friedrich weigerte sich hartnäckig. Und warum? Weil die Wittenberger Theologen herausgebracht hatten, daß in einem Buche des schweizerischen Reformators Bullinger der Satz enthalten sei, auch die Heiden könnten selig werden. Entsetzliches Verbrechen in den Augen des frommen und beschränkten Kurfürsten! Was halfen da alle Eingebungen der Politik? Er verschloß

ihnen sein Ohr und überließ die Entscheidung der wichtigen Frage einzig und allein seinen Theologen. Diese Entscheidung fiel denn in der That so aus, wie es von Stubengelehrten zu erwarten war. „Die Schweizer", sagte das Gutachten, „haben eine abweichende Ansicht vom Abendmahle; sie haben die Wittenbergische Concordie von 1536 niemals angenommen; sie reden und schreiben viel freche Dinge, die man nicht leiden kann; sie wollen, einer alten Sage zufolge, ihre Herrschaft bis Ulm ausbreiten; Religion und Staatsklugheit gebieten demnach, sich nicht mit ihnen einzulassen. Die Hauptsache bei einem Kriege ist, daß man auf Gott vertraut und nicht Leute darein mengt, die Zerrüttung und Spaltung anrichten könnten. Denn Gott hat den Stamm Juda gestraft, daß er sich an Aegypten gehängt; das Glück des Judas Maccabäus war aus, sobald er mit den Römern einen Bund machte, und eben so strafte Gott den Josaphat, als er sich mit Ahas verband." — Hiermit waren die Schweizer verurtheilt, und dem Landgrafen und seinen gleichgesinnten Freunden blieb nichts übrig, als die Engherzigkeit zu beklagen, welche, um die Krone der Rechtgläubigkeit im Jenseits zu erlangen, das Diesseits ungebührlich vernachlässigte und die Kraft der Evangelischen am Vorabend entscheidender Ereignisse leichtsinnig schwächte.

Noch niederschlagender mußte hierbei für den un-

befangenen Denker die Wahrnehmung sein, daß der Protestantismus bereits leise Spuren von Verknöcherung zu zeigen anfing. Nicht mehr war es der Geist allein, welcher die Bekenner der neuen Lehre leitete, sondern schon blähte sich neben ihm der Buchstabe des Dogmas und nahm viele sonst helle Köpfe gefangen. Doch dauerte es glücklicherweise noch eine geraume Weile, ehe er seine Herrschaft auch über die Masse auszudehnen vermochte. In ihr lebte zur Zeit noch die warme Begeisterung, welche stets das Vorhandensein der Gefahr weckt, eine Begeisterung die so lange frisch und lebendig blieb, als der Protestantismus sein Martyrium zu bestehen und um seine Existenz zu kämpfen hatte. Erst nach beendigtem Kampfe, nach gewonnenem Siege konnte jene bedauerliche Lethargie allmählich überhand nehmen, welche sich endlich den Geist entwischen ließ und es ruhig duldete, daß der Buchstabe auf usurpirtem Throne herrschte.

Bei der vorwiegend freisinnigen Richtung der Städte und der kleinern Bundesmitglieder machte damals das Scheitern der mit der Schweiz gepflogenen Unterhandlungen, wie überhaupt das zu strenge Festhalten an dem lutherischen Lehrbegriffe einen unangenehmen Eindruck. Mißmuth bemeisterte sich der Gemüther, Vorwürfe wurden laut, und bald zerriß die vollkommenste Zwietracht den Schmalkaldischen Bund. Der Kurfürst zieh den

ihnen sein Ohr und überließ die Entscheidung der wichtigen Frage einzig und allein seinen Theologen. Diese Entscheidung fiel denn in der That so aus, wie es von Stubengelehrten zu erwarten war. „Die Schweizer", sagte das Gutachten, „haben eine abweichende Ansicht vom Abendmahle; sie haben die Wittenbergische Concordie von 1536 niemals angenommen; sie reden und schreiben viel freche Dinge, die man nicht leiden kann; sie wollen, einer alten Sage zufolge, ihre Herrschaft bis Ulm ausbreiten; Religion und Staatsklugheit gebieten demnach, sich nicht mit ihnen einzulassen. Die Hauptsache bei einem Kriege ist, daß man auf Gott vertraut und nicht Leute darein mengt, die Zerrüttung und Spaltung anrichten könnten. Denn Gott hat den Stamm Juda gestraft, daß er sich an Aegypten gehängt; das Glück des Judas Maccabäus war aus, sobald er mit den Römern einen Bund machte, und eben so strafte Gott den Josaphat, als er sich mit Ahas verband." — Hiermit waren die Schweizer verurtheilt, und dem Landgrafen und seinen gleichgesinnten Freunden blieb nichts übrig, als die Engherzigkeit zu beklagen, welche, um die Krone der Rechtgläubigkeit im Jenseits zu erlangen, das Diesseits ungebührlich vernachlässigte und die Kraft der Evangelischen am Vorabend entscheidender Ereignisse leichtsinnig schwächte.

Noch niederschlagender mußte hierbei für den un-

befangenen Denker die Wahrnehmung sein, daß der Protestantismus bereits leise Spuren von Verknöcherung zu zeigen anfing. Nicht mehr war es der Geist allein, welcher die Bekenner der neuen Lehre leitete, sondern schon blähte sich neben ihm der Buchstabe des Dogmas und nahm viele sonst helle Köpfe gefangen. Doch dauerte es glücklicherweise noch eine geraume Weile, ehe er seine Herrschaft auch über die Masse auszudehnen vermochte. In ihr lebte zur Zeit noch die warme Begeisterung, welche stets das Vorhandensein der Gefahr weckt, eine Begeisterung die so lange frisch und lebendig blieb, als der Protestantismus sein Martyrium zu bestehen und um seine Existenz zu kämpfen hatte. Erst nach beendigtem Kampfe, nach gewonnenem Siege konnte jene bedauerliche Lethargie allmählich überhand nehmen, welche sich endlich den Geist entwischen ließ und es ruhig duldete, daß der Buchstabe auf usurpirtem Throne herrschte.

Bei der vorwiegend freisinnigen Richtung der Städte und der kleinern Bundesmitglieder machte damals das Scheitern der mit der Schweiz gepflogenen Unterhandlungen, wie überhaupt das zu strenge Festhalten an dem lutherischen Lehrbegriffe einen unangenehmen Eindruck. Mißmuth bemeisterte sich der Gemüther, Vorwürfe wurden laut, und bald zerriß die vollkommenste Zwietracht den Schmalkaldischen Bund. Der Kurfürst zieh den

Landgrafen der Lauheit im Glauben, dieser jenen der Langsamkeit und des Eigensinns; die Städte meinten, Kursachsen und Hessen gingen zu verschwenderisch mit den Bundesgeldern um; letztere schalten jene, daß sie sparsam zur Unzeit seien. In diesem Gewirre faßte der Kurfürst einmal die Idee, den Bund aufzulösen. Hätte er es gethan und einen neuen auf zweckmäßigeren Grundlagen errichtet, er hätte Lob verdient. Namentlich unterstützte auch Herzog Moritz diesen Gedanken mit Feuer. Er führte in einem aus Dresden vom 25. März 1545 datirten Schreiben aus, wie vortheilhaft es sei, an die Stelle des großen Bundes, der durch die verschiedenartigsten Interessen zerspalten werde, einen kleinen zu setzen, der nur Hessen, Kursachsen und das Herzogthum Sachsen umfasse. Denn besser sei es, dem Feinde mit einer kleinen, aber compacten Masse zu begegnen, als mit einem großen, aber ordnungslosen Haufen.

Wenn irgend noch ein Plan dazu dienen konnte, die Protestanten von dem Abgrunde des Verderbens, an welchem sie standen, zu erretten, so war es gewiß dieser. Allein die persönliche Abneigung des Kurfürsten gegen Moritz war zu groß, als daß er darein hätte willigen können. Er hatte überhaupt den Bund nicht auflösen wollen, um einen neuen zu stiften, sondern nur, um die Hände gänzlich in den Schooß zu legen und Gott allein die Sache anheim zu stellen. Sollte es

einmal ein Bund sein, nun, so war ihm der alte immer noch am liebsten, und da ihm ein dunkles Gefühl sagen mochte, daß es mit der göttlichen Hülfe bei mangelnder menschlicher Thätigkeit doch etwas sehr Mißliches sei, so bequemte er sich jetzt zu einigen Schritten, welche die Zusammenhaltung des auseinander fahrenden Bundes bezweckten. Er hielt zu Anfange des Jahres 1546 einige Convente zu Frankfurt, Worms und Hannover ab. Aber außer der Aufnahme der Stadt Ravensburg in die protestantische Gemeinschaft und der Fertigung einer Recusationsschrift gegen das Concilium zu Trient wurde nichts Erhebliches daselbst zu Stande gebracht.

Es kann einen das nicht wundern, sobald man die schleppende und zeitraubende Art der Verhandlungen kennt, die dort üblich war. Die sächsischen und hessischen Gesandten mußten, um nur Eins zu erwähnen, wegen jeder Kleinigkeit erst an ihre Höfe berichten, ehe sie ihre Stimmen abgeben konnten. Vergeblich trugen die Städte auf Abstellung dieses Uebelstandes an; weder der Landgraf noch der Kurfürst mochte sich dazu verstehen, auf das Recht der letzten Entscheidung zu verzichten und die betreffenden Gesandten mit umfassenderen Vollmachten zu versehen. So gingen Beide in der unheilvollen Laufbahn ihrer Thorheiten immer mehr irre.

Nicht einmal zu einer formellen Erneuerung des Bundes kam es auf jenen Conventen, obgleich derselbe mit dem Jahre 1546 zu Ende ging. An eine innere Umgestaltung war gar nicht zu denken. Man blieb zwar beisammen, aber nur aus Gewohnheit, ohne festen Zweck und Plan, und in dieser traurigen Verfassung wurde man von den Ereignissen überrascht.

Herzog Moritz hatte sich unterdessen, grollend mit der Schwäche und Haltungslosigkeit seiner Glaubensgenossen, des bevorstehenden Reichstags wegen nach Regensburg begeben, wo er von dem Kaiser nicht nur achtungsvoll, sondern sogar herzlich empfangen worden war. Der Kaiser hegte eine gewisse Zärtlichkeit für Moritz, weil er in ihm eine verwandte Natur sah. Es wäre ihm schmerzlich gewesen, ihn beim Ausbruche des Krieges in den Reihen seiner Gegner zu wissen, und er gab sich daher alle Mühe, ihn für sich zu gewinnen. Es glückte ihm, weil sich Moritz gewinnen lassen wollte. Die Zwistigkeiten im Innern des Schmalkaldischen Bundes und namentlich die letzten Vorkommnisse hatten es diesem immer klarer gemacht, daß, wenn es zum Schlagen käme, die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen eine üble Wendung nehmen würden. Wollte er nun in seiner Person dem Protestantismus eine Stütze erhalten, so durfte er sich nicht durch Anschluß an eine für den Augenblick verlorne Sache vorzeitig compromittiren.

Gar nichts zu thun und den Gang der Ereignisse ruhig abzuwarten, ging aber auch nicht in einer Zeit, wo Alles Partei nahm und der mitten inne Stehende Gefahr lief, von beiden Theilen zerfleischt zu werden. Moritz entschloß sich also kurz und trat mit dem Kaiser in ein geheimes Bündniß, worin er demselben Treue, Gehorsam und Beistand versprach, dagegen von ihm die Schirmherrschaft über das Erzstift Magdeburg und das Bisthum Halberstadt übertragen bekam. In dieser Forderung offenbart sich die ganze kluge Voraussicht Moritzens. Wie leicht konnte nicht später aus dem Schirmherrn ein Beherrscher werden! Und wie sehr kam jene Bestimmung den nachmaligen Unternehmungen des Herzogs zu statten!

Aber auch der Kaiser zeigte sich als feinen Politiker. Indem er einen protestantischen Fürsten zum Schutzherrn zweier katholischen Bisthümer ernannte, gab er sich den Anschein, als sei ihm jeder Glaube gleich und als handle es sich bei dem bevorstehenden Kriege lediglich um politische Fragen. Und in gewisser Beziehung war dies auch wirklich seine Ansicht. Das anerzogene Religionsvorurtheil kann immer nur als die zweite Triebfeder seiner Handlungen betrachtet werden; die Politik war die erste. Karl wollte, wie wir schon in „Luther's Leben" angedeutet, das deutsche Kaiserthum in seinem alten Glanze herstellen. Um diesen Zweck zu er-

reichen, mußte er sowohl den Einfluß des Papstes, als die Macht der deutschen Fürsten brechen. Das Erstere schien ihm das Dringendste, und da solches nur durch eine Kirchenversammlung geschehen konnte, so ermittelte er die Einberufung des Conciliums zu Trient. Um aber dasselbe wirksam und achtunggebietend zu machen, mußte es von der vereinten Kraft des gesammten Deutschlands unterstützt werden. Durch diese Berechnung machten die Protestanten einen Strich, indem sie das Concilium nicht beschickten. Dies versetzte den Kaiser, der sich dadurch in seinem liebsten Plane gestört sah, in den heftigsten Zorn. Er hielt es nun für nöthig, zuerst die Protestanten niederzuwerfen, um dann das Concilium desto freier wider den Papst benutzen zu können. Krieg athmete daher sein ganzes Wesen, und die Vorbereitungen dazu betrieb er mit einem geheimen Feuereifer, welchem die Nothwendigkeit, sich zu verstellen, und die vielfachen Hindernisse einen weitern Stachel gaben.

Unter solchen Aussichten nahte der Reichstag zu Regensburg heran, dem, wie früher bestimmt, ein Religionsgespräch vorangegangen war. Ueber das letztere müssen wir einige Worte sagen.

Das Religionsgespräch zu Regensburg nahm gegen Ende des Monats Januar 1546 seinen Anfang. Von päpstlicher Seite waren als Collocutoren bestellt: Pedro Malvenda, ein Spanier, Ehrhard

Billig, ein Kölner Karmelitermönch, Johann Hofmeister, ebenfalls ein Mönch, der bekannte Johannes Cochläus, Daniel Stibar und der Kanzler von Eichstädt. Diesen stellten die Evangelischen Dr. Major, Bucer, Brenz und Schnepf entgegen. Sächsischerseits hatte man Anfangs Melanchthon schicken wollen; aber Luther hatte es widerrathen, mit dem Bemerken: „Sie haben keinen Mann auf jener Seite, der etwas werth sei, und Dr. Major ist mehr denn genug dazu, kann er lehren und predigen, so wird ihm auch nicht sauer werden mit solchen Sophisten zu reden.“ So wurde denn Major geschickt und ihm Dr. Lorenz Zoch, ein Rechtsgelehrter aus Wittenberg, beigegeben. In Major's Wahl hatte man sich nicht vergriffen. Er war ein junger, kenntnißreicher Mann, der mit redlichem Eifer für die Sache des Evangeliums einen sichern Takt beim Disputiren verband. Er und der eben so gewandte als gelehrte Bucer trieben ihre Gegner so in die Enge, daß insbesondere Malvenda nichts mehr sagen konnte als: „Fürwahr, ich verwundere mich!“

Doch alle ihre Anstrengungen konnten zu keinem Resultate führen. Das Ganze war, wie Luther richtig vorausgesehen, „ein nichtig und vergeblich Colloquium.“*)

*) Luther's Brief vom 9. Januar an den Kurfürsten von Sachsen in Marheinecke's Geschichte der deutschen Reformation. Bd. IV. Cap. 10.

Den evangelischen Gesandten war in ihrer Instruction befohlen, von der Substanz in den Lehrpunkten der neuen Kirche nichts nachzulassen, und die katholischen Stimmführer zeigten sich hinwiederum nicht geneigt, Zugeständnisse zu machen, sondern gingen vielmehr darauf aus, ihre Gegner zu bekehren. Selbst die Präsidenten (der Eichstädter Bischof Moritz von Hutten und der Graf Friedrich von Fürstenberg) blieben nicht völlig unparteiisch, sondern hielten fest und steif an dem römischen Glauben und fochten sogar das an, worüber man sich schon in dem Wormser Gespräche (1541) verglichen hatte. So konnte nichts werden. Ueberdies waren die Persönlichkeiten der katholischen Theologen keineswegs geeignet, den Evangelischen eine günstige Meinung von sich beizubringen und ein freundliches Vernehmen mit denselben anzubahnen. „Unsere Widersacher", schreibt Major an seine Wittenberger Freunde, „sind ein Schlangensaame, die ärgste Grundsuppe der Sophisten. Die zwei Mönche Billig und Hofmeister sind unverschämte Gesellen; Malvenda, ein stolzer Spanier, ist nach seiner Landesart aufgeblasen und sucht mit des Kaisers Autorität Alles zu verwirren. Wir aber verachten den Stolz und die Frechheit desselben, haben auch sein thöricht Verhalten etlichemal unterbrochen." Und in einem andern Berichte an den Kurfürsten heißt es: „Die Collocutores sind nicht friedliche und schied-

liche Leute, sondern die ärgsten Schreier und Schänder, auch Sophisten, die keinen Consens, sondern Dissens suchen."

Nachdem man sich beinahe einen Monat unnütz herumgestritten, langte am 25. Februar ein kaiserliches Rescript von Utrecht an, worin das Colloquium einstweilen für suspendirt erklärt, alle und jede Bekanntmachung darüber aber verboten wurde. Die letztere Bestimmung einzugehen, weigerten sich natürlich die Protestanten. Darauf schien man gewartet zu haben, um das Gespräch für immer abzubrechen. Die Protestanten, längst der Chikanen ihrer Gegner müde, beeilten sich, durch Bericht vom 12. März um die Erlaubniß nachzusuchen, nach Hause gehen zu dürfen. Ehe aber noch eine Antwort von Seite der Präsidenten eingegangen, waren sie schon unter Hinterlassung einer schriftlichen Protestation abgereist.

Hatte nun das ungestüme, brutale Benehmen der Altgläubigen während des Religionsgesprächs jeden Rechtlichdenkenden mit Unwillen erfüllt, so stieg dieser bis zur Erbitterung, als die Kunde von einer Schandthat erscholl, die hinlänglich zeigte, wessen römische Glaubenswuth fähig sei.

Mit den protestantischen Abgeordneten war auch ein Spanier, Juan Diaz, nach Regensburg gekommen. In die Theologie der Pariser Universität einge-

weiht, fand er sich dennoch durch die Strahlen der evangelischen Lehre erleuchtet. Zu Genf, Straßburg und Wittenberg trat er in den lichten Kreis derselben. Durch die Uebersetzung der heiligen Schrift in die spanische Sprache hoffte er der Luther seines Vaterlandes zu werden. — Mit Wuth erblickte ihn zu Regensburg sein Landsmann Pedro Malvenda. Als Diaz, der ihn von Paris her kannte, ihn anredete, erhob er ein Jammergeschrei, einen Spanier unter den Ketzern zu finden, welche darüber mehr triumphiren würden, als wenn sie zehntausend Deutsche auf ihre Seite gezogen hätten. Er beschwor Diaz, nicht eine solche Schande auf ihre Nation zu laden. Mit Bescheidenheit lobte dieser dagegen die evangelische Lehre, und als er nach einigen Tagen von Malvenda bestürmt wurde, daß er sich nicht muthwillig den Donnerkeilen des Vaticans aussetzen, daß er nicht die Ankunft des Kaisers erwarten, sondern dem Zorne desselben entgegenziehen, dem kaiserlichen Beichtvater zu Füßen fallen und Verzeihung wegen seines schweren Verbrechens erflehen möge, wobei ihm seine Fürsprache nicht fehlen solle: da gelobte er, daß er der evangelischen Wahrheit bis zum Tode treu bleiben werde, und seufzte über die Finsterniß, die auf Spanien, seinem schönen Vaterlande, laste.

Malvenda klagte ihn durch Briefe bei dem kaiserlichen Beichtvater an. An Alfonso, den Bruder Juan's,

einen Rechtsgelehrten zu Rom, kam nun die Klage über den Ketzer, der sein Geschlecht mit Schmach bedecke. Sogleich bestieg derselbe sein Roß und flog nach Deutschland. Juan hatte sich nach Beendigung des Regensburger Religionsgesprächs nach Neuburg an der Donau begeben, wo er den Druck eines von seinem Freunde Martin Bucer verfaßten Buches besorgte. Auch auf den Lippen des Bruders wirkten nicht auf ihn die Gründe Malvenda's, eben so wenig die Verheißung mehrerer fetter Pfründen, wenn er mit nach Rom ziehe. Da stellte Alfonso sich nach einigen Tagen wie überwunden von der göttlichen Kraft der evangelischen Lehre und bat seinen Bruder, mit ihm zu gehen und dieselbe in Italien zu verkünden, da Deutschland an Priestern für sie einen Ueberfluß habe. Juan war darüber sehr erfreut; aber seine Freunde warnten ihn vor dieser Reise. Alfonso bat nun, daß er ihn wenigstens bis Augsburg begleiten möge; allein Bucer, welcher eben jetzt nach Neuburg kam, rieth seinem Freunde, keinen Fußtritt außerhalb der Stadt zu thun. Da schied endlich der Bruder von ihm mit Thränen und Betheuerungen, wie selig er sich achte, in wenigen Tagen so weit in der Erkenntniß Gottes gekommen zu sein.

Doch von Augsburg kehrte er am 27. März mit seinem Knechte, einem zu Allem fähigen Banditen zurück. Mit einem Beile bewaffnet und von Mordgedan-

ken erfüllt, schritt er zu der Wohnung seines Bruders. Er wachte und wartete unten an der Stiege, welche hinauf der Knecht ging, nach Juan Diaz fragend, an welchen er Briefe abzugeben habe. Dieser sprang vom Lager, als er vernahm, daß ein Bote von seinem Bruder gekommen, und trat in den Söller, wo kaum der Morgen graute. Er las das empfangene Schreiben Alfonso's, worin dieser ihn vor Malvenda's Schlingen warnte. Da schlug ihm der Knecht, der hinter ihm stand, das Beil tief in's Haupt. Ohne einen Schrei auszustoßen, stürzte der tödtlich Getroffene nieder. Der Mörder eilte die Stiege hinab und mit Alfonso vor das Thor; sie sprengten auf flüchtigen Rossen gen Augsburg.

Ruhig hatte ein Jüngling aus Savoyens Adel, Juan's Herzensfreund und Mitstreiter Claude de Senarclay, in der anstoßenden Kammer geschlummert, indeß Diaz auf dem Söller erschlagen wurde; erst das Sporengeklirr des hinabeilenden Banditen hatte ihn aufgeschreckt. Er trat heraus auf den Söller, sah den blutüberströmten Leichnam, und erhob einen durchdringenden Hülferuf. Die Greuelthat wurde schnell ruchbar. Ritter am Hofe des Pfalzgrafen von Neuburg, welche den Erschlagenen geliebt, sprengten den Mördern nach. Nahe vor Innsbruck fanden sie sie schlafend in einem Dorfe; einer von ihnen eilte sogleich vorauf in die Stadt, um bei der Obrigkeit ihre Verhaftung zu bewirken.

Sobald Otto Heinrich, der Neuburger Pfalzgraf, Nachricht davon erhalten, sandte er Räthe nach Innsbruck, um die Strafe der Gerechtigkeit auf die Häupter der Mörder zu bringen; aber kaum war der rechtliche Gang begonnen, als er durch ein Schreiben des Kaisers abgebrochen wurde, welcher meldete, daß er die Beschaffenheit des Handels mit seinem Bruder, König Ferdinand, dem Innsbruck gehörte, untersuchen wolle. Nun waren die Uebelthäter geborgen. Vergebens drangen die Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz, der Landgraf von Hessen, der Herzog Moritz und andere Biedermänner auf die Aburtheilung der Elenden; ihr Ruf nach Gerechtigkeit verhallte, die nachfolgenden Ereignisse verschlangen die Untersuchung, und nie hat man gehört, daß der Brudermörder und sein Genosse bestraft worden seien.*) Nie wird es aber auch die Geschichte dem Kaiser vergeben, daß er bei dieser Angelegenheit seinen Purpurmantel entweihte, indem er ein Verbrechen damit bedeckte.

Den Kopf voll kriegerischer Gedanken, war Karl V. am 10. April in Regensburg angekommen, um den ausgeschriebenen Reichstag abzuhalten. Die katholischen Reichsfürsten harrten seiner schon, und bald fan-

*) v. Woltmann, Geschichte und Politik, I., 319—322; Marheinecke, IV., 411.

den sich auch diejenigen von evangelischer Seite ein, welche es mit dem Kaiser nicht verderben wollten. Dies waren außer Moritz von Sachsen der Braunschweiger Herzog Erich der Jüngere, die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg, Albrecht von Baireuth und Johann von Küstrin. Meistens Leute, auf welche die Protestanten nicht viel gaben. Nur die Genossen des Schmalkaldischen Bundes ließen sich nicht blicken. Man wartete eine Weile; sie kamen nicht und schickten blos Gesandte. Von sächsischer Seite erschienen deren drei: Eberhard von der Tann, Franz Burkhard und Erasmus von Minkwitz.

Am 5. Juni wurde endlich der Reichstag eröffnet. Alsobald loderte auch der Zwiespalt, der lange unter der Asche geglimmt, in hellen Flammen auf. Die päpstlichen Abgeordneten sonderten sich förmlich von den evangelischen ab, und die Gesandten von Kurmainz und Kurtrier erklärten, sie könnten sich mit denen von Kurköln, Kurpfalz, Kursachsen und Kurbrandenburg nicht berathen, weil diese alle evangelisch wären. Eben so ging es unter den übrigen Fürsten. Die päpstlichen Nuntien zeigten ferner an, daß die Glaubensangelegenheit der Kirchenversammlung zu Trient vorliege, und verbanden damit den Antrag, der Kaiser möge die Protestanten zwingen, sich den Beschlüssen dieses Conciliums zu fügen. Diese aber, namentlich die Schmalkaldischen

Bundesverwandten, begehrten Frieden und gleiches Recht, beschwerten sich über die willkürliche Abbrechung des Regensburger Religionsgesprächs, und protestirten gegen das Concilium zu Trient, mit Berufung auf ein Nationalconcil oder eine neue Reichsversammlung oder sonstige Vergleichshandlung. Während des Vorlesens dieser Protestationsschrift umspielte ein fortwährendes Hohnlächeln die Lippen des Kaisers, gerade wie vor sechzehn Jahren zu Augsburg, als damals die Evangelischen zum Schlusse sagten: „Die Pforten der Hölle würden wider ihr Bekenntniß nichts vermögen.“ Im Geiste mochte Karl die protestirenden Rebellen bereits vernichtet sehen. Daß die Idee des Protestantismus nicht besiegt werden könne, gestand sich sein Hochmuth schwerlich zu.

Ehe noch der Monat Juni völlig zu Ende gegangen, reisten die evangelischen Gesandten wieder von Regensburg ab, nicht ohne vorher einen Versuch gemacht zu haben, den Herzog Moritz für ihre Sache zu gewinnen. Doch erhielten sie von ihm nichts als die Zusicherung, daß er bei dem Augsburger Bekenntnisse bleiben werde. — Der Kaiser mußte nun den Reichstagscongreß am 24. Juli 1546 allein unterzeichnen und untersiegeln. Er erwähnte darin der anwesenden Stände gar nicht, sondern sagte nur im Allgemeinen, es sei auf diesem Reichstage theils wegen der Abwesenheit vieler Fürsten, theils wegen der ohne sein Wissen und seine

Erlaubniß erfolgten Abreise der protestantischen Gesandten nichts zu ordnen gewesen, weshalb im nächsten Jahre eine neue Reichsversammlung einberufen werden solle. Der Ton des Aktenstücks war im Ganzen gelassen und friedlich. Anders sah es jedoch im Herzen des Kaisers aus. Dieses zitterte vor Freude, daß alle friedlichen Verhandlungen ohne Resultat geblieben und der Ausgang der deutschen Händel nun doch auf die Spitze des Schwertes gestellt sei. Schon waren eine Menge Offiziere auf die bestimmten Werbeplätze abgegangen, um Kriegsvolk zu sammeln; schon hatte der Cardinal Madruzzi, Bischof von Trient, als Bevollmächtigter des Kaisers am 26. Juni mit Papst Paul III. einen Vertrag abgeschlossen, worin letzterer dem Kaiser für den bevorstehenden Krieg 12,500 Mann italienischer Truppen, 200,000 Goldkronen aus seinem Schatze und 500,000 dergleichen aus den spanischen Kirchen- und Klosterfonds versprach.

Der Krieg brach aus; er begann gleichzeitig mit der Feder und dem Schwerte. Die Evangelischen ließen in einem Rechtsgutachten ihre Unschuld und die Rechtmäßigkeit eines Vertheidigungskrieges ausführen; dann entsandten sie an den Kaiser ein Abmahnungsschreiben, worin sie ihn dringend beschworen, er möge sich durch die Eingebungen des „römischen Antichrists" und des „gottlosen Conciliums zu Trient" nicht zu einem ungerechten Kriege fortreißen lassen. Der Kaiser antwortete

einfach dadurch, daß er den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen in die Reichsacht erklärte. Das Friedenspossenspiel war zu Ende; der Wolf warf den Schaafpelz von sich. Doch übte Karl die Vorsicht, auch hier die Religion aus dem Spiele zu lassen. Er bezeichnete die beiden Schmalkaldischen Bundeshäupter als Ehrgeizige und Friedensstörer, welche unter dem Deckmantel der Religion ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgten, jedes Streben nach Einigung vereitelten, die kaiserliche Hoheit zu beseitigen suchten und die allgemeine Freiheit bedrohten. Um dieser beschwerlichen öffentlichen Tyrannei zu steuern, erhebe sich die kaiserliche Majestät in Waffen; etwas Anderes habe sie nicht im Sinne; wer ihr solches unterlege, verläumde sie.

Eine schlaue Sprache, und ganz berechnet für Diejenigen von der Gegenpartei, welche, zu verzagt, um sich den Wechselfällen eines Krieges auszusetzen, nur einen günstigen Vorwand suchten, um mit Ehren unthätig bleiben zu können! Doch die diplomatische List des Kaisers wurde diesmal zu nichte gemacht durch die noch größere Diplomatenkunst seines Verbündeten, des Papstes. Dieser billigte allerdings Karl's Unternehmen gegen die Protestanten; aber er fürchtete auch dessen Pläne in Bezug auf sich selbst und konnte darum nicht wünschen, daß er sobald mit den Ketzern in Deutschland fertig würde. Um nun die letzteren zu recht entschlosse-

nem Widerstande zu befeuern, machte er die Artikel des mit dem Kaiser abgeschlossenen Bündnisses bekannt. Hieraus ergab sich denn klar und deutlich, daß der Kaiser dem Papste versprochen, Alle, welche nicht in die Beschlüsse des Tridentinischen Concils*) willigten, mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den heiligen Stuhl zurückführen zu wollen. Nicht genug. Einige Tage darnach schickte Paul III. auch eine Bulle nach Deutschland, worin er den Krieg des Kaisers in den stärksten Redensarten päpstlicher Salbung als eine heilige Unternehmung pries und mit reichlichem Ablaß alle Frommen bedachte, die durch Gebet und Gaben an der Ausrottung der Ketzerei arbeiten würden. „Der Weingarten des Herrn", schloß die Bulle, „müsse endlich durch Feuer und Schwert gesäubert werden, und nicht länger solle das von den deutschen Ketzern ausgesäete Unkraut wuchern!"

Die Wirkung, welche dieses Manövre hervorbrachte, war von der Art, daß sie selbst die Erwartung des Papstes übertraf. Ein Schrei der Wuth ging durch das ganze evangelische Deutschland. Der Krieg war nun mit einemmale zum Religionskriege, der Kaiser zum Feldherrn der katholischen Kirche gestempelt. Was hal-

*) Trient heißt lateinisch Tridentum, daher die Kirchenversammlung daselbst concilium Tridentinum.

fen nun die schmeichlerischen Schreiben, welche er an den Herzog von Würtemberg, die Schweizer, die Reichsstädte Straßburg, Ulm, Augsburg ꝛc. erlassen hatte. Seine Anträge wurden allenthalben mit Entrüstung zurückgewiesen, und um die evangelischen Banner sammelten sich zahlreiche Schaaren, bereit, für die reine Lehre zu kämpfen und zu sterben. Die Gährung war außerordentlich; der Haß gegen Kaiser und Papst durchbrach alle Dämme.

Mit einem von solcher Stimmung beseelten Heere hätte eine geschickte Hand viel ausrichten können. So große Fehler auch der Schmalkaldische Bund begangen, er hatte jetzt Gelegenheit, sie alle wieder gut zu machen, wenn er rasch und energisch handelte. Die Begeisterung für eine große Sache ist ein Bundesgenosse, mächtiger denn alle andern; er wird aber gewöhnlich von Denen zu wenig in Anschlag gebracht, die nicht unmittelbar mit dem Volke verkehren. Im Anfange hatte es allerdings den Anschein, als ob die beiden Bundeshäupter ihre frühere Lethargie durch verdoppelte Thätigkeit ersetzen wollten. Der Landgraf meinte, man habe zu lange geschlafen, und betrieb seine Rüstungen mit Eifer; auch der Kurfürst war nicht säumig, und bald hatten Beide 18,000 Mann Fußvolk und 9000 Reiter mit einer hinlänglichen Anzahl Geschütz und mehreren tausend Schanzbauern im Felde stehen.

Noch flinker waren Würtemberg und die evangelischen Städte in Oberdeutschland gewesen. In Ulm hatten sie einen Kriegsrath niedergesetzt, und hier war es auch, wo sie ihre Streitkräfte zusammenzogen. Herzog Ulrich von Würtemberg schickte 28 Fähnlein Fußvolk und 600 Pferde; die oberländischen Städte stellten mehr als 84 Fähnlein, von denen 12 in der Schweiz geworben waren. Vereinigt zogen beide Haufen, zusammen über 20,000 Mann stark, vor Günzburg, wo sie die Kriegsartikel beschworen und ihre Hauptleute erhielten.

Zum Oberbefehlshaber der gesammten städtischen Macht wurde Sebastian Schertlin von Burtenbach erkoren, ein Krieger von großer Erfahrung und glänzendem Schlachtenruhm. An dem mörderischen Tage von Pavia hatte er unter Karl's Fahnen gefochten; in den Türkenkriegen hatte sein Schwert stets vorangeleuchtet, und bei der Erstürmung Rom's durch den Connetable von Bourbon war er als Führer der deutschen Lanzknechte der Haupturheber des Siegs gewesen. Seine kernige Gestalt, die gebieterischen Züge seines durchwetterten Antlitzes, das blaue Auge, aus dem das Feuer seiner Heldenseele strahlte, Alles beurkundete in ihm den Mann, der mit der Gefahr zu spielen gewöhnt war. Keinem Würdigeren konnte der Commandostab in die Hand gegeben werden. Mit einem ungemeinen Thätigkeitsbedürfniß vereinigte er die Fähigkeit, seine Thätigkeit

fruchtbringend zu machen, indem er jede Sache von der richtigen Seite zu fassen verstand. Umsichtig in hohem Grade, vergaß er über dem Größten nie das Kleinste. Sein erfinderischer Kopf kannte tausend Hülfsmittel und gebar Pläne, die oft von großartigem Tiefblicke zeugten. Galt es dann, das Beschlossene auszuführen, so war Schertlin rasch und kühn, wie ein Jüngling. Hindernisse schreckten ihn nicht ab; er wußte sie durch Beharrlichkeit zu überwinden. Dabei war er glühender Protestant, übrigens leutselig im Umgange und auch dem Geringsten mit Wohlwollen begegnend, geliebt daher von den Bürgern Augsburgs, in deren Diensten er stand, und hochverehrt von den Soldaten, die in ihm den tüchtigsten Repräsentanten ihres Standes erkannten. Karl V., der sich auf Menschen verstand, fürchtete ihn mehr als das ganze evangelische Heer. Und er hätte vor ihm zittern können, wenn er allein mit ihm zu thun gehabt hätte.

Den würtembergischen Schaaren wurde Hans von Heideck, gleichfalls ein kriegserfahrener Ritter, als Feldhauptmann zugeordnet, bei welcher Gelegenheit Balthasar von Gültlingen, des Herzogs Abgeordneter bei dem Kriegsrathe zu Ulm, eine Rede an die Truppen hielt, worin er des deutschen Vaterlandes bedrohliche Lage schilderte und dem Papste den nicht eben schmeichel-

haften Titel eines „hoffärtigen und lästerlichen Teufelsknechtes" gab.

Noch vor Ausbruch des Krieges hatten die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes unter sich die Uebereinkunft getroffen, daß die gesammte Bundesmacht sich dahin ziehen solle, wo der Kaiser in Person mit dem Hauptheere sich zeige. Diesem klugen Beschlusse gemäß hätten die oberländischen Krieger nach Sachsen oder Hessen eilen müssen, wenn der Kaiser dort eingerückt wäre, während jetzt Sachsen und Hessen die Verpflichtung oblag, nach Oberdeutschland zu marschiren, weil der Kaiser vor Regensburg lag. Weit entfernt, sich dieser Verpflichtung zu entziehen, beeilten sich der Kurfürst und der Landgraf, derselben nachzukommen. Doch vorher unterließen sie nichts, was die Noth des Augenblicks erheischte. Sie schrieben an den Dogen und Senat von Venedig, um dieselben zu veranlassen, den päpstlichen Hülfsvölkern den Durchzug durch die Landschaften zu verweigern. Dasselbe Gesuch richteten sie an die Etschländer, die Tyroler und die schweizerische Tagsatzung. Die Könige von England und Frankreich sprachen sie um Hülfe an. Den Adel Deutschlands ermahnten sie, diejenigen seiner Unterthanen, welche sich mit dem evangelischen Heere vereinigen wollten, nicht daran zu hindern. Die Markgrafen von Brandenburg suchten sie durch Drohungen und Versprechungen von dem Kaiser abwendig zu machen.

Mit einem Worte, sie entwickelten eine Thätigkeit, an der nichts zu tadeln war, als daß sie zu spät kam und daher auf fast allen Punkten ihren Zweck verfehlte.

Am wunderbarsten erscheint es aber, daß der Kurfürst für die Zeit seiner Abwesenheit den Herzog Moritz zum Hüter seiner Erblande bestellte. Hatte er das Mißtrauen, daß er stets seinem Vetter bewiesen, abgelegt? War es Sorglosigkeit und Leichtsinn? Oder wollte er den Schwankenden durch diesen großen Beweis von Vertrauen vollends an sich fesseln? Wie dem auch sei: nachdem der Kurfürst auf diese Weise für seine häuslichen Angelegenheiten gesorgt, brach er mit seiner und des Landgrafen Armee nach Oberdeutschland auf.

Ehe Beide jedoch noch ihren Zug angetreten, hatte Schertlin bereits mit den Kriegsräthen in Ulm einen vortrefflichen Plan entworfen, durch dessen Ausführung die Streitmacht des Kaisers gleich im Aufkeimen unterdrückt werden konnte. Unweit Augsburg, bei dem Städtchen Fuessen am Lech, war der bedeutendste Sammelpunkt der kaiserlichen Werbung in Oberdeutschland, so daß selbst die evangelischen Städte von den daselbst versammelten Soldaten einen Ueberfall besorgen mußten. Diese Haufen wollte nun Schertlin auseinandersprengen und sich dann der Gebirgspässe bemächtigen, durch deren Besitz er den anrückenden Schaaren des Papstes den Einzug in Deutschland verwehren konnte.

Mit starker Macht setzte er sich in Bewegung. An einem warmen Sommerabende kam er vor Fuessen an. So erschöpft auch seine Lanzknechte waren, so verlangten sie doch, sofort gegen den Feind geführt zu werden. Doch Schertlin gebot ihnen, bis Mitternacht auszuruhen; dann solle ein ungestümer Ueberfall die getäuschten Kaiserlichen vernichten. Letztere hatten indeß keine Lust, einen Zusammenstoß mit der Uebergewalt abzuwarten; sie verließen noch vor Mitternacht ihre Stellung und zogen sich über den Lech auf bairisches Gebiet zurück. Schertlin gewahrte dies nicht sobald, als er ihnen durch seine „Sängerinnen" — so nannte er seine Feldschlangen — einen eisernen Morgengruß nachsandte und sie zu verfolgen beschloß. Zu diesem Ende mußte er die Stadt Fuessen, welche dem Bischofe von Augsburg gehörte, in seine Gewalt bekommen. Er forderte sie zur Uebergabe auf: und der Rath brachte ihm die Schlüssel der Stadt. Eilig warf er eine Besatzung hinein, ließ sein Heer durch Speise und Trank erquicken, und schickte sich nun an, den Lech zu überschreiten. Da erschien ein Abgesandter des Augsburger Rathes und forderte ihn auf, den friedlichen Boden des neutralen Herzogs von Baiern nicht zu betreten. Wie ein Donnerschlag traf dieser Befehl Schertlin's Ohr. In einem Tage hätte er die Feinde eingeholt, angegriffen und geschlagen; sodann wäre er nach Regensburg geeilt, hätte sich auf

das schwache Heer des Kaisers gestürzt und so den Krieg mit einem Schlage beendet. Zudem konnte wohl die Neutralität des Baiernherzogs noch respektirt werden, nachdem die Feinde auf dessen Gebiete eine sichere Zuflucht gefunden? Und war ein solcher zweideutiger Freund nicht viel schlimmer als ein offener Feind? Diese Zweifel quälten Schertlin's Seele; indessen er mußte den Befehlen der Stadt, deren Dienstmann er war, gehorchen. Aber mit schmerzlicheren Gefühlen zog einst Hannibal nicht von Italien ab, als Schertlin jetzt von Baiern.

Doch starke Gemüther verzagen nicht so leicht. Die Verfehlung des einen Zweckes stählte Schertlin für die Erreichung des zweiten. Um das Eindringen der päpstlichen Truppen in Deutschland zu verhindern, war es nothwendig, sich des festen Schlosses Ehrenberg, der sogenannten Ehrenberger Klause, zu bemächtigen. Die einzige Straße nämlich, welche Jene aus Italien nach Deutschland nehmen konnten, führte über Trient nach Innsbruck. Von da konnten sie sich entweder rechts den Inn hinab nach der Burg Kopfstein zu wenden, oder links hinauf durch das Gebirge gehen, an dessen Ende die Ehrenberger Klause so gelegen war, daß eine geringe Mannschaft hinreichte, daselbst eine große Kriegsmacht aufzuhalten. Merkwürdiger Weise war dieser wichtige Punkt, der dem Könige Ferdinand, Karl's Bruder, gehörte, noch nicht besetzt. Eine Versäumniß, welche Schert-

lin unverweilt zu benutzen beschloß. In Eilmärschen rückte er gegen die Festung vor. Gleichzeitig sandte jedoch die Regierung zu Innsbruck, welche Nachricht von Schertlin's Zuge erhalten, eine Abtheilung Hakenschützen nach derselben. Diese langten auch glücklich einige Stunden früher als Schertlin dort an, so daß letzterer, als er bei einbrechender Nacht im Angesichte des Schlosses erschien, dasselbe besetzt fand. Schertlin war indeß nicht der Mann, der sich dadurch verblüffen ließ. Noch in derselben Nacht führte er seine Schaaren zum Sturme, und nach einem kurzen, obwohl blutigen Kampfe mit der überraschten Besatzung pflanzte er das evangelische Banner auf den Zinnen der Burg auf.

Nun wollte Schertlin Innsbruck einnehmen, sich dadurch auch des letzten Passes, der dem Feinde noch übrig blieb, bemächtigen, dann durch Tyrol marschiren, sich dieses Landstrichs durch Besetzung der vornehmsten Städte versichern, und zu guter Letzt das Concilium zu Trient auseinanderjagen. Es war dies ein Lieblingsgedanke von ihm, und er äußert sich selbst darüber in seiner Lebensbeschreibung (S. 90) folgendermaßen: „Ich war willens, das Concilium zu Trient, mit vielen Cardinälen und Bischöfen besessen, heimzusuchen und den Feinden das Loch zu verziehen, daß sie nicht herauskämen." Um aber diesen weitumfassenden Plan auszuführen, bedurfte es der Erlaubniß des Ulmer Kriegs-

rathes. Er suchte darum nach und zählte alle Vortheile auf, welche die beabsichtigte Expedition versprach. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, und man denke sich Schertlin's Erstaunen, als er darin den gemessenen Befehl las, sein Heer zurückzuziehen, „damit der König von Ungarn und Böhmen nicht in einen Feind verwandelt werde." Wer sollte es glauben? Weil König Ferdinand den Schmalkaldischen Bundesgenossen noch nicht den Krieg erklärt hatte, hoffte man, daß er in diesem Kampfe theilnahmlos bleiben würde, er, der bigotte Katholik, der Bruder des Kaisers! Unbegreifliche Blindheit! — So sah sich also Schertlin zum zweitenmale durch das eitle Bestreben seiner Partei, feindselig gesinnte Mächte in Freundschaft zu erhalten, zu Aufopferung eines Planes gezwungen, der von den heilsamsten Folgen gewesen wäre.

Noch machte der siegreiche Feldherr, dessen Feuergeist nach Thaten dürstete, den Kriegsräthen zu Ulm den Vorschlag, mit dem gesammten oberländischen Heere vor Regensburg zu ziehen, den Kaiser zur Flucht zu zwingen und seine Streitmacht zu zerstreuen. Doch auch dieser Vorschlag mußte zurückgewiesen werden, weil eben von den heranrückenden Bundeshäuptern der Befehl eingelaufen war, daß man sich vor ihrer Ankunft in kein Gefecht einlassen solle. Unmuthig verließ nun Schertlin Tyrol, nachdem er der Regierung zu Innsbruck das

Gelübde abgenommen hatte, das auswärtige Kriegsvolk nicht durch die Pässe zu lassen. Die Erfolge seines schönen Zuges hätten, wenn sein Unternehmungsgeist nicht behindert worden wäre, vielfach und glänzend sein können; so war der Besitz der Ehrenberger Klause und der Stadt Fuessen die einzige Frucht desselben.

Von Tyrol wandte sich Schertlin nach Oberdeutschland gegen die Stadt Donauwerth und nahm sie, da der Rath die Uebergabe verweigerte, mit Sturm. Donauwerth lag sechs Meilen von Augsburg, und beide Städte beherrschten die Donau und den Lech. In dieser vortheilhaften Stellung schlug Schertlin ein Lager, zog den vor Günzburg zurückgebliebenen Theil der oberländischen Kriegsmacht an sich und erwartete die Ankunft der sächsischen und hessischen Truppen. Als diese erfolgt war, belief sich die Stärke der Gesammtarmee auf 50,000 Mann mit 120 Kanonen. Dagegen konnte der Kaiser nur 8000 Mann Fußvolk und 700 Reiter stellen; denn die Verstärkungen, die er aus den Niederlanden und Italien erwartete, waren noch nicht angekommen. Ein herzhafter Angriff auf dieses kleine Häuflein hätte es nothwendig zu Grunde richten müssen. Auch verhehlte sich der Kaiser, der eine so schnelle Rüstung bei den Deutschen nicht für möglich gehalten, seine Besorgnisse keinesweges; nur die Heldenstärke seines Charakters und

die Erinnerung an ein ruhmreiches, stets vom Siege begünstigtes Leben hielten ihn aufrecht.

Am meisten vertraute er aber auf die Fehler seiner Gegner, und der Erfolg gab ihm darin Recht. Nach der Vereinigung der verschiedenen evangelischen Heerestheile war das Commando an den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen übergegangen; Ersterem wurde Hans von Heideck mit seinen Schaaren, Letzterem Sebastian Schertlin zugeordnet. Der Landgraf hätte gern den Obergeneral gespielt, um sich durch große Thaten in die Annalen der Geschichte einzuzeichnen; allein die Eifersucht des Kurfürsten ließ dies nicht zu. Noch eifersüchtiger aber, als der Kurfürst auf den Landgrafen, war letzterer auf den Ruhm Schertlin's. Obgleich Philipp in der Geschichte den Namen des „Großmüthigen" führt, so benahm er sich doch hier nichts weniger als großherzig. Anstatt sich durch den Rath eines Mannes leiten zu lassen, der mehr vom Kriegswesen verstand, als beide Fürsten zusammen, bot er Alles auf, um der Thatkraft desselben den Spielraum zu verkümmern, damit er, der einfache Ritter, nicht etwa Lorbeern pflücke, die ihm, dem Fürsten, gebührten.

Gleich im Anfange der gemeinsamen Operationen zeigte sich dies. Schertlin's Ansicht, den Kaiser anzugreifen, war endlich durchgedrungen. Statt aber sofort auf Regensburg zu marschiren, verlor man kostbare Zeit mit

der Einnahme der kleinen bairischen Stadt Rain, worin eine kaiserliche Besatzung lag. Um nicht müßig zu bleiben, hatte Schertlin inzwischen einen Streifzug unternommen, der die Wegnahme der weit wichtigeren Festung Ingolstadt zum Zweck hatte. Schon standen seine kampfglühenden Lanzknechte zum Sturme bereit, als ein Bote von den beiden Bundesobersten ankam, welcher ihm solch verwegenes Beginnen untersagte. Schertlin gehorchte, verwünschte aber im Herzen die Unfähigkeit und Zaghaftigkeit seiner Vorgesetzten. Als er zu dem Hauptheere zurückgekehrt war, mußte er noch erleben, daß man einen ganzen Tag darüber berathschlagte, auf welcher Seite der Donau man nach Regensburg marschiren wolle.

Unterdessen war der Vogel entwischt. Kaiser Karl hatte seine unsichere Stellung bei Regensburg erkannt und sich auf Landshut zurückgezogen, um den sehnlichst erwarteten Hülfsvölkern die Hand zu reichen. Denn noch hatte sich kein Helm aus Italien und den Niederlanden sehen lassen, und noch war sein Heer so schwach, daß es mit leichter Mühe erdrückt werden konnte. Schertlin rieth daher mit Recht, ihm ohne Säumen nach Landshut zu folgen und ja nicht abzuwarten, bis die Verstärkungen angekommen seien. Der Kurfürst pflichtete auch dieser Meinung bei; aber der Landgraf bestritt sie heftig, indem er sich auf die großen Terrainschwierig-

keiten begrief, die man auf einem solchen Zuge zu überwinden haben würde. „Ich sah wohl," sagt Schertlin in seiner Lebensbeschreibung, „der Landgraf wollte den Fuchs nicht beißen; ihm waren alle Furthen und Gräben zu tief und alle Moräste zu breit."

Die Ansicht des Landgrafen ging dahin, den Marsch nach Regensburg fortzusetzen und diese von den Kaiserlichen besetzte Stadt zu belagern; sie wurde endlich angenommen, so sehr auch Schertlin das Nutzlose des vorgeschlagenen Unternehmens darzuthun suchte. Ehe man sich jedoch in Bewegung setzte, erließ man, altdeutscher Sitte gemäß, einen Fehdebrief an den Kaiser. Bei Abfassung dieses Briefes hatte es wieder lange Debatten gesetzt. Man war unschlüssig gewesen, ob man Karl'n darin als Kaiser oder als bloßen König von Spanien oder als keins von beiden tituliren solle. Endlich hatte man sich dahin vereinigt, ihm den Titel eines „vermeintlichen Kaisers" zu geben. Dieses Alles wäre unnöthig gewesen; denn der Kaiser nahm das Schreiben gar nicht an. Als der Edelknabe, der es an einem weißen Stäbchen überbrachte, und der ihn begleitende Trompeter in Karl's Lager erschienen, fuhr sie der Herzog Alba mit den Worten an: „Ihr wäret werth, daß man euch an den ersten besten Baum hinge." Und Karl fügte, indem er dem Edelknaben die Achtserklärung wider den Kurfürsten und den Landgrafen in die Hand drückte,

hinzu: „Geht und nehmt dies euern Herren mit! Laßt ihr euch aber wieder vor mir sehen, so sollt ihr statt des goldenen Kettleins, wie man es Herolden des Kriegs verehrt, einen Strick an den Hals bekommen." Mit solcher Verachtung behandelte der Kaiser zwei Fürsten, die, wenn sie den Muth der That besessen hätten, ihn alle Stunden vernichten konnten.

Aber Karl kannte seine Leute. Er wußte, daß ein entschlossener Mann, wenn auch an der Spitze eines kleinen Haufens, doch unschlüssigen Gemüthern gegenüber immer noch furchtbar genug sei. Zu seiner großen Freude kam übrigens auch um diese Zeit die Verstärkung aus Italien an, welche die Tyroler Pässe bei Innsbruck ungehindert durchschritten und, die Ehrenberger Klause vermeidend, sich den Inn hinabgezogen hatte. Sie bestand aus 12,000 Mann italienischer Kerntruppen, denen die Herzoge von Florenz und Ferrara 900 Reiter beigegeben hatten. Befehligt wurden diese auserwählten Schaaren von Ottavio Farnese, einem Neffen des Papstes Paul, und begleitet von dem Cardinal Alessandro Farnese, der bei seinem Abzuge aus Italien gesagt hatte, „sein Roß solle in lutherischem Blute schwimmen." Noch erwünschter waren aber dem Kaiser 8000 Spanier, die aus seinen italienischen Besitzungen Neapel und Mailand mitgekommen, lauter alte, bewährte Krieger, die er sich in seinen vielfachen Feld-

zügen selbst herangebildet. Dabei hatte er das Vergnügen, zu sehen, daß fast täglich deutsche Lanzknechte in bedeutenden Trupps anlangten, um unter seinen Fahnen zu dienen. Fehlte ihm nun auch noch das Corps, welches ihm der Graf Maximilian von Büren aus den Niederlanden zuführen sollte, so hatte er doch bereits über 30,000 Mann beisammen, und damit fühlte er sich stark genug, dem evangelischen Heere die Spitze zu bieten.

Rasch brach er von Landshut auf, rückte in Eilmärschen bis Regensburg, um das schwere Geschütz, das er hier stehen gelassen, zu holen, zog darauf die Donau hinab gen Ingolstadt und schlug hier ein festes Lager, das schon durch seine Lage fast unangreifbar war. Hinter sich hatte dasselbe die Festung mit kaiserlicher Besatzung, rechts die Donau, links tiefe Sümpfe; im Vorgrunde war eine Ebene.

Als die Bundesarmee, welche auf der andern Seite der Donau marschirte, von dieser Bewegung des Kaisers Kunde erhielt, beschlossen die Führer, ebenfalls in die Nähe von Ingolstadt zurückzukehren. Auf diesem Rückzuge bestand der Landgraf ein kleines Gefecht mit dem Feinde, das darum merkwürdig wurde, weil es Gelegenheit gab, die kleinliche Eifersüchtelei der Bundeshäupter in das hellste Licht zu stellen. Der Kurfürst war nämlich so ungehalten über die That des Landgrafen, daß er ernstlich erklärte, er würde mit seinen Truppen ohne

Weiteres abziehen, wenn mehr der Art ohne sein Wissen geschähe. Eine Empfindlichkeit, die um so kläglicher erscheint, je unzeitiger sie angebracht war! Denn Alles hing jetzt von fester Eintracht und energischem Zusammenwirken ab. Aber in Scenen dieser Art tritt die ganze Mittelmäßigkeit der mit der Oberleitung der evangelischen Angelegenheiten betrauten Personen hervor.

Je mehr nun dieselben auf ihren Fehlern beharrten und sich darin verwickelten, um so mehr schien das Schicksal sich darin zu gefallen, ihnen die Mittel zu liefern, sie wieder gut zu machen. Als sie in der Nähe von Ingolstadt ankamen, hatte der Kaiser noch nicht Zeit gehabt, sein festes Lager zu errichten. Da nun die Evangelischen immer noch die Uebermacht hatten, indem sie seinen 30,000 Mann 50,000 entgegenstellen konnten, so wäre es sehr rathsam gewesen, eine Schlacht zu wagen. Der Kaiser selbst erwartete nichts gewisser, als einen Angriff; aber es geschah nichts. Er ließ darauf die Befestigungsarbeiten beginnen, und auch darin störte man ihn nicht.

Endlich konnte aber doch Schertlin's ewige Mahnung zum Kampfe nicht mehr abgewiesen werden, und man beschloß, das feindliche Lager zu beschießen, um wo möglich den Kaiser aus seinen Verschanzungen herauszulocken. Am Morgen des letzten Augusts 1546 rückte das evangelische Heer gegen Karl's Lager. In der

Gestalt eines halben Mondes zog es heran. Auf einer Anhöhe, wo sonst ein alter Wartthurm gestanden, pflanzte der Landgraf sein Geschütz auf; auf einem andern Hügel postirte sich Schertlin mit seinen Feuerschlünden, worunter die zwölf Feldschlangen waren, die er die „zwölf Apostel" nannte; auch der Kurfürst hatte sämmtliches Geschütz mitgenommen und stellte es vortheilhaft auf. Der Eifer der Soldaten ließ nichts zu wünschen übrig. Froh, daß dem langweiligen Hin- und Hermarschiren durch einen entscheidenden Schlag ein Ende gemacht werden solle, brannten sie vor Begierde, sich mit ihren Gegnern zu messen. Sie sprachen unter einander von der Gerechtigkeit ihrer Sache. War ja die kaiserliche Wahlcapitulation durch den von Karl ohne Mitwissen der Kurfürsten geschlossenen Bund mit dem Papste, durch die verfassungswidrige Aechtung zweier Reichsfürsten und durch die Einführung fremder Truppen in's Reich zur Unterdrückung des evangelischen Glaubens dreifach verletzt worden!

Aber auch die Feinde sahen den Dingen, die da kommen sollten, mit freudigem Gemüthe entgegen. Sie befeuerte vornehmlich die Anwesenheit des Kaisers, welcher, die Wichtigkeit des Tages vollständig erkennend, sich so benahm, wie es dem versuchten Feldherrn geziemte. Festen Auges, ruhigen Angesichtes ging er im Lager umher, sorgte mit bewunderungswürdiger Raschheit des

Ueberblickes für Alles, und verbreitete das unerschütterliche Vertrauen, das ihn selbst beseelte, rings um sich her. Ihres Führers würdig, beobachteten seine Krieger die musterhafteste Ordnung.

Nachdem die evangelischen Schlachthaufen ihre verschiedenen Stellungen eingenommen hatten, hielten die Anführer einen Kriegsrath. Hier trug sich etwas zu, was das Mißgeschick des Tages entschied. Der Landgraf prahlte nämlich, daß, wenn er heut unbeschränkt handeln könne, wie 1534 bei seinem Einfalle in Würtemberg *), er sich getraue, blos mit 2 Regimentern das feindliche Lager zu stürmen. Diese Erinnerung an den Würtemberger Zug, gegen den sich Kursachsen zu seiner Zeit mit allen Kräften gestemmt, verletzte den Kurfürsten dermaßen, daß er den Beschluß durchzusetzen wußte, daß an dem heutigen Tage keine rasche That vorgenommen werden solle. Man vergaß freilich, daß alsdann auch die Beschießung des Lagers unnütz sei.

Diese nahm indeß ihren Anfang. Als der Donner der hessischen und sächsischen Kanonen ertönte, schickte der Feind 5000 Hakenschützen aus den Schanzen, um während eines Scharmützels mit den Evangelischen die Stellung ihrer Geschütze zu besichtigen. Da drang Schertlin, der bis jetzt unthätig gewesen, in den Land-

*) Luthers Leben III, 341.

PUBLIC LIBRARY



KAISER KARLS V. FLUCHT IN TYROL.

grafen, auch abfeuern zu dürfen. Nur mit Mühe erlangte er von dem eifersüchtigen Philipp die Erlaubniß. Kaum aber hatten seine „zwölf Apostel" ihre Eisenballen versendet, als die feindlichen Hakenschützen hinter die Schanzen zurückwichen und sich den ganzen Tag nicht wieder sehen ließen. Durch diesen raschen Erfolg stieg der kriegerische Muth in dem evangelischen Heere. Die Soldaten verglichen das Gefecht in einem nach der Sitte der Zeit kirchlich gefärbten Witze mit einem Gottesdienste. Die zwölf Apostel hätten, scherzten sie, den „Eingang" getönt; wie vom untern Chore herauf, höre man das „Kyrie eleyson" im Donner des kurfürstlichen Geschützes folgen; die Würtemberger machten das „Gradual" und die oberländischen und hessischen Streiter sängen zusammen das „Halleluja" und „Sequenz"; das „Opfer für die Ruhe der Todten" werde nach Erstürmung des kaiserlichen Lagers um den Altar herumgetragen werden und die evangelischen Krieger würden mit Pulverkerzen tapfer dazu leuchten.

Man sieht hieraus, daß man auf evangelischer Seite fest an einen Sturm auf das feindliche Lager glaubte. Auch Schertlin nährte diese Hoffnung, und da er nur einen Falkonetschuß von den Verschanzungen entfernt war, ihnen also am nächsten stand, so nahm er die gefahrvolle Ehre des ersten Angriffs für sich in Anspruch. Er richtete zu diesem Endzweck feuervolle Ermahnungen

an seine Oberländer und die drei Regimenter, welche unter den Befehlen Georg's von Ravensburg, Bernhard's von Dalheim und des Herzogs Albrecht von Braunschweig ihm beigegeben waren. Und alle Obersten und Hauptleute sagten ihm mit Handschlag zu, daß sie Leib und Leben nicht achten und mit ihm tapfer sein würden, wenn er den Feind im Lager angreifen wollte.

Kurz, Alles ließ sich auf's Beste an, als wiederum der Landgraf hindernd entgegentrat. Seine Eifersucht, die stärker als je erwachte, mochte nicht zugeben, daß sein Nebenbuhler eine That vollführe, auf die er selbst hatte verzichten müssen. Er und der Kurfürst beschieden Schertlin vor sich und untersagten ihm in den bestimmtesten Ausdrücken den Sturm. Schertlin hörte sie schweigend an. Als aber die beiden Fürsten ihm zu bedenken gaben, daß sie Land und Leute zu verlieren hätten, versetzte er mit edlem Stolze: „Und ich Burtenbach!" — Bittere Gefühle im Herzen, begab sich der Held zu seinen Schaaren zurück, die den Schmerz ihres Führers theilten und die Unthätigkeit verwünschten, zu der man sie wider ihren Willen verurtheilte. Inzwischen neigte sich der Tag und der Abend brach herein, ohne daß etwas Entscheidendes geschehen war.

Gegen 3000 Kugeln waren in das kaiserliche Lager geschossen und etwa 500 Feinde getödtet worden. Welches beschämende Verhältniß! Nie ward mit einem

grösseren Aufwande von Mitteln ein winzigeres Resultat erzielt! Nie standen sich zwei Heere mit höheren Erwartungen gegenüber und nie wurde weniger vollbracht! Die Bundeshäupter schadeten durch ihr unverantwortliches Benehmen an diesem Tage der protestantischen Sache mehr, als man damals glaubte. Wenigstens trugen sie die Schuld, daß noch hundert Jahre nachher bei Breitenfeld und Lützen Ströme von Blut vergossen werden mußten, um politische und kirchliche Fragen zu lösen, die schon jetzt zur Entscheidung gebracht werden konnten.

Die verblendeten Fürsten ließen sich jedoch davon nichts träumen. Sie glaubten vielmehr Wunder welche Bravour bethätigt zu haben. Bei dem nächtlichen Mahle, das dem schnöde verlornen Tage folgte, hob der Landgraf einen goldnen, weingefüllten Becher und trank ihn dem in sichtlicher Verstimmung dasitzenden Schertlin auf das Wohl der Todten zu, die ihr Geschütz heute niedergeworfen habe. „Gnädiger Herr", antwortete da Schertlin mit Nachdruck, „ich weiß nicht, welche weibliche Leute unser Geschoß heute zu Todten gemacht; wohl aber weiß ich, daß keiner der Lebenden im feindlichen Lager den Fuß hinter sich gezogen hat." — Er hatte Recht. Nur nach einem wirklichen Erfolge, d. h. nach der Herausschlagung des Feindes aus seinen Schanzen, konnte man ein Siegesfest feiern. Nach einer fruchtlosen Kraftan-

strengung, einer unnützen Zurschautragung militärischer Schreckmittel, wie es hier der Fall, war dies lächerlich.

Der Kaiser dankte im Stillen seinem Glücke, daß der Sturm unterblieben war. Er hatte ihn, wie gesagt, erwartet; aber als der Mittag herangekommen, ohne daß das Gefürchtete geschehen war, merkte er, daß nichts zu besorgen sei. Fünf Tage und fünf Nächte stand ihm das evangelische Heer in Schlachtordnung gegenüber, vergebliche Schüsse abfeuernd und Zeit und Kraft in kleinen Gefechten vergeudend. In der letzten Nacht gewahrte Karl eine gewaltige Bewegung unter den Bundesgenossen, und wer malt sein Erstaunen und seine Freude, als er bei einbrechendem Morgen dieselben in vollem Rückzuge sah! Er konnte es sich nicht versagen, zu Pferde zu steigen und mit Herzog Alba vor das Lager zu reiten, um das angenehme Schauspiel ganz zu genießen. Von diesem Augenblicke an wußte er, daß die Verbündeten nie etwas Bedeutendes gegen ihn unternehmen würden, und mehr als je durchdrang ihn die Gewißheit des Sieges.

Der unerwartete Abzug der Evangelischen war durch die Nachricht veranlaßt worden, daß der Graf Maximilian von Büren mit der niederländischen, 20,000 Mann zählenden Verstärkung im Anzuge sei. Die Nachricht war richtig. Graf Christoph von Oldenburg, welcher den Niederländern den Uebergang

über den Rhein hatte wehren sollen, hatte dies nicht zu bewerkstelligen vermocht. Um nun nicht zwischen zwei Feuer zu gerathen, hielten es die Führer des evangelischen Heeres für angemessen, dem Grafen Büren entgegenzugehen, ihn zu schlagen und dann erst wieder die Operationen gegen den Kaiser vorzunehmen. Sie marschirten demzufolge über Neuburg und Donauwerth nach Wemdingen. Doch ihr Plan schlug fehl. Vorausgeschickte Boten des Kaisers führten das Büren'sche Corps auf sichern Wegen von Nürnberg nach Regensburg, von wo es in stürmischer Eile nach Ingolstadt marschirte und sich mit dem Hauptheere vereinigte, das dadurch auf 50,000 Mann anwuchs, also eben so stark ward, als die evangelische Kriegsmacht.

Von nun an kann der Feldzug als verloren für die Protestanten betrachtet werden. Auch ging der Kaiser sofort aus der Vertheidigung zu dem Angriffe über. Sein erstes Unternehmen war gegen Neuburg gerichtet. Die Stadt ergab sich, da sie keinen Entsatz hoffen durfte, und der Kaiser entließ die protestantische Besatzung, nachdem sie hatte schwören müssen, niemals wieder gegen ihn und sein Haus zu streiten. Ein Eid, den später Schertlin für unziemlich erklärte und wovon der Kriegsrath die betreffenden Truppen entband.

Mittlerweile nahmen neben den äußeren auch die innern Angelegenheiten des Bundesheeres eine immer

schlimmere Wendung. Das lange Hinausziehen des Kriegs führte Geldmangel und dieser wieder Desertionen herbei. Dazu kamen die Zwiste unter den Anführern, die von Tag zu Tage heftiger wurden und einen völligen Bruch herbeizuführen drohten.

Während des Hin- und Hermarschirens an der Donau hatte der Landgraf einst ein Blockhaus anlegen lassen. Schertlin, der nicht wußte, von wem der Anschlag gekommen, mißbilligte denselben. Der Urheber des Anschlags, meinte er, müsse des Kriegs in den Niederlanden gewohnt sein; denn nur da befehde man sich aus Blockhäusern, indem die dortige Gegend von Gräben durchschnitten sei, die das Kämpfen auf offenem Felde erschwerten. — Unglücklicherweise hatte der Landgraf diese Worte vernommen. Er trat hinzu und warf Schertlin mit unverkennbarer Gereiztheit vor, daß ihm Niemandes Rath gefiele, als der seinige, und daß er Allen und Jedem zumuthe, seinen Ansichten gehorsam zu sein. — „Gnädiger Herr", erwiederte Schertlin kurz und rauh, „wenn Euch mein Rath und mein Thun nicht mehr gefällt, so stellt einen Andern an meinen Platz!" — „So?" brauste nun Philipp auf, „jetzt wollt Ihr fort, jetzt, wo es rauh hergehen soll? Das wäre ein feiner Handel!"

Die Beschuldigung, welche in diesen Worten lag, verwundete Schertlin an der empfindlichsten Stelle, und

mit edelherzigem Ungestüm antwortete er: „Nicht Furcht ist es, die mich so sprechen hieß. Gott weiß es, daß ich gern fechte und freudig ausharre! Aber ich muß auch sehen, daß man Ernst macht. Noch sind wir stark genug, mit dem Kaiser zu schlagen; noch ist unser Heer mit aller Rüstung wohl und genugsam versehen. Warum uns also auf die Finkennester legen? Warum nicht lieber frisch und fröhlich zugreifen, damit wir einmal der Last los und ledig werden? Je länger der Krieg währt, desto schlimmer für uns! Der Kaiser ist ein großmächtiger Herr, dem auf die Länge nicht widerstanden werden kann." So viel Wahrheit in dieser Aeußerung lag, da in einem Revolutionskriege nicht schnell siegen so viel als gar nicht siegen heißt, so diente sie doch nur dazu, des Landgrafen Zorn zu steigern. Seiner kaum mehr mächtig, rief er: die oberländischen Städte und deren große Hansen sprächen nur immer vom Schlagen, damit sie von den Gästen um ihre Mauern her befreit würden. Ja, er vergaß sich so weit, dem verdienten Krieger alle erwiesenen Wohlthaten vorzuwerfen. Tiefgekränkt wandte sich nun Schertlin ab und drückte im Fortgehen die Bewegung seines Innern in den Worten aus: „Gnädiger Herr, ich will mir gefallen lassen, was Euch wohlgefällt, aber an Schuld und Ehre ferner keinen Theil haben."

Um Mitternacht war dieser unselige Zwiespalt vor-

gefallen. Viele Grafen und Edelleute hatten ihn mit angehört. Zwei davon, Georg von Reckenroth und Graf Ludwig von Oettingen, eilten sogleich dem städtischen Feldherrn nach und baten ihn, die Unbilligkeit des Landgrafen, welche sie Alle tadelten, nicht dem Ganzen entgelten zu lassen. Der Landgraf selbst fühlte, sobald er wieder zur Besinnung gekommen, Reue über sein unfürstliches Benehmen. Als er daher am andern Morgen Schertlin, ohne daß dieser ihn bemerkte, vorüberreiten sah, sprengte er ihm nach und sagte entschuldigend: er wäre am gestrigen Abende voll Weins gewesen; darum bäte er ihn, Alles, was da vorgegangen, „im alten Stalle" stehen zu lassen. Schertlin war gern bereit, die persönliche Beleidigung zu verzeihen, konnte aber nicht umhin, im Allgemeinen hinzuzusetzen: „Ich kann zu diesem Kriege kein Herz fassen; Zeit und Weile wird mir dabei lang; wo ist denn hier der Ernst zum rechtschaffenen Kriege zu sehen?" Hiermit sprach er seine innerste Herzensmeinung aus. Der Ueberdruß verzehrte ihn. Er sehnte sich weg von diesem Schauplatze der Unfähigkeit und der Fehler, und bald sollte das Schicksal seinen Wunsch erfüllen.

Noch einmal schien es zwar, als sollte Schertlin's heftiges Verlangen nach einer entscheidenden Schlacht befriedigt werden, indem beide feindliche Heere bei Nördlingen sehr nahe zusammengeriethen; aber es wurde wieder nichts daraus, da beide Theile sich scheuten, den

Angriff zu machen. Nur einige kleine Gefechte wurden geliefert, wobei weiter nichts herauskam, als daß die Evangelischen einen ihrer Führer, den tapfern Herzog Albrecht von Braunschweig, durch den Tod verloren. Bei Giengen bezogen sie ein festes Lager. Hatte früher der Landgraf mit Bezugnahme auf seinen 1534 bei Laufen erfochtenen Sieg geprahlt, er wolle den Kaiser nach „Laufen" schicken, so witzelten nun die Kaiserlichen: der Kaiser habe den Landgrafen nach „Giengen" geschickt.

Karl lagerte bei Nördlingen. Trotz seiner podagrischen Schmerzen hätte er gern eine Schlacht geliefert, wenn er nur mit Vortheil hätte angreifen können. Aber das Bundesheer blieb hartnäckig hinter seinen Verschanzungen liegen. Man suchte es herauszulocken; vergebens. Durch Spott wollte Herzog Alba den hochfahrenden Landgrafen reizen, indem er ihn fragen ließ: warum er so auf den Bergen und Büheln herumläge, statt in das freie Feld hinabzurücken und eine Schlacht zu wagen? Doch Philipp von Hessen ließ höhnisch zurücksagen: auf freiem Felde hätten er und seine Bundesgenossen fünf Tage bei Ingolstadt gelegen; warum damals der Herzog hinter seinen Schanzen geblieben sei?

Während sich so die Führer der beiden Heere mit Spottreden statt mit Waffen bekämpften, wurde Schertlin von der Stadt Augsburg, die sich vor einer Ueber-

rumpelung durch die kaiserlichen Truppen nicht mehr sicher hielt, nach Hause gerufen. Schertlin gehorchte mit Freuden dem Befehle, der ihn von einem Felde abrief, wo augenscheinlich keine Lorbeern für ihn und seine Partei wuchsen. In düsterer Herbstnacht verließ er das Lager, gefolgt von 70 Reitern und 100 Hakenschützen. Drei Fähnlein Fußvolk hatte er voraus nach Lauingen geschickt, um dieser Stadt, die stündlich den Kaiser vor ihren Mauern erwartete, zur Besatzung zu dienen.

Auf der Mitte des Weges vernahm er heftiges Schießen. Er glaubte, es seien Freudenschüsse der Lauinger, veranlaßt durch die Ankunft jener drei Fähnlein. Unbesorgt ritt er also weiter. Noch etwa eine halbe Meile von der Stadt entfernt, stutzte plötzlich sein Vortrab. Er fand sich zwischen feindlichen Feldwachen. Eben brach der Mond durch das Gewölk und beleuchtete die Gegend. Schertlin gewahrte deutlich in geringer Entfernung Zelte, Wachtfeuer, blitzende Waffen, und konnte nicht mehr zweifeln, daß er sich mitten im Bereiche des feindlichen Lagers befand. Die ersten Feldwachen, an denen er vorbeigekommen, hatten seinen Haufen wahrscheinlich für eine befreundete Schaar gehalten und demgemäß ruhig passiren lassen.

Der Kaiser war in der That vor Lauingen angelangt, und Schertlin demselben unwissentlich in's Garn gegangen. Welche Entdeckung für den Letzteren! Er kannte den un-

versöhnlichen Haß des Kaisers gegen ihn; er wußte, daß derselbe geschworen, ihn überallhin zu verfolgen und sein Blut in allen Ländern zu suchen. Ihm in die Hände fallen hieß also dem sichern Tode entgegengehen. Gewiß mancher unerschrockene Mann würde in solcher Lage gebebt haben. Nicht so Schertlin. In Fällen dieser Art zeigte sich die Geistesgegenwart dieses großen Kriegers im hellsten Lichte. Er verhehlte sich nicht, daß seine Rettung nur noch durch seine Kühnheit möglich sei, und sagte daher schnell gefaßt zu seinen Treuen: „Mir nach, ihr lieben Brüder! Denn nur meiner Haut gilt es, wenn die Sache mißrathen sollte. Nur mein Leben steht in Gefahr, wenn wir gefangen werden. Wollt ihr dem Kurfürsten, dem Landgrafen und allen fürstlichen Ständen die Antwort bringen: ihr hättet mich mitten unter meinen Feinden allein gelassen? Euch habe ich zur Rettung meines Leibes vor Allen auserwählt. Gilt Schertlin nichts mehr bei Euch? Wohin wollt ihr gehen? Auf, mir nach! Ich rücke auf Lauingen zu."

Diese energische Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Soldaten folgten freudig ihrem bewährten Führer, der kaltblütig vorwärts ritt. So gelangten sie bis an die Gärten der Stadt, wo die spanische Wagenburg ihnen fast jeden Zugang versperrte. Schertlin rief die Spanier in deutscher Sprache an; sie antworteten ihm in spanischer. Darauf ließ er, um sich den Wa-

chen auf dem Walle zu erkennen zu geben, seine Stimme mächtig erschallen und rief die Namen der Hauptleute, die in der Stadt lagen. Die Spanier, durch solche Keckheit völlig getäuscht und der deutschen Sprache unkundig, glaubten, er sei ein deutscher Oberster des Kaisers und habe den Auftrag, die Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Ungehindert ließen sie ihn daher weiter ziehen; auch die Vorwachen, die er noch zu passiren hatte, hielten ihn nicht auf, und so kam er mit seinem Gefolge glücklich an das Thor, das ihm von der Besatzung geöffnet wurde.

Dieser Zug charakterisirt Schertlin besser, als eine bogenlange Schilderung, und bewahrheitet zugleich den alten Satz, daß das Glück dem Kühnen hold sei. Hätten nur auch die Bundeshäupter denselben beherzigt!

Schertlin überzeugte sich bald, daß Lauingen nicht zu halten sei. Er brach daher nach kurzem Verweilen nach Augsburg auf, wo seine Ankunft die lebhafteste Freude bei der Bürgerschaft hervorrief. Schnell war eine nicht unbeträchtliche Macht gesammelt, womit er den kleinen Krieg begann und dem Feinde vielen Abbruch that. Nie aber ließ er sich bewegen, zu dem großen evangelischen Heere zurückzukehren. Dies darf indeß nicht zu dem Glauben verleiten, als habe ihn der Mißmuth über die daselbst erlittene Behandlung den allgemeinen Interessen entfremdet. Keineswegs. Er hörte

weder auf, sich mit denselben zu beschäftigen, noch verzweifelte er je an dem Siege seiner Partei. Er wollte nur nicht unter Führern dienen, die er übersah. Darum entwarf er einen Plan, welcher, indem er ein gedeihliches Zusammenwirken der gesammten protestantischen Kräfte möglich machte, ihm zugleich ein selbstständiges Commando sicherte.

Dieser Plan ruhte auf folgenden Grundlagen. Der Herzog Ulrich von Würtemberg, der, wenn dem Kaiser Oberdeutschland preisgegeben wurde, das Aergste zu fürchten hatte, bot Alles auf, um dem Kriege eine entscheidende und glückliche Wendung zu geben. Er brachte daher 10,000 Mann frischer Truppen zusammen und ließ dieselben zu Schertlin's kleiner Armee stoßen, die ohngefähr eben so stark war. Wurden hiermit die in Ulm liegenden Fähnlein vereinigt, so wie alle Streitkräfte, über die man allenfalls verfügen konnte, dazu gezogen, so konnte in kürzester Zeit ein Heer von 40,000 Mann dastehen. Damit wollte Schertlin direct nach Lauingen marschiren und den Kaiser angreifen, während ihm der Kurfürst und der Landgraf von Giengen aus in die Flanke fallen sollten. So hätte das feindliche Heer zwischen zwei Streitmassen kämpfen müssen, deren jede schon allein ihm gewachsen war. Das Resultat konnte kaum zweifelhaft sein. Der Kaiser wäre, wenn die protestantischen Krieger nur halbwegs ihre Schuldig-

keit gethan hätten, erdrückt, geschlagen, vernichtet worden. — Gewiß, ein Plan, der höchsten Beachtung würdig! Aber die Bundeshäupter hatten nun einmal keinen Sinn für Großes. Sie verwarfen den Vorschlag, wie sie alle früheren verworfen hatten, aus Eifersucht gegen Schertlin und unüberwindlicher Unentschlossenheit.

Sechs Wochen lag das evangelische Heer unthätig im Lager bei Giengen. Der Unmuth der oberländischen Bundesgenossen, welche die ganze Last des Krieges zu tragen hatten, stieg inzwischen höher und höher. Sie weigerten sich entschieden, neue Geldsummen zu zahlen, und beriefen sich auf das Sprüchwort: „Ungleiche Schüsseln machen schielende Brüder.“ Die Soldaten, welche keinen Sold erhielten, wurden täglich schwieriger; die Desertionen vervielfältigten sich; der Winter stellte sich mit ungewöhnlicher Strenge ein, und endlich konnten sich's die Führer selbst nicht mehr verhehlen, daß sie das Feld unmöglich noch lange gegen den Kaiser behaupten könnten.

In dieser Lage der Dinge wurde ein Kriegsrath gehalten. Drei Wege nur standen offen. Entweder mußte eine Schlacht gewagt, oder ein Winterlager bezogen, oder ein Friede vermittelt werden. Man entschloß sich zu dem Letzteren, weil es am wenigsten Thatkraft erforderte. Es erging ein Schreiben an den Markgrafen Johann von Brandenburg, um durch diesen die Un-

terhandlungen einzuleiten. Der demüthige, unterwürfige Ton, in welchem dasselbe gehalten war, machte den Schritt noch schmachvoller, als er schon an sich erschien. Aber die Bundeshäupter waren bereits so entmuthigt und verzagt, so gänzlich zerknirscht, daß sie das Erniedrigende ihrer Handlungsweise gar nicht mehr fühlten.

Für den Kaiser war die Ankunft dieses friedeflehenden Briefes ein Triumph ohne Gleichen. Er ließ ihn, um auch seine Krieger von der Schwäche seiner Gegner zu unterrichten, vor der ganzen Schlachtordnung ablesen. Einer Antwort wurde der evangelische Herold nicht gewürdigt. Erst als derselbe am andern Morgen mit der Bitte um Resolution wieder erschien, ließ ihn der Kaiser durch den Markgrafen Johann von Brandenburg bedeuten: es könne nicht eher von Frieden die Rede sein, als bis der Kurfürst und der Landgraf sich selbst und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer, ihre Länder und alle ihre Unterthanen der kaiserlichen Majestät auf Gnade und Ungnade ergeben hätten.

Man sollte glauben, dieser grenzenlose Hohn hätte die beiden Fürsten wieder zu sich selbst gebracht. Aber nein! Sie entblödeten sich nicht, das Maaß ihrer Demüthigung voll zu machen, indem sie die Bitten um Frieden und billige Bedingungen wiederholten. Natürlich mit eben so wenig Erfolg, als das erstemal. Ihre Rathlosigkeit erreichte den höchsten Grad. Nur noch

ein Anstoß von außen durfte hinzukommen, und sie beeilten sich den Heimweg zu suchen. Dieser Anstoß blieb nicht aus, indem plötzlich die Schreckenskunde erscholl, daß Herzog Moritz als Vollstrecker der kaiserlichen Achtserklärung die Länder des Kurfürsten von Sachsen in Besitz nehme. Nun war Johann Friedrich nicht mehr zu halten. Auch machten seine Mitverbündeten keinen Versuch dazu, da sie alle eines Krieges herzlich satt waren, der kein Resultat versprach.

In der letzten Woche des Novembers 1546 brach das evangelische Heer von Giengen auf. Bei Heidenheim trennte es sich. Der Kurfürst, dem der Landgraf einen großen Theil seiner Truppen überlassen hatte, schlug den Weg nach Sachsen ein; Philipp kehrte nach Hessen, die Würtemberger nach Würtemberg, die Uebrigen in die betreffenden Reichsstädte zurück. Der Kurfürst war so sehr von Geldmitteln entblößt, daß er auf dem ganzen Marsche brandschatzen mußte, um nur seine Soldaten bezahlen zu können.

So ruhmlos, ja erbärmlich endete ein Feldzug, der mit so herrlichen Aussichten für die Evangelischen begonnen hatte. Zeit, Geld und Menschenleben waren umsonst verschwendet. Man hatte nichts, auch gar nichts erreicht. Die Religionsfrage war nicht einen Schritt weiter gerückt und die politische Selbstständigkeit der einzelnen Reichsstände durch die autokratischen Gelüste des

Kaisers so bedroht wie vorher. Nicht einmal ein magerer Vergleich war erlangt worden. Und hätte man sich nur noch trösten können mit dem Gedanken, daß das Mögliche versucht worden sei, um der mißlichen Sachlage eine andere Wendung zu geben! Aber auch dieser Trost fehlte. Man hatte weder gewagt zu schlagen, noch den Muth gehabt zu bleiben, sondern man war nach langem Nichtsthun furchtsam davongegangen. Freilich hatte man sich mit dem Versprechen getrennt, im Frühjahre wieder zusammenkommen und den Krieg fortsetzen zu wollen Aber was konnte während dem nicht Alles geschehen? Welcher ungeheure Zeitraum waren nicht vier verlorne Monate, einem Feinde gegenüber, den man bewaffnet hinter sich ließ? Glaubten etwa die evangelischen Fürsten, der Kaiser werde in der Zwischenzeit ebenfalls nichts unternehmen? Ja wohl glaubten sie es, weil Winterfeldzüge damals etwas sehr Ungewöhnliches waren. Aber Karl war auch kein gewöhnlicher Mensch; er war weder ein Johann Friedrich, noch ein Philipp. Er wußte die Gelegenheit zu nützen und die Gunst des Augenblicks zu würdigen. Obwohl von Krankheit gequält, verschmähte er doch, sich eher Ruhe zu gönnen, als bis er den vollständigsten Sieg errungen. Vergebens suchten selbst seine Unterbefehlshaber ihm das Unthunliche eines Winterfeldzugs einzureden; er ließ sich durch ihre Befürchtungen nicht irre machen. Und er hatte gute

Gründe dazu. Denn hätte er die Kriegsoperationen für den Winter ausgesetzt, so wären die italienischen Hülfsvölker, unter dem Vorwande, daß ihnen das nordische Klima zu rauh sei, nach Italien zurückgekehrt. Wer bürgte ihm aber bei der launischen und hinterlistigen Politik des Papstes dafür, daß sie sich im Frühlinge wieder einfinden würden? Führte er dagegen den Krieg fort, so mußten sie Ehren halber bei ihm aushalten. Dazu kam, daß jetzt, wo das evangelische Heer auseinander gegangen, Städte und Länder um so leichter erobert werden konnten, als es ihnen an jedem nachhaltigen Schutze fehlte. Karl schwankte daher nicht in der Wahl des einzuschlagenden Weges. Krieg! riefen alle Stimmen in ihm, und er folgte der Mahnung seines Genius.

Durch kluge Wendungen nahm er zuvörderst Donauwerth, Hochstädt, Dillingen und andere Städte ein. Dann ging es in unaufhaltsamem Siegeslauf weiter. Ohne Schwertstreich fielen die wichtigen Plätze Nördlingen, Bopfingen, Dinkelsbühl, Hall und Rotenburg in seine Hände, und ehe man sich's versah, stand er an Würtembergs Grenzen, bereit, den verheerenden Strom seiner Waffen über das unvertheidigte Land hereinbrechen zu lassen. Herzog Ulrich war in Verzweiflung. Der Kaiser verlangte Ergebung ohne Bedingung. Was sollte er thun? Den Tod der Schande vorziehen und sich in dem

festen Schlosse Hohentwiel bis zum letzten Blutstropfen wehren? Das hätte ein Held gethan; aber Ulrich war keiner, sondern nur ein Prinz von gewöhnlichem Schlage. Um als Fürst fortexistiren zu können, ließ er sich die schmachvollsten Bedingungen gefallen. Er versprach, dem Kaiser gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, seine bisherigen Bundesgenossen, Beistand zu leisten; er verpflichtete sich, ihm 300,000 Gulden als Ersatz für die aufgewandten Kriegskosten auszuzahlen; er räumte ihm die drei wichtigsten Festungen seines Landes, Hohenasperg, Schorndorf und Kirchen, ein; ja, er willigte sogar in das Verlangen, ihm knieend Abbitte zu thun. Dafür blieb er Herzog. Das Herrschen muß einen eignen Reiz haben, daß Diejenigen, welche einmal davon gekostet, sich nicht selten lieber ihrer Menschenwürde entäußern, als darauf Verzicht leisten!

Als die fußfällige Abbitte wirklich vor sich gehen sollte, suchte der Herzog durch ein seltsames Manöver das Schimpfliche dieses Actes zu mildern. Er hatte ein Pferd so abrichten lassen, daß es auf ein gegebenes Zeichen die Vorderfüße niederbeugte. Als er nun zur bestimmten Zeit vor dem Kaiser erschien, ritt er dieses Pferd, und auf einmal machte dasselbe dem Kaiser seine Verbeugung. Diese seltene Kunstfertigkeit des Pferdes und der Einfall des Herzogs sollen, wie Sattler in

seiner „Geschichte Würtembergs unter den Herzögen" berichtet, dem Kaiser ein beifälliges Lächeln abgelockt haben. Ein mitleidiges Lächeln! hätte er sagen sollen. Denn nur Mitleid konnte der Kaiser über die geistige Beschränktheit empfinden, welche sich in den Glauben einlullte, daß hierdurch die Schmach des Auftritts von der Person des Reiters auf das unschuldige Thier abgeleitet werde.

Nach geschehener Unterwerfung Ulrich's wurde Würtemberg von den Spaniern überschwemmt, die sich nach dem Beispiele ihres Führers, des Herzogs Alba, die gröbsten Mißhandlungen gegen das Volk erlaubten und ihrem Religionshasse völlig den Zügel schießen ließen. Entsetzen ging vor ihnen her; Verwüstung folgte ihnen. Dadurch im Innersten erschüttert, eilte auch Kurfürst Friedrich von der Pfalz, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Er hatte den Schmalkaldischen Bundesgenossen 400 Reiter in das Lager vor Ingolstadt gesandt. Jetzt fand er sich in der schwäbischen Stadt Hall ein, um von dem Sieger für dieses Vergehen Verzeihung zu erflehen. Demüthig das Haupt geneigt, stand er vor dem Kaiser, der, auf einem Thronstuhle sitzend, hinter einer strengen Miene seine innere Befriedigung verbarg. Anfänglich that Karl, als wolle er nichts von den Entschuldigungen des Kurfürsten hören; ja, er stellte sich höchst erbittert darüber, daß Jemand, mit dem er erzo-

gen worden sei, die Waffen gegen ihn habe ergreifen können. Endlich aber zeigte er sich — eben durch die Erinnerung an die frühere Freundschaft — erweicht, und in einer wohlwollenden Umarmung erstickte er die Beschämung seines Jugendgenossen, der wie vernichtet sich vor ihm beugte. Von Neuem schlossen sie den Bund der Treue.

Gleichzeitig mit Friedrich von der Pfalz waren Gesandte der Reichsstadt Ulm nach Hall gekommen, um ebenfalls den Kaiser zu versöhnen. Sie knieten vor Karl's Sessel nieder, thaten ihre Reue in den niedrigsten Schmeichelworten kund und erhielten darauf das Versprechen der Gnade unter der Bedingung, daß sie 100,000 Gulden zahlten, die schönsten Stücke ihres schweren Geschützes auslieferten und zehn Fähnlein kaiserlicher Lanzknechte als Besatzung bei sich aufnähmen.

Als einige Tage darnach der Kaiser seinen Zug nach Ulm zu nahm, wiederholte sich öffentlich diese würdelose Scene. An der Grenze des Stadtgebietes empfingen ihn die Abgesandten des Raths, auf freiem Felde knieend, und brachten im Angesichte des ganzen Heeres nochmals ihre Bitte um Gnade vor. Und zwar thaten sie dies nicht in deutscher oder lateinischer Rede, wie es bei allen Verhandlungen zwischen dem Oberhaupte des Reichs und dessen Gliedern der Fall sein sollte, sondern in spanischer Sprache. Der Kaiser antwortete gleichfalls

spanisch und äußerte sich sehr gnädig. Sein Stolz fühlte sich geschmeichelt, als er die einst so trotzigen Reichsstädter jetzt gedemüthigt zu seinen Füßen sah. Konnte er eine eclatantere, eine auffallendere Genugthuung verlangen? Seine Freude war großartig, wie sein Geschick.

Der Fall Ulms und das Benehmen der Ulmer dabei erregten natürlich in dem evangelischen Theile Deutschlands eben so viel Aufsehen, als Unwillen. Eine so mächtige Stadt, meinte man allgemein, hätte sich nicht so leichtsinnig dem Glaubensfeinde preisgeben sollen Und allerdings war ihre Unterwerfung nicht von der Nothwendigkeit geboten, sondern nur eine Huldigung der Feigheit gegen die glückliche Kühnheit. Dazu hatten die Einwohner durch die Art, wie sie die Gunst des Kaisers zu gewinnen suchten, die deutsche Biederkeit und Ehrenhaftigkeit gänzlich verleugnet. Eine Thatsache, welche damals schmerzlich empfunden wurde und heute noch jedes edlere Gemüth beleidigt!

Vor Allem aber mußte sich Augsburg durch diese Vorgänge unangenehm betroffen fühlen, einmal, weil es nun zunächst von der feindlichen Uebermacht bedroht war, und dann, weil es unter seiner Bürgerschaft Leute zählte, die ebenfalls nur Frieden und Unterwerfung träumten und denen daher das Beispiel Ulms sehr gelegen kam. Dies waren die reichen Handelsleute, die Geldmänner, die leidigen Krämerseelen, eine mit Hartnäckigkeit nie-

drig denkende Menschenclasse, welche weder den Stolz der erhabenen Dinge, noch den Ehrgeiz der großartigen Pläne kennt. Geblendet durch filzige Bekümmernisse um ihren Wohlstand, erblickten diese Leute in der Verlängerung des Widerstandes nur Geldverluste. Sie ermangelten daher nicht, auf die Folgen des Krieges hinzuweisen, welche darin bestehen müßten, daß der Kredit vernichtet und die gewerblichen Unternehmungen gelähmt würden. Dabei hatten sie fortwährend Ulm und Frankfurt im Munde. Denn auch Frankfurt am Main hatte sich, um seine Messe nicht zu verlieren, an den Grafen von Büren ergeben und die Gnade des Kaisers um den Preis von 80,000 Gulden erkauft.

Aber noch war die Obrigkeit edeldenkend genug, um solche Einflüsterungen zurückzuweisen und die Gefahr zu erwägen, welche durch die Uebergabe Augsburgs den Staaten Hessen und Sachsen, der reinen protestantischen Lehre und der allgemeinen Freiheit erwachsen würde. In dieser Gesinnung wurde sie kräftigst von Sebastian Schertlin unterstützt. Dieser nannte die Ulmer „feige Leineweber" und machte sich anheischig, die Stadt Augsburg länger als ein Jahr gegen die kaiserliche Macht zu vertheidigen. Er hielt mit seinen Hauptleuten einen Kriegsrath und trug als Ergebniß ihrer Besprechung der städtischen Behörde Folgendes vor: „Er und seine Waffengefährten seien entschlossen, nicht zu wanken und zu

weichen, sondern lieber tausend Leben, wenn sie solche hätten, daran zu setzen, als sich wieder unter das Joch des Papstthums zu begeben. Augsburg besitze 200 Stücke groben Geschützes auf Rädern; damit könne viel ausgerichtet werden. Fehle es an Streitern, so dürfe man nur eine hinreichende Anzahl Bauern in die Stadt ziehen, was natürlich eine entsprechende Vermehrung der Lebensmittelvorräthe bedinge. Die Macht, welche der Kaiser aufwenden müsse, um eine Stadt, wie Augsburg, zu belagern, werde ihn hindern, sonst irgendwo mit Kraft aufzutreten. Dadurch würden nicht nur Würtemberg, Ulm und die übrigen gefallenen Bundesgenossen wieder Muth erhalten, sich der evangelischen Sache anzuschließen, sondern auch die alten Feinde Karls in allen Gegenden der Welt Zeit gewinnen, sich gegen ihn zu erheben. Ueberdies habe der Kaiser nicht Geld genug, um eine so lange Belagerung durchführen zu können. Müßten aber trotz alledem die edlen Bürger Augsburgs in diesem Kampfe zu Grunde gehen, nun so bleibe ihnen der Ruhm, für Gottes Wort und des Vaterlandes Freiheit gelitten zu haben, und sicherlich werde die Ehre ihres Andenkens in den Annalen der Geschichte eben so treu aufbewahrt werden, als die Schande Derer, welche sich ohne Noth liederlich ergeben hätten."

Allein Schertlin's und der Hauptleute großer Sinn begeisterte die Bürger zu dem männlichen Entschluß, sich bis

zum Tode zu wehren, und einen Augenblick konnte man wirklich glauben, daß die Stadt in äußersten Schritten heldensinniger Art ihre Rettung oder wenigstens ihre Ehre suchen würde. Aber wie Ulm, so hatte auch Augsburg mit ächt karthaginensischen Leidenschaften Abrechnung zu halten. Die reichen Patrizier waren keines Opfers für eine große Idee fähig, und ihre beschränkten Seelen erschraken vor der Hohheit, die in Schertlin's Vorschlage lag. Sie begriffen nicht, daß die politische Ehre auch materielle Interessen trägt, daß der Muth vor Gefahren bewahrt, daß daher dem Kriege im Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache Trotz geboten werden muß, damit der Friede nicht erkauft werden darf. Hätten sie ein offenes Auge für die Geschichte Venedigs, Genuas, kurz aller durch den Handel berühmter Nationen gehabt, sie würden gesehen haben, daß diese die Wunder ihres Wohlstandes nie den Eingebungen der Furcht verdankten; sie würden daraus den Schluß gezogen haben, daß auch sie, wenn sie die Belagerung muthig aushielten, bis Entsatz käme, so daß vielleicht an ihren Mauern sich des Kaisers Macht bräche, einen ungemeinen Einfluß auf die Geschicke Deutschlands und damit Vortheile erlangen würden, welche die Opfer, die der Krieg forderte, hundertfach ersetzten. Aber die kaufmännische Eigensucht der Augsburger Patrizier sah weder so weit, noch so richtig. Sie hatten nur die kleine Klugheit, welche

das Nächste in's Auge faßt; die große, staatsmännische Klugheit, die in die Ferne sieht, besaßen sie nicht.

Von ihnen abgeschickt, begab sich ihr erster Stimmführer, der reiche Anton Fugger, in das kaiserliche Lager, um wegen eines friedlichen Vergleichs zu unterhandeln. Die Bedingungen, unter denen Karl der Stadt seine Gnade angedeihen lassen wollte, waren: Verbannung Schertlins aus den Mauern Augsburgs; Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung, bestehend aus einigen Fähnlein deutscher Lanzknechte; Erlegung einer Summe Geldes und fußfällige Abbitte. In der Religion sollte nichts verändert werden.

Nachdem Fugger zurückgekehrt war, trug er die Resultate seiner Sendung zuerst dem kleinen Rathe, d. h. der executiven Behörde, vor. Er that, als habe er Wunder was für Ansprüche auf Erkennlichkeit. Trotz seines gebrechlichen Körpers, sagte er, habe er sich nicht gescheut, bei Nacht und Nebel abzureisen, um nur seiner Vaterstadt den Frieden zu bringen. Jetzt, da er denselben erlangt habe, möge man nun auch nicht schwierig sein, die Bedingungen, unter denen allein er möglich sei, anzunehmen. Der kleine Rath ließ sich in der That durch Fugger's und seiner Anhänger Lamentationen breit schlagen und berief den großen Rath, d. h. die berathende Behörde, zusammen. Auch hier traten die Kaufleute mit beklagenswerthem Muthe auf, und es ge-

lang ihnen, die guten, ehrlichen, aufopferungsfähigen Zunftmeister der Gemeine zu dem Beschlusse fortzureißen, daß die Friedensverhandlungen fortgesetzt werden sollten.

Soweit konnten die Kaufleute zufrieden sein. Nur wußten sie nicht, wie sie über die Schwierigkeit hinauskommen sollten, die mit der Entfernung Schertlin's verknüpft war. Rechtlich konnten sie ihn nicht fortschicken, da der Contract, den er mit der Stadt abgeschlossen, noch nicht abgelaufen war; freiwillig zu gehen, weigerte er sich entschieden, und ihn mit Gewalt zu entfernen, daran durfte man gar nicht denken, da der freundliche und freigebige Mann von Soldaten und Bürgern angebetet war und das eigentliche Heft der Stadt in Händen hatte. Noch am vorigen Tage hatte er eine Musterung über die Kriegsmacht der Stadt gehalten und war dabei mit begeistertem Zuruf empfangen worden. Eines Winkes von ihm hätte es nur bedurft, und der undankbare Rath wäre von der Volkswuth gestürzt worden.

Fugger mußte also noch einmal in das Lager, um Karln von der Bedingung in Betreff Schertlin's abzubringen. Doch dieser blieb unbeweglich; ja, sein unedler Haß gegen den tapfern Krieger ging so weit, daß er erklärte, selbst in dem Falle, daß derselbe gehe, dessen Kindern nicht den Genuß der väterlichen Habe gestatten zu wollen. Indeß ließen seine Vertrauten, der Herzog von Alba und der Minister Granvella, verlauten, daß Schert-

lin, um den Zorn des Kaisers zu besänftigen, nur auf vierzehn Tage sich nach der Schweiz begeben dürfe; dann werde sich schon eine Versöhnung einleiten lassen.

Hiermit glaubte Fugger gewonnen zu haben. Aber er fand mit seinen Anträgen schlechtes Gehör bei Schertlin. Diesen ekelte das kleinliche Getriebe um ihn an, und er verlangte, daß die ganze Sache vor die Gemeine und das Heer gebracht werde. Er wußte, daß dann die Verhandlungen sogleich abgebrochen und eine energische Gegenwehr beschlossen werden würde. Auf keinen Fall, sagte er, wolle er mit Schmach von Augsburg scheiden, noch mit Spott die Stadt übergeben.

Nun zeigte sich namenlose Bestürzung unter den Friedenssüchtigen. Die Verzagtheit hatte sich immer mehr der Gemüther bemeistert; denn die Furcht ist ansteckend, wie der Muth. Selbst viele sonst wackere Männer waren von dem Schwindel ergriffen worden und sahen nur noch Rettung in der Demüthigung. Dies veranlaßte eine seltsame Scene. Weinenden Auges kamen die Rathsherren zu Schertlin und flehten ihn mit den beweglichsten Worten an, daß er doch sie und ihre Kinder nicht in Tod und Verderben führen möge. Wohl wüßten sie, daß die Stadt in seiner Hand stehe, daß er ihnen Krieg oder Frieden geben könne; aber bei dem Himmel bäten sie ihn, daß er ihnen Frieden gäbe. Er selbst solle nicht gefährdet sein, vielmehr eine Urkunde

mit dem Siegel der Stadt erhalten, des Inhalts, daß sie ihm, wenn er im folgenden Jahre nicht die kaiserliche Gnade erlange, für den Verlust seiner Güter und jeden Schaden Ersatz leisten würden.

So sehr sich unsere Feder sträubte, diesen Verirrungen menschlicher Schwachheit zu folgen, so hielten wir es doch für angemessen, sie ausführlich zu schildern. Denn die Geschichte bietet für den Denker keine geringere Belehrung, wenn sie sich mit kleinen Dingen beschäftigt, als wenn sie ihre höchsten Aufschwünge nimmt.

Als Schertlin die Muthlosigkeit und Engherzigkeit der Väter der Stadt sah, als er wahrnahm, wie man, gleichsam von einem unwiderstehlichen Hange getrieben, eilte, sich in den Schooß der Erniedrigung zu verbergen, da ergriff Trauer seine Heldenseele und er gab den Gedanken auf, eine Stadt zu vertheidigen, die an sich selbst verzweifelte. Er nahm die dargebotene Urkunde an und entschloß sich, Augsburg zu verlassen. Ganz in der Stille schied er, um keine Bewegung unter den untern Volksklassen herbeizuführen. Fünfunddreißig ergebene Reiter begleiteten ihn. Sein Herz war an den empfindlichsten Theilen verletzt. Er hatte die Kraft in sich gefühlt, das deutsche Vaterland und Luther's angebetete Lehre vor den ihnen drohenden Gefahren zu schützen; er war voll heldenmüthiger Hingebung bereit gewesen,

für diesen großen Zweck sein Blut zu verströmen; aber ein unerbittliches Schicksal hatte alle seine Hoffnungen zu Boden geschlagen. Den Kopf von bittern und schwermüthigen Gedanken erfüllt, ging er jetzt als Verbannter zu den schweizerischen Eidgenossen, er, den ein dankbareres Vaterland der höchsten Ehre für würdig gehalten hätte.

Sebastian Schertlin ist der einzige Mann von Namen auf protestantischer Seite, dem wir in diesem Kriege unsere volle Bewunderung zollen können. Er war ein großer Charakter unter mittelmäßigen Naturen, ein ganzer Mensch in einer Periode der Halbheit. Auch er gehörte jenem unabhängigen deutschen Adel an, welcher allein in dieser betrübten Zeit die Fähigkeit zu besitzen schien, die hohe Aufgabe, zu der die deutsche Nation berufen ist, zu erkennen und jenes erhabene Freiheitsgefühl in sich aufzunehmen, das erst dem menschlichen Geiste seinen wahren Adel verleiht. Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen, Ulrich von Hutten, Sylvester von Schaumburg, Hartmuth von Kronenberg — sie bilden eine glänzende Reihe, welche Sebastian Schertlin von Burtenbach auf würdige Weise beschließt. Denn nach ihm ging der Adel meist in Fürstendienste und vertauschte die Opposition gegen tyrannische Machthaber mit der Opposition gegen die aufstrebende Volkskraft.

Sickingen starb in der Gefangenschaft, Hutten in der

Verbannung. Auch Schertlin trieb der Undank in die Ferne. Das unvermeidliche Loos aller Derer, die bei einer hochsinnigen Kühnheit des Strebens auf eine entschiedene Ungunst der Verhältnisse stoßen! Ja, die wahre Größe bleibt nicht so leicht ungestraft. Erst die Nachwelt gleicht die Ungerechtigkeit der Zeitgenossen aus, die Nachwelt, welche nicht den Erfolg zum Maaßstabe der Beurtheilung nimmt, sondern ihre Kränze nach dem Ernste des Ringens und der Bedeutung des dabei in's Auge gefaßten Zieles vertheilt. Lange waren freilich unsere Geschichtsschreiber nur Hofgeschichtsschreiber, unsere Geschichte nur eine Fürstengeschichte. Männer, wie Sickingen, Hutten, Schertlin, liefen nur nebenher. Doch der qualmende Weihrauchdampf der Lobhudelei hat sich endlich vor dem scharfen Lufthauche der Kritik verzogen; der trügerische Schimmer des Irrthums ist vor den hellen Strahlen der Wahrheit erbleicht. Das Verdienst erhält jetzt in der Geschichte den Ehrenplatz, und die Null wird, so hochmüthig sie auch sei, in das Nichts zurückgewiesen.

Herder war es, der zuerst das deutsche Volk wieder auf Hutten und Sickingen; Göthe, der es auf Berlichingen aufmerksam machte. Möchte es uns gelungen sein, dasselbe mit einem andern deutschen Ehrenmanne, mit Schertlin zu befreunden, der in den früheren Jahrhunderten eben so wenig genannt war, wie jene.

für diesen großen Zweck sein Blut zu verströmen; aber ein unerbittliches Schicksal hatte alle seine Hoffnungen zu Boden geschlagen. Den Kopf von bittern und schwermüthigen Gedanken erfüllt, ging er jetzt als Verbannter zu den schweizerischen Eidgenossen, er, den ein dankbareres Vaterland der höchsten Ehre für würdig gehalten hätte.

Sebastian Schertlin ist der einzige Mann von Namen auf protestantischer Seite, dem wir in diesem Kriege unsere volle Bewunderung zollen können. Er war ein großer Charakter unter mittelmäßigen Naturen, ein ganzer Mensch in einer Periode der Halbheit. Auch er gehörte jenem unabhängigen deutschen Adel an, welcher allein in dieser betrübten Zeit die Fähigkeit zu besitzen schien, die hohe Aufgabe, zu der die deutsche Nation berufen ist, zu erkennen und jenes erhabene Freiheitsgefühl in sich aufzunehmen, das erst dem menschlichen Geiste seinen wahren Adel verleiht. Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen, Ulrich von Hutten, Sylvester von Schaumburg, Hartmuth von Kronenberg — sie bilden eine glänzende Reihe, welche Sebastian Schertlin von Burtenbach auf würdige Weise beschließt. Denn nach ihm ging der Adel meist in Fürstendienste und vertauschte die Opposition gegen tyrannische Machthaber mit der Opposition gegen die aufstrebende Volkskraft.

Sickingen starb in der Gefangenschaft, Hutten in der

Verbannung. Auch Schertlin trieb der Undank in die Ferne. Das unvermeidliche Loos aller Derer, die bei einer hochsinnigen Kühnheit des Strebens auf eine entschiedene Ungunst der Verhältnisse stoßen! Ja, die wahre Größe bleibt nicht so leicht ungestraft. Erst die Nachwelt gleicht die Ungerechtigkeit der Zeitgenossen aus, die Nachwelt, welche nicht den Erfolg zum Maaßstabe der Beurtheilung nimmt, sondern ihre Kränze nach dem Ernste des Ringens und der Bedeutung des dabei in's Auge gefaßten Zieles vertheilt. Lange waren freilich unsere Geschichtsschreiber nur Hofgeschichtsschreiber, unsere Geschichte nur eine Fürstengeschichte. Männer, wie Sickingen, Hutten, Schertlin, liefen nur nebenher. Doch der qualmende Weihrauchdampf der Lobhudelei hat sich endlich vor dem scharfen Lufthauche der Kritik verzogen; der trügerische Schimmer des Irrthums ist vor den hellen Strahlen der Wahrheit erbleicht. Das Verdienst erhält jetzt in der Geschichte den Ehrenplatz, und die Null wird, so hochmüthig sie auch sei, in das Nichts zurückgewiesen.

Herder war es, der zuerst das deutsche Volk wieder auf Hutten und Sickingen; Göthe, der es auf Berlichingen aufmerksam machte. Möchte es uns gelungen sein, dasselbe mit einem andern deutschen Ehrenmanne, mit Schertlin zu befreunden, der in den früheren Jahrhunderten eben so wenig genannt war, wie jene.

Unmittelbar nach Schertlin's Abzuge von Augsburg wurde diese Stadt dem Kaiser übergeben. Der Rath that knieend Abbitte, zahlte 150,000 Gulden, lieferte 12 Kanonen aus und nahm 10 Fähnlein kaiserlichen Fußvolks als Besatzung auf. Nach Augsburg fiel auch Memmingen; es wurde um 50,000 Gulden gestraft. Dann kam die Reihe an Biberach, Ravensburg, Kempten, Isny, Wangen, zuletzt auch an Straßburg. Doch durfte letzteres nur 30,000 Gulden zahlen, weil es wegen der Nähe Frankreichs am meisten geschont werden mußte. War doch schon König Franz Willens gewesen, eine ansehnliche Macht hineinzulegen und Schertlin zum Befehlshaber derselben zu ernennen.

Ueberhaupt konnte der ritterliche König von Frankreich die Handlungsweise der deutschen Protestanten gar nicht begreifen. Er schrieb in Bezug darauf an seinen Gesandten Lacroix zu Kassel: „Es ist doch eine Sache, die allen Glauben übersteigt, daß Leute, die so mächtig sind und gesunden Verstand haben, ihre Güter vielmehr, um sich in die Knechtschaft zu stürzen, als zur Erhaltung ihrer Freiheit anwenden wollen." So urtheilte das Ausland. Was würde Franz erst gesagt haben, wenn er die Aeußerung des Landgrafen Philipp vernommen hätte, welcher, vor der Uebergabe Ulms und Frankfurts von Abgesandten dieser Städte um Verhal-

tungsmaßregeln befragt, antwortete: „Jeder Fuchs muß nun für seinen Schweif sorgen!“? Wo solche Antworten gegeben und bereitwillig hingenommen werden, da ist freilich nichts zu erwarten.

Doch wenden wir uns jetzt von Oberdeutschland, wo Kaiser Karl als unumschränkter Herr gebietet, ab und blicken wir auf Sachsen!

Hier hatte Herzog Moritz einen Landtag zu Freiberg gehalten und die Meinung seiner Stände über die Besetzung des Kurfürstenthums eingeholt. Er hatte ihnen eröffnet, daß er vom Kaiser mit der Achtsvollstreckung gegen seinen Verwandten, den Kurfürsten, beauftragt worden sei, daß er allerdings diese Pflicht als keine angenehme betrachte, daß aber, wenn er sie nicht erfülle, die Acht durch den König Ferdinand vollstreckt werden würde, welcher dieserhalb schon Rüstungen in Böhmen anstelle. Die Stände hatten hierauf ihre Einwilligung zur Besitznahme des Kurlandes gegeben, einestheils um Sachsen dem Stamme Wettin zu erhalten, anderntheils um den protestantischen Glauben vor jeder Gefährdung, die durch das Einrücken des bigott-katholischen Ferdinand zu befürchten stand, zu bewahren. Doch riethen sie dem Herzoge, möglichst schonend zu verfahren und durch den Landgrafen mit Johann Friedrich selbst unterhandeln zu lassen, um diesen vielleicht dahin zu bestimmen, daß er seine Unterthanen veranlasse, sich

freiwillig dem Herzog als nächsten Lehnserben zu ergeben. So ließe sich Alles friedlich ausgleichen, indem der Herzog nicht verfehlen würde, seinen Vetter und dessen Kinder nach Billigkeit zu entschädigen.

Moritz befolgte den Vorschlag der Stände. Aber Johann Friedrich wies den ihm gemachten Antrag mit Abscheu zurück. Auch die übrigen Schmalkaldischen Bundesgenossen äußerten lebhaft ihren Unwillen über das Vorhaben des Herzogs und drohten ihm, wenn er zur Ausführung schritte, mit der furchtbarsten Rache.

Unterdessen drängten die Ereignisse zur That. Am 1. August 1546 hatte Karl V. dem Herzoge die Achtsvollstreckung wider die Schmalkaldischen Bundeshäupter übertragen; am 27. October vollzog er im Lager bei Sundheim die Urkunde, welche Johann Friedrich, seinem Bruder Johann Ernst und allen Abkömmlingen derselben die Kur absprach und selbige mit Land und Würden seinem Lieblinge Moritz übertrug. Zu gleicher Zeit fiel König Ferdinand mit böhmischen, österreichischen und ungarischen Völkern in das Voigtland ein. Nun glaubte Moritz nicht länger zaudern zu dürfen. Er zog schnell seine Truppen zusammen und begann das Kurland zu besetzen. Doch erließ er vorher eine öffentliche Erklärung, worin er seine Treue gegen den evangelischen Glauben versicherte und überhaupt seinen Schritt, der ihm, wie er wohl wußte, in der öffentlichen Meinung

verdächtigen mußte, zu rechtfertigen suchte. Eben so wenig verfehlte er, dem Kurfürsten einen Absagebrief und eine Verwahrungsschrift zuzuschicken, worin er sein Interesse und die Nothwendigkeit vorschützte, die sächsischen Lande nicht in fremde Hände gelangen zu lassen. Auch an seinen Schwiegervater Philipp von Hessen ließ er ein Schreiben ergehen, worin er die Gründe seines Benehmens und die Grundsätze entwickelte, nach welchen er einen späteren Vergleich noch für möglich hielt.

Noch vor Ende des Jahres 1546 hatte Moritz den größten Theil der Länder Johann Friedrich's in Besitz genommen, und nur Wittenberg, Gotha und Eisenach waren in den Händen der kurfürstlichen Befehlshaber geblieben. Die herzoglichen Truppen hatten musterhafte Mannszucht gehalten, was einen günstigen Eindruck machte und viele Ortschaften bewog, dem neuen Herrscher zu huldigen, zumal er ihnen feierlich versprach, sie bei ihrer Religion, ihren Rechten und Gütern zu schützen. Nichtsdestoweniger hatte Moritz die öffentliche Meinung im gesammten Sachsenlande keineswegs für sich. Das Volk im Allgemeinen mißtraute ihm, und manche Prediger scheuten sich nicht, ihn öffentlich von der Kanzel herab einen Abtrünnigen und Verräther zu nennen.

Der 12. December war von Moritz dazu bestimmt, die Huldigung der kurländischen Ritterschaft entgegen-

zunehmen. Aber ehe noch dieser Tag herankam, hatte Johann Friedrich sein Gebiet wieder betreten. Die Rache beflügelte seinen Schritt. Voraus schickte er ein Manifest, welches ein treuer Abdruck des Unmuths war, der in ihm tobte. „Er wolle," hieß es darin, „Herzog Moritzen und seine Lande wiederum heimsuchen und ihm mit gleicher Elle und gleichem Maaße messen, auch gegen Alle, die ihm Widerstand leisten würden, sich dermaßen erzeigen, daß ihnen Solches wehe thun und leid sein sollte." Hatte er dabei die Absicht gehabt, seinen Gegner zu schrecken, so erreichte er dieselbe nicht. Moritz wurde dadurch nur auf's Höchste erbittert und äußerte verächtlich: „Ein solches Schreiben sei bei den alten, löblichen Vorfahren nicht in Brauch gewesen und gehöre mehr alten Weibern und Bademägden und dergleichen zu, die das Schwert im Maule führten". *)

Indessen brachte die unvermuthete Ankunft Johann Friedrichs den Herzog doch in große Bedrängniß, da er einen Theil seiner Truppen bereits verabschiedet, einen andern in die Winterquartiere gelegt hatte. Ohne Widerstand drang daher der Kurfürst in seines Vetters Länder ein, wo er, als ein auserwähltes Rüstzeug des Protestantismus betrachtet, überall die Volksmeinung zu

*) S. Gretschel's „Geschichte des sächsischen Volkes und Staates," I, 521.

seinen Gunsten gestimmt fand. Von Eisenach, Langensalza und Halle rückte er gegen Leipzig, den wichtigsten Punkt des herzoglichen Gebietes, vor. Drei Wochen lang (vom 5. bis zum 26. Januar 1547) belagerte er dasselbe und warf während dieser Zeit 14,000 Feuerkugeln hinein. Aber die Stadt ward von ihrem Commandanten, Bastian von Wallwitz, einem der ergebensten Krieger Moritzens, so tapfer vertheidigt, daß der Kurfürst endlich die Belagerung aufheben und sich nach Altenburg zurückziehen mußte.

Mittlerweile befand sich Moritz in Dresden und sprach vergeblich den Kurfürsten Joachim von Brandenburg um Hülfe an. Sein Vertrauter, Christoph von Carlowitz, wurde in Berlin mit leeren Versprechungen abgespeist. Als der treue Diener die Lauheit des dortigen Hofes merkte, begab er sich unverweilt zu dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und schloß mit diesem ein Hülfsbündniß ab. Albrecht hatte eben 11 Fähnlein kaiserliches Fußvolk und 600 Reiter Ferdinands (im Ganzen 7000 Mann) unter seinem Befehle, um mit denselben nach Franken zu ziehen, das er durch das Schmalkaldische Bundesheer bedroht glaubte. Diese führte er nun nach Sachsen, besetzte Zwickau und zog sich dann in die Gegend von Rochlitz. Hier ereilte ihn das Verhängniß. In den Morgenstunden des 2. März 1547, als Albrecht noch

in sorglosem Leichtsinn an dem Hofe der Herzogin Elisabeth von Rochlitz tanzte, sprang und guter Dinge war, erschien plötzlich Johann Friedrich mit seinem Heere vor den Mauern der Stadt und eröffnete sofort das Gefecht.

Der Zusammenstoß war blutig. Der Markgraf wurde total geschlagen und mußte sich selbst an den Herzog Ernst von Lüneburg als Gefangenen ergeben. Auch sein Unterbefehlshaber, Landgraf Christoph von Leuchtenberg, wurde gefangen genommen, nachdem er sich wie ein Verzweifelter gewehrt und mehrere tödtliche Wunden empfangen hatte. Der größte Theil der markgräflichen Truppen hatte dasselbe Schicksal.

Nach diesem entscheidenden Siege fiel ganz Sachsen in die Gewalt des Kurfürsten und dem Herzoge Moritz blieben fast nur noch die Städte Leipzig, Dresden, Chemnitz und Pirna. Jetzt konnte der Kurfürst zweierlei thun: entweder mit dem Herzoge einen Vertrag abschließen und ihm als Sieger die Bedingungen vorschreiben, oder einen Handstreich auf Dresden wagen und sich im glücklichen Falle der Person seines Gegners bemächtigen. Er that keins von beiden, sondern ließ sich, ganz gegen seine Gewohnheit, zu einer weitaussehenden Unternehmung fortreißen.

Die protestantisch-gesinnten Stände des benachbarten Böhmens gehorchten nur ungern ihrem Könige

Ferdinand. Längst schon bereit, das verhaßte Joch desselben abzuschütteln, glaubten sie jetzt den günstigen Augenblick dazu gekommen. Sie traten deshalb mit dem Kurfürsten in Verbindung und begehrten von ihm, daß er ihnen seinen erfahrenen Feldherrn Wilhelm von Thumshirn mit einer Heeresabtheilung zuschicken solle. Johann Friedrich willfahrte ihrem Verlangen. Er entsandte Thumshirn und den Grafen Reuß an der Spitze einer ansehnlichen Truppenmacht nach Böhmen, mit der Weisung, das Land schnell zu insurgiren und dann, durch die Schaaren der Aufständischen verstärkt, wieder zu seinem Heere zu stoßen.

Der Plan wäre gar nicht übel gewesen, indem dadurch im Rücken des Feindes eine Diversion gemacht wurde, die von den entscheidendsten Folgen werden konnte. Allein der Zustand des kurfürstlichen Heeres erlaubte nur für den Augenblick nicht eine so bedeutende Schwächung der Streitkräfte. Auch war es bei der bedenklichen Lage der Dinge nicht wohlgethan von Johann Friedrich, sich durch die Entsendung Thumshirns seines besten militärischen Talents zu entäußern. Denn noch drohte mannigfache Gefahr; noch stand im Hintergrunde ein übermächtiger Feind, der Kaiser. An diesen dachte freilich der Kurfürst nicht; er hielt ihn in Oberdeutschland für genugsam beschäftigt. Aber wie er sich schon so oft getäuscht, so sollte er sich auch diesmal täuschen

Karl V., von der Noth seiner Bundesgenossen unterrichtet, verließ schleunig seine Stellung bei Ulm und rückte mit Windeseile herbei, um seinem Bruder Ferdinand das böhmische, seinem Günstlinge Moritz das sächsische Land zu retten. Sein Glücksstern leuchtete heller, denn je. Eben hatte ihn der Tod von zwei seiner mächtigsten Widersacher befreit. Am 28. Januar war Heinrich VIII. von England, am 31. März Franz I. von Frankreich gestorben. Nun galt es noch, den letzten, in Waffen trotzenden Feind, den Kurfürsten von Sachsen, niederzuwerfen, und der Verwirklichung seiner ehrgeizigen Träume stand nichts mehr entgegen.

Am 5. April war Karl schon in Eger, ehe noch der Kurfürst etwas von seinem Zuge ahnte. Eingewiegt in verderbliche Sicherheit, wollte Letzterer nicht einmal jetzt an die unerwünschte Nachricht glauben, sondern war sehr geneigt, das Ganze für einen Einschüchterungsversuch Moritzens zu halten, welcher einige Kriegsschaaren gesammelt und einen Betrüger an die Spitze gestellt habe, den er Kaiser nenne. Möglich, daß ihn treulose Rathgeber (man nennt darunter seinen Feldhauptmann, den zweideutigen Wolf von Schönberg) in dieser Selbsttäuschung bestärkten, wie er denn, gleichsam von einer dunkeln Ahnung getrieben, selbst einmal die Aeußerung that: „Ich bin reicher, als Christus; denn mit ihm

speiste nur ein Verräther, ich aber habe deren viele an meinem Tische."

Am 6. April langten auch Ferdinand und Moritz in Eger an und vereinigten ihre Truppen mit denen des Kaisers. Das Heer des Letzteren war nicht mehr so stark, als wir es in Oberdeutschland gesehen haben. Einen Theil hatte der Krieg hingerafft; ein anderer und größerer Theil war zur Besetzung der verschiedenen eingenommenen Städte verwendet, ein dritter endlich (die Hälfte der Italiener) beurlaubt worden. Gleichwohl hatte Karl noch 30,000 Mann Fußvolk und 5000 erlesene Reiter beisammen, also mehr als genug, um dem Kurfürsten die Spitze zu bieten. Denn dieser konnte seinerseits nur noch über 13,000 Mann verfügen; so sehr hatte er durch das Einlegen starker Besatzungen in die dem Herzoge abgenommenen Städte und durch das Aussenden zahlreicher Streifpartien seine Macht zersplittert. Mit jenen Dreizehntausend lagerte er bei Meißen, harrend auf den Zuzug Albrecht's von Mansfeld, der von Erfurt her, und Thumshirn's, der von Böhmen aus im Anmarsche war. Dem Letzteren war es in der That gelungen, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen. Er hatte Böhmen so vollständig insurgirt, daß nur noch wenige Städte dem Könige Ferdinand anhingen. Mit einem durch das Zuströmen böhmischer Frei-

williger stattlich angewachsenen Heere eilte er nun, seinem Herrn zu Hülfe zu kommen.

Aber eben diese Vereinigung zu verhindern, war die Aufgabe und Absicht des Kaisers. Am 13. April brach er von Eger auf, nahm seinen Weg durch das Voigtland und langte nach zehntägigen forcirten Märschen in der Gegend von Meißen an. Der Kurfürst, davon benachrichtigt, brannte die Elbbrücke ab und machte eine rückgängige Bewegung bis in die Nähe von Mühlberg. Hier schlug er ein Lager; denn die Stellung war günstig. Vor sich hatte er den schützenden Elbstrom, und in der Nähe das starkbefestigte Wittenberg, wohin er sich im Nothfall zurückziehen konnte. So fürchtete er keinen Angriff und wies daher die Anerbietungen zu einem Vergleich, die ihm Herzog Moritz auch jetzt noch durch einen Eilboten machen ließ, entschieden zurück.

Aber der Kaiser hatte beschlossen, seinen Gegner nicht zu Athem kommen zu lassen. Er marschirte die ganze Nacht hindurch und erschien am Morgen des 24. April, eines Sonntags, ebenfalls im Angesichte Mühlbergs. Der Kurfürst befand sich eben in der Predigt, als ihm gemeldet ward, daß der Feind sich auf dem jenseitigen Ufer zeige. Noch wäre es Zeit für ihn gewesen, sich und sein Heer durch schleunigen Aufbruch gen Wittenberg zu retten. Aber die Feier des Sonn-

tags zu unterbrechen! Diese Sünde mochte der fromme Mann nicht auf sich laden. Er wartete also ruhig die Predigt ab, ungestört durch den Donner der Kanonen, der für jeden andern Kriegshäuptling eine gebieterische Mahnung zu Entfaltung jeder Thätigkeit gewesen wäre.

Die Kaiserlichen hatten sich der Schiffbrücke zu bemeistern gesucht, die Sachsen aber dieselbe in den Grund geschossen. „Ohne Schiffe können wir nicht hinüber!“ rief mit funkelndem Auge der Kaiser; „wer holt sie uns von den Feinden?“ Da warf der spanische Held Christoval Mondragone seine Kleidung ab und stürzte sich, gefolgt von neun beherzten Genossen, in die Elbe. Die Schwerter zwischen den Zähnen, umsaust von sächsischen Kugeln, schwammen die Tapfern durch den Strom, bemächtigten sich einiger, von der zerstörten Schiffbrücke übrig gebliebener Kähne, hieben die überraschte Bemannung nieder und brachten die mit dem Tode mehrerer der Ihrigen theuer erkaufte Beute glücklich an das von den Kaiserlichen besetzte Ufer. Die Kähne wurden sofort mit Hakenschützen bemannt und wieder über den Strom geschickt. Sobald die Hakenschützen drüben Posto gefaßt hatten, eröffneten sie ein lebhaftes Feuer auf die sächsischen Vorposten, während die Kähne fleißig hin und her fuhren und immer neue Verstärkungen brachten. Inzwischen war es auch gelungen, einen Bauer ausfindig zu machen, welcher, erbittert

darüber, daß ihm die Kurfürstlichen zwei Pferde weggenommen hatten, der kaiserlichen Reiterei eine Furth durch den Strom zeigte.

So wurde der Uebergang auf zwei Wegen versucht, und bereits breiteten sich kaiserliche Schaaren auf dem jenseitigen Ufer aus, als der Kurfürst aus der Predigt kam. Eilends ordnete er nun den Abmarsch nach Wittenberg an. Dies war ein Fehler, der die traurigsten Folgen nach sich zog. Wollte Johann Friedrich sich nach Wittenberg zurückziehen, so mußte er dies früher thun, wo es noch Zeit war. Jetzt, da die Kaiserlichen bereits Mittel gefunden hatten, über den Strom zu kommen, mußte er sich mit seiner Gesammtmacht auf die schon übergesetzten Haufen stürzen, sie vernichten und den Uebrigen den Elbübergang streitig machen. Dies Manöver war ohne alle Gefahr für ihn, und die Kaiserlichen hätten unvermeidlich Ströme von Blut lassen müssen, ohne das Geringste zu erreichen. Aber Johann Friedrich war nun einmal nicht zum Feldherrn geboren. Er griff, wie gewöhnlich, fehl und ließ durch seinen Abzug dem Feinde vollkommen Zeit, seinen Uebergang ohne Verlust zu bewerkstelligen.

Ehe jedoch die ganze kaiserliche Armee mit Geschütz und Bagage hätte übergesetzt werden können, wäre wohl der Tag verflossen. Herzog Moritz drang daher darauf, vor Allem die Reiterei hinüberzuschaffen, damit man dem

Kurfürsten nachsetzen, ihn einholen und zu einem Treffen zwingen könne, ehe er Wittenberg erreicht habe. Der Vorschlag war gut und wurde von dem Kaiser genehmigt. Als die gesammte Reiterei und etwa 7 bis 8000 Mann Fußvolk übergesetzt waren, ordnete man sich zur Verfolgung. Die Reiter, 5000 Mann stark, bildeten ein treffliches Corps; sie bestanden gewissermaßen aus der Blüthe von vier Nationen, der spanischen, italienischen, ungarischen und deutschen. Ein Theil von ihnen, geführt von dem Herzoge von Alba, eröffnete den kaiserlichen Heereszug. Dann folgte Herzog Moritz mit dem sächsischen Fußvolk, den wallonischen Kürassieren und der ungarischen leichten Reiterei. Den Schluß machte das übrige Fußvolk, das unter dem unmittelbaren Befehle Kaiser Karls und König Ferdinands stand.

Bei Roßdorf*) erreichten die Nachsetzenden das kurfürstliche Heer und griffen dasselbe unverweilt an. An grobem Geschütz fehlte es beiden Theilen; der Kurfürst hatte das seinige voraus nach Wittenberg geschickt, und das kaiserliche stand noch auf dem jenseitigen Elbufer. Der Kurfürst ordnete seine Schaaren so, daß das Fußvolk durch Waldungen und Sümpfe gedeckt war; von der Reiterei aber, die wenigstens halb so stark war, als die kaiserliche, erwartete er, daß sie sich bis

*) Coßdorf bei Gretschel am angeführten Orte I, 525.

zum Abend halten werde, wo er dann unter dem Schutze der Dunkelheit leicht nach Wittenberg entkommen konnte.

Aber der Ungestüm des Angriffs vereitelte alle seine Berechnungen. Zwar wurde Alba das erstemal von dem kurfürstlichen Fußvolke geworfen; aber bald führte er seine eisernen Geschwader von Neuem auf den Wahlplatz, der sich von Roßdorf bis zur Lochauer Haide ausdehnte. Mittlerweile hatte Moritz durch die sächsischen Schützen ein mörderisches Feuer auf die kurfürstliche Reiterei eröffnen lassen. Dann schnell nachstürmend mit den wallonischen Panzerreitern und den ungarischen Husaren, war es ihm gelungen, sie in die Flucht zu schlagen und so das Glück des Tages zu entscheiden. Denn die fliehende Reiterei stürzte sich in wildem Jagen auf das bis jetzt unerschütterlich gebliebene kurfürstliche Fußvolk und brachte so dessen Glieder in Unordnung. Alsbald trieb der Kaiser seine Lanzknechte vorwärts und gab allen bis dahin noch nicht im Gefecht gewesenen Reiterschaaren den Befehl, einzuhauen. Somit auf allen Seiten gedrängt, wich das kurfürstliche Heer, überstürzte sich, löste sich auf. Mit dem Degen in der Faust und verzweiflungsvoll mühte sich der Kurfürst ab, die Fliehenden zum Stehen zu bringen; der Strom der Verwirrung ergriff auch ihn und riß ihn mit fort. Er eilte, in dem festen Wittenberg seinen

Schmerz und die Trümmer seines Heeres zu verbergen; aber er sollte es nicht erreichen.

In der Nähe eines Holzes, der Schweinart genannt, wo er sonst oft zu jagen pflegte, ward er von feindlichen Reitern eingeholt. Der Aufforderung, sich zu ergeben, antwortete er mit wüthenden Schwerthieben. Das ritterliche Beispiel ihres Herrn entflammte seine Begleiter; sie kämpften mit heldenmüthiger Tapferkeit. Aber die Zahl der Feinde wuchs mehr und mehr. Spanier und Ungarn, berauscht vom Pulverdampfe und knirschend vor Kampfbegier, umdrängten das kleine Häuflein. Schon blutete der Kurfürst aus einer tiefen Wunde am linken Backen, die ihm ein Husarensäbel gehauen; da bahnte sich Thilo von Trotha, ein Reiteroberst Moritzens, einen Weg durch die Kämpfenden und rief dem unglücklichen Fürsten in deutscher Sprache zu, er solle sich endlich ergeben, da jeder fernere Widerstand unnütz sei. Ein Blick auf die Ueberzahl seiner Feinde überzeugte den Kurfürsten von der Wahrheit des Gesagten. Er zog zwei goldene Ringe vom Finger und übergab sie dem Ritter von Trotha mit den Worten: „Ich will mich Keinem gefangen geben, als einem Deutschen.“ Gleichzeitig ergab sich Herzog Ernst von Lüneburg, Johann Friedrichs treuer Waffenbruder, an Fabian von Schönaich. Die Umgebung der beiden Fürsten

war zum Theil gefallen; zum Theil wurde sie ebenfalls gefangen.

Nur wenige Stunden hatte das Treffen gewährt, das in der Geschichte den Namen der Schlacht bei Mühlberg führt; aber blutig und entscheidend war es gewesen, wie wenige. Der Wahlplatz war mit Todten und Sterbenden bedeckt. Unter ihnen lag der Sohn Otto's von Lüneburg, ein junger, für die protestantische Lehre erglühter Held. Nur 400 Mann von der kurfürstlichen Streitmacht sollen sich nach Wittenberg gerettet haben. Unter ihnen befand sich der verwundete Kurprinz. Viele kursächsische Edelleute geriethen in die Gefangenschaft, darunter vier Grafen von Gleichen. Herzog Moritz, den kühnen Regungen seines Herzens folgend, hatte sich ausgesetzt, wie ein gemeiner Krieger, und mit eigner Hand mehrere kurfürstliche Hauptleute erschlagen. Mit Bewunderung hatte ihn der Kaiser beobachtet und noch auf dem Schlachtfelde als Kurfürsten von Sachsen begrüßt. Auch soll Karl in Betracht der Schnelligkeit des Sieges, auf Cäsar's bekannte Worte „veni, vidi, vici" anspielend, ausgerufen haben: „Ich kam, ich sah und Gott siegte!"

Ein trauriger Gang war es für Johann Friedrich, als er vor den Herzog von Alba geführt wurde. Unwiderruflich vom Schicksal zu Boden geschmettert, vermochte er seinen Schmerz nicht zu bemeistern, und man

sagt, daß Thränen seinen Augen entströmten. „Herr, erbarme dich meiner, nun bin ich hier!“ seufzte er unterwegs. Alba führte ihn vor den Kaiser, der mit seinem Gefolge auf dem Siegesfelde hielt. Mit Schweiß und Blut bedeckt, erschöpft und athemlos, doch gefaßt trat Johann Friedrich vor seinen Gegner mit der Anrede: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ — „So?“ fiel ihm dieser hohnvoll in die Rede; „bin ich nun Euer gnädiger Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen!“ — Der Kurfürst aber fuhr fort: „Ich bin Eurer kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß.“ — „Wohlan“, entgegnete Karl, „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient habt. Geht nur hinweg!“

Auch König Ferdinand konnte sich's nicht versagen, dem Gefangenen einige kränkende Worte zuzurufen. „Ihr habt mich und meine Kinder“, sagte er, „verjagen und in Armuth bringen wollen! Ihr seid mir ein feiner Mann!“ Doch genug von diesen kleinlichen Quälereien, die Denen, von welchen sie ausgingen, so wenig Ehre machten! Der Kurfürst wurde dem Herzoge von Alba und von diesem dem spanischen Obersten Alfonso de Vives zur Bewachung übergeben. Viele der feindlichen Soldaten, die hierbei von einem richtigeren Gefühle geleitet wurden, als ihre Oberhäupter, äußerten ihr

Mitgefühl über sein Unglück; alle aber brachten seiner Tapferkeit ihre Huldigungen dar.

Alsbald nach dem Tage bei Mühlberg fiel die kurfürstliche Residenz Torgau. Wittenberg aber, worin sich die Kurfürstin Sibylle, des Kurfürsten Bruder Johann Ernst und der Kurprinz Johann Friedrich befanden, war wohl befestigt, mit 5000 Mann Besatzung versehen und daher für den von Belagerungsgeschütz entblößten Kaiser nicht so leichten Kaufs zu haben. Eine Aufforderung an die Stadt, sich zu ergeben, wurde von dem tapfern Commandanten derselben, Bernhard von Milagsheim*), abgelehnt. Da fiel Karl V. auf ein die Reichsgesetze schnöde verhöhnendes Mittel, die Uebergabe zu erzwingen. Er ließ einen Kriegsrath versammeln, welcher über den gefangenen Kurfürsten das Todesurtheil aussprach.

Johann Friedrich war gerade mit seinem Mitgefangenen, Herzog Ernst von Lüneburg, im Schachspiele begriffen, als ihm das Urtheil angekündigt und vorgelesen wurde. Hatte er sich früher in seinem Glücke nur als gewöhnlichen Menschen gezeigt, so offenbarte er in

*) Schertlin in seiner Selbstbiographie, Seite 155, nennt ihn Bernhard von Mila; doch irrt er sich sehr oft in den Namen.

seinem Unglücke eine wahrhaft erhabene Seelengröße. Ruhig hörte er die Sentenz an und antwortete: er habe nicht erwartet, daß Seine Majestät so hart mit ihm verfahren werde; sollte es aber dennoch geschehen, so wünsche er völlige Gewißheit darüber zu haben, damit er mit seiner Familie noch einige nöthige Anordnungen machen könne. Dann kehrte er sich zu Herzog Ernst um und sagte gelassen: „Wir wollen weiter spielen!“

Indessen war es dem Kaiser keineswegs Ernst mit der angedrohten blutigen Maaßregel, so sehr auch Alba und Ferdinand auf deren Ausführung drangen. Er wollte nur schrecken, und um diesen Zweck vollständig zu erreichen, ließ er im Angesichte Wittenbergs ein Schafott aufschlagen und alle Anstalten zur Hinrichtung treffen. Was er erwartete, geschah. Die bestürzte Familie des Kurfürsten schickte eilig Gesandte in das Lager und versprach dem Kaiser, sich gern die härtesten Bedingungen gefallen zu lassen, wenn nur ihrem Haupte das Leben geschenkt würde. Auch Kurfürst Joachim von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Jülich (der Bruder der Kurfürstin) und Herzog Moritz legten dringende Fürbitten für den Gefangenen ein. Da stellte sich der Kaiser wie überwunden und widerrief das Todesurtheil, legte aber dem Kurfürsten einen Staatsvertrag zur Unterzeichnung vor, der unter dem Namen der Wittenberger Capitulation bekannt geworden ist.

Nach Inhalt desselben sollte Johann Friedrich für sich, seine Kinder und Nachkommen Verzicht auf die Kur von Sachsen thun, die beiden Festungen Wittenberg und Gotha übergeben, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach ohne Lösegeld freilassen, sich von allen Bündnissen wider den Kaiser und dessen Bruder auf immer lossagen und für seine Person so lange in der Gefangenschaft bleiben, als es Karln beliebe. Seiner Familie wurden die Gebiete von Gotha und Weimar, wozu später noch Altenburg und mehrere andere kleine Besitzthümer kamen, sammt einer Jahresrente von 50,000 Gulden angewiesen.

Johann Friedrich, besiegt durch die Thränen seiner Gemahlin, unterzeichnete am 19. Mai mit schwerem Herzen den traurigen Vertrag, welcher den Besitzstand beider wettinischen Linien gänzlich veränderte, indem er die jüngere albertinische zur herrschenden, die ältere ernestinische zur Nebenlinie machte. Der Kaiser hatte anfänglich von seinem erlauchten Gefangenen auch die Anerkennung alles Dessen verlangt, was er oder die Kirchenversammlung zu Trient in Religionssachen verordnen würde. Aber hier war er auf den entschiedensten Widerstand gestoßen. „Lieber," hatte Johann Friedrich erklärt, „will ich meinen Kopf verlieren und Wittenberg zusammenschießen lassen, als eine Forderung eingehen, die mein Gewissen verletzt." Der Kaiser,

durch diesen Glaubensheroismus überrascht und bewältigt, hatte darauf den fraglichen Punkt fallen lassen, der ihm vielleicht ohnehin nicht zu sehr am Herzen lag.

Im Uebrigen erlangte Johann Friedrich durch die Würde, womit er sein Unglück ertrug, daß ihm nicht nur der Kaiser, sondern auch dessen Umgebung mit der ausgezeichnetsten Achtung begegnete. In Alba's Zelt ward er von den vornehmsten Spaniern bedient; man ließ es ihm an nichts gebrechen, was seine Bequemlichkeit erheischte, und er mußte selbst gestehen: „Meine Freunde haben mich verlassen; aber meine Feinde erweisen mir alles Gute."

Den Wittenberger Bürgern war die von ihrem Landesherrn abgeschlossene Capitulation erst nicht recht zu Sinn. Sie hatten sich tüchtig in den Waffen geübt und waren entschlossen, ihren häuslichen Heerd bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Als aber Johann Friedrich ihren Gehorsam in Anspruch nahm, übergaben sie die Stadt, doch unter der Bedingung, daß nur deutsche Kriegsvölker, nicht spanische hineingelegt würden, ja daß sie das Recht haben dürften, jeden Spanier, welcher ohne besondere Erlaubniß sich innerhalb ihrer Mauern blicken lasse, mit Gewalt hinauszujagen. So groß war die Furcht vor der Zügellosigkeit der spanischen Soldateska.

Am 23. Mai nahm der Kaiser Besitz von der Stadt. Die sächsische Besatzung zog mit Zurücklassung

der Fahnen und des Geschützes frei ab. Funfzig Kanonen fielen in die Hände des Siegers. Von einem glänzenden Gefolge begleitet, machte er der Kurfürstin, die vor ihm im Lager zu Gunsten ihres Gemahls einen Fußfall gethan hatte, am 26. Mai einen Gegenbesuch. Er sprach ihr mit gewinnender Freundlichkeit Trost zu. Als er von ihr vernahm, daß seit drei Tagen der protestantische Gottesdienst in Wittenberg eingestellt worden sei, rief er aus: „Wer hat mir das angerichtet! Geschah es in meinem Namen, so geschah's mir nicht zu Gefallen; denn ich bin nicht gesonnen, in der Religion etwas zu wandeln." Und der protestantische Cultus wurde wieder hergestellt. Ueberhaupt zeigte sich der Kaiser toleranter, als man geglaubt hatte. „Es ist doch," sagte er, „Alles ganz anders im evangelischen Lande und unter evangelischen Leuten, als ich es mir gedacht habe." Ueber sein ehrenfestes Benehmen an Luther's Grabe haben wir bereits in „Luther's Leben" (III., 360) berichtet. Dem Kurfürsten gestattete er, acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg im Schooße seiner Familie zu verleben. Freilich mußte er sich eine Wache von spanischen Arkebusierern gefallen lassen.

Am 4. Juni 1547 wurden dem Herzoge Moritz die Kurwürde und das Erzmarschallamt, so wie die Länder seines Vetters übertragen, wenn gleich die feierliche Belehnung erst im nächsten Jahre erfolgte.

Moritz, um den Vorwurf des Eigennutzes von sich zu weisen, erklärte hierbei wiederholt, daß er bei seiner Theilnahme am Kampfe gegen Johann Friedrich nur den Dienst des Kaisers und keineswegs das Kurfürstenthum im Auge gehabt habe. Vergebliches Bemühen! Es glaubte ihm Niemand. Er hatte den Schein gegen sich und mußte in Aller Augen so lange als ein gewöhnlicher Ehrgeiziger gelten, bis die Zeit gekommen war, wo er der Welt das Gegentheil beweisen konnte.

Bei der Theilung der Siegesbeute ging auch König Ferdinand nicht leer aus. Er erhielt viele Stücke Geschütz nebst der Lehnsherrlichkeit über die reußischen Herrschaften und einen Theil des Voigtlandes. Die Aemter Colditz, Leisnig und Eilenburg, die ihm bis jetzt gehört hatten, tauschte er an Moritz gegen das Herzogthum Sagan aus.

Herzog Ernst von Lüneburg wurde nach vorhergegangenem Fußfalle freigegeben. Auch Johann Ernst, der Bruder Johann Friedrich's, erhielt Verzeihung für seine brüderliche Treue. Der Kaiser ließ ihm die Pflege Koburg, verringerte jedoch die ihm anfänglich ausgesetzten 14000 Gulden jährlicher Pension auf die Hälfte.*)

*) Da Johann Ernst kinderlos starb, so fiel Koburg später an das ernestinische Sachsen.

Die in dem Kriege von beiden Theilen gemachten Gefangenen wurden auf freien Fuß gestellt. Zugleich verkündete der Kaiser eine allgemeine Amnestie. Doch nahm er davon fünf berühmte Kriegshäuptlinge aus, welche sowohl in Oberdeutschland als in Sachsen gegen ihn gefochten hatten, den Rheingrafen, den Grafen von Beichlingen, den Grafen Albrecht von Mansfeld, Georg von Reckenroth und Wilhelm von Thumshirn. Letzterer sollte Verzeihung erhalten, wenn er sein Kriegsvolk innerhalb des nächsten Monats abdanke.

Aber Thumshirn, der mit dem Grafen Reuß und Georg von der Planitz an der Spitze von 9300 Mann im Gebirge an der böhmisch-sächsischen Grenze stand, mochte nichts von der Gnade des Kaisers wissen, sondern zog, nachdem der Graf von Mansfeld mit seinem Heerhaufen zu ihm gestoßen, auch der tapfere Graf von Altenburg und die übrigen Geächteten bei ihm angelangt waren, den Hansestädten zu Hülfe, die im Auftrage des Kaisers von dem Herzoge Erich von Braunschweig und dem Bischofe von Bremen befehdet wurden. Thumshirn fiel dem Braunschweiger in's Land, lieferte ihm eine Schlacht und schlug ihn so vollständig auf's Haupt, daß derselbe mehrere tausend Mann

und sämmtliches Geschütz verlor.*) Hierauf zum Oberbefehlshaber der Hansetruppen ernannt, besetzte der siegreiche Krieger das Bisthum Bremen sammt dem Hochstifte Verden und eroberte das feste Schloß Rotenburg. So schaffte er den Hansestädten schnell ihre Feinde vom Halse und setzte sie in den Stand, einen vortheilhaften Frieden mit dem Kaiser abzuschließen, worauf das Kriegsvolk entlassen wurde und die Anführer meist in's Ausland gingen.

Mannigfache Beweise von der nicht erloschenen Liebe und Treue seiner ehemaligen Unterthanen erhielt Johann Friedrich in seiner Gefangenschaft, den rührendsten aber von dem berühmten Maler Lukas Kranach, den er in seinen guten Tagen immer mehr als Freund denn als Untergebenen behandelt hatte. Der Kaiser,

*) Wo die Schlacht vorgefallen, konnten wir nicht ermitteln, wie denn überhaupt die meisten Geschichtswerke von diesem Zuge Thumshirns gar nichts erwähnen. Daß es aber damit seine Richtigkeit hat, erhellt aus Schertlin's Lebensbeschreibung, S. 158, 162, Häberlin's neuester deutscher Reichsgeschichte, I., 168, dem Diarium Günderodanum, §. 141, pag. 316, und Losii Gedächtniß Christoph's von Wrisberg, S. 41. (Christoph von Wrisberg war nämlich der Unterbefehlshaber Erich's von Braunschweig.)

welcher erfahren hatte, daß Kranach in Wittenberg lebe, und gleich seinem Großvater Max die Künstler schätzte, ließ den alten Meister zu sich in das Feldlager bei Pistritz kommen und unterhielt sich traulich mit ihm. Kranach erzählte ihm, wie er ihn einst als Kind zu Mecheln gemalt und nur dadurch habe zum Stillsitzen bringen können, daß er ihm Waffen vorhalten ließ. Diese hätten seinen Blick dermaßen gefesselt, daß er ruhig und starr dagesessen und ihm hinlängliche Zeit zu Entwerfung der Gesichtsumrisse gelassen habe. Darüber freute sich der kaiserliche Held gar sehr und forderte den Maler auf, sich eine Gnade von ihm zu erbitten. Da warf sich der alte Mann, das Auge voll Thränen, dem Herrscher zu Füßen und flehte um Gnade für seinen theuern, armen Herrn, den Kurfürsten. Ergriffen gab ihm Karl zur Antwort: „Du sollst erfahren, daß ich ihm Gnade erzeigen will.“ Und auf einen Wink von ihm bringt ein Diener einen Teller voll ungarischer Dukaten. Davon heißt der Kaiser den Künstler so viel nehmen, als er wolle, und macht ihm Anträge, mit ihm nach den Niederlanden zu ziehen. Kranach nimmt in seiner Bescheidenheit nur so viel, als er mit zwei Fingerspitzen fassen kann, lehnt den Antrag ab und bittet sich einzig und allein aus, seinem Herrn in's Gefängniß folgen zu dürfen. Gern gewährt dies der Kaiser. Nachdem Kranach sein Haus bestellt hatte, reiste er

seinem Herrn nach, theilte seine Gefangenschaft und schuf ihm durch seine Kunst manche heitere Stunde.

Bald nach Uebertragung der Kur an Moritz schlug der ernestinischen Fürstenfamilie die bittere Trennungsstunde. Johann Friedrich, nun nicht mehr Kurfürst, sondern der Aeltere genannt, nahm wehmüthig Abschied von den Seinen und zog aus der Stadt seiner Väter, um dem Kaiser als Gefangener zu folgen. Sibylle aber begab sich, nachdem sie weinend von Wittenberg und seinen Bewohnern geschieden, mit ihren Kindern und mit Hab und Gut nach Gotha, dessen Festungswerke unter Aufsicht eines kaiserlichen Commandos geschleift wurden.

Moritz empfing als erster albertinischer Kurfürst die Huldigung seiner neuen Unterthanen. Aber sie wurde nicht mit willigem Herzen geleistet. Das Volk konnte kein Vertrauen zu Dem fassen, den es für einen Treulosen und Verräther hielt. Ja, es erzählte sich, Gott selbst mißbillige seine Erhöhung. Denn als die Meißner Domherren in ihrer Kathedrale den Sieg bei Mühlberg durch den ambrosianischen Lobgesang gefeiert hätten, sei ein Blitzstrahl in das herrliche Gebäude gefahren und habe die Banner an Albrecht's des Beherzten Grabe zerstört. Der Vorfall hatte sich in der That ereignet; daß ihn aber das Volk zu Moritzens Ungunsten auslegte, gehörte mit zu dem Fluche seiner zweideutigen Rolle.

Was Karin betraf, so war er nach Halle aufgebrochen. Er konnte zufrieden sein und er war es. Sein Stern hatte obgesiegt. Was fehlte noch zu seinem Glücke? Er hatte durch den Schlag bei Mühlberg den Schmalkaldischen Krieg beendet und damit den Bund, aus dem derselbe hervorgegangen, factisch aufgelöst, diesen Bund, der niemals seine Aufgabe begriffen. Er führte den Fürsten, der ihn einen „vermeintlichen Kaiser" zu nennen gewagt hatte, als Gefangenen mit sich, nachdem er ihm vorher das Henkerschwert gezeigt und dadurch alle Reichsstände mit Schrecken an die längst vergessene Machtvollkommenheit der kaiserlichen Majestät erinnert hatte. Er stand nicht nur als Sieger, sondern auch als Rächer der seiner Würde widerfahrenen Beleidigungen da. Aber noch war seine Rache nicht vollständig. Noch ging jener Philipp straflos umher, den er mehr haßte, als irgend Jemanden auf der Erde. Ihn zu züchtigen, empfindlich zu züchtigen, war jetzt der glühendste Wunsch seiner, aller wahren Großmuth entbehrenden Seele.

Philipp seinerseits befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Die Niederlage seines Bundesgenossen hatte ihn erschüttert, die Nachricht von der Wittenberger Capitulation Thränen aus seinen Augen gepreßt. Er wußte nicht, was er thun sollte. Sollte er der Macht des Siegers trotzen und sein Schicksal der Entscheidung

der Waffen überlassen? Oder sollte er sein Heil im Unterhandeln und Nachgeben suchen? Zum Ersteren rieth ihm sein ehemaliger Waffengefährte Schertlin, der sich zugleich anheischig machte, mit französischen Hülfsgeldern eine Truppenmacht von 12000 Mann für ihn in der Schweiz anzuwerben. Zu dem Letzteren drängte ihn sein Schwiegersohn Moritz, der nach dem Unfalle Johann Friedrich's jeden Widerstand der Evangelischen für unnütz erklärte und vermöge seines Einflusses beim Kaiser ihm leidliche Bedingungen in Aussicht stellte.

Zu welcher Ansicht sich Philipp hinneigen würde, war unschwer zu errathen. Sein Muth war gebrochen, seine Hoffnung auf Waffenglück verschwunden. Zudem war er Fürst, und die Rücksichten auf die Annehmlichkeiten der Macht, die er durch Fortsetzung des Krieges zu verlieren Gefahr lief, bekämpften in ihm die Eingebungen des ritterlichen Schertlin. Er entschied sich nach kurzem Bedenken mit Genehmigung der hessischen Stände für die Unterwerfung und reiste, um über die Bedingungen derselben zu unterhandeln, persönlich nach Leipzig.

Hier machte er jedoch die niederschlagende Entdeckung, daß Moritz ihm zu viel versprochen, als er von leidlichen Bedingungen gesprochen hatte, und daß Karl im Gegentheile nur mit den bittersten Opfern zufrieden zu stellen sei. Man verlangte nichts Geringeres

von ihm, als daß er sich auf Gnade und Ungnade ergeben, alle seine Festungen mit Ausnahme von Kassel und Ziegenhain schleifen, alles Geschütz sammt Munition herausgeben, das ganze Land dem Kaiser öffnen, Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Sohn freilassen, ja sogar einer Gefangenschaft von unbestimmter Dauer sich unterwerfen solle. Philipp erklärte diese Bedingungen für „unmenschlich" und reiste unmuthig von Leipzig ab.

Vor Allem empörte den heißblütigen Landgrafen der Gedanke, daß er seiner persönlichen Freiheit beraubt werden sollte. Gleichwohl konnte er sich nicht zu dem Entschlusse ermannen, der allein seiner würdig war, ja der ihm gewissermaßen durch die Umstände dictirt wurde. Denn daß die Stunde der Unterhandlungen für ihn vorüber sei, hätte er bei ruhiger Ueberlegung erkennen müssen. Seine Feinde hatten solche Erfolge erlangt, daß ihm keine andere Wahl übrig blieb, als entweder ganz Fürst zu bleiben, oder ganz aufzuhören, es zu sein. Eine günstige Lage, weil sie eine äußerste war! So lange er noch Aussichten gehabt hatte, durfte er immerhin nachgeben; aber im Begriff, gänzlich vernichtet zu werden, blieb ihm nur noch ein einziges Mittel übrig: nämlich bis auf den Tod zu kämpfen. Das hätte er thun müssen, wenn seine Seele so hoch gewesen wäre, wie sein Rang, und in diesem Falle hätten ihm seine Feinde dadurch, daß sie ihm Alles entreißen wollten,

die Macht in die Hand gegeben, Alles zu retten. Denn für Herzen, die der Herrschaft würdig sind, ist das Uebermaaß von Unglück eine Kraft.

Aber Philipp besaß nur den hochfahrenden Sinn eines Prinzen von Geblüt, nicht den Hochsinn eines Mannes von Charakter. Wenn Widerwärtigkeiten auf ihn einstürmten, wurde er alsbald kleinmüthig. So hätte er sich auch jetzt gern mit den harten Forderungen des Kaisers ausgesöhnt, wenn nur die fatale Clausel von der Gefangenschaft nicht dabei gewesen wäre. Die Wirklichkeit der Macht preiszugeben, trug er kein Bedenken; aber den Schein derselben wollte er erhalten wissen. Zur politischen Ohnmacht verdammt zu werden, hielt er allenfalls für erträglich; aber dieser Ohnmacht sollte es nicht an Pomp fehlen. Er wünschte mit einem Worte, daß man ihm, wenn nicht die frühere Selbstständigkeit, doch wenigstens die glänzenden Lappen derselben lasse.

Dies ging aus allen seinen Aeußerungen hervor, die er in vertraulichen Gesprächen fallen ließ. „Mich dauern meine Unterthanen," sagte er unter Anderm; „wenn ich nun wüßte, daß die Ergebung in kaiserliche Gnade und Ungnade nichts weiter auf sich hätte, als Fußfall und Abbitte, so wollte ich mich ebenso darein fügen, wie andere Fürsten und Städte." Ferner: „Wiewohl ich meine Festungen liebe, so wollte ich doch lieber

etliche derselben verlieren, als das ganze Land verderben lassen." Ferner: „Obschon es schimpflich ist, daß ich mein Geschütz sammt aller Munition ausliefern soll, so möchte dies doch gehen, wenn ich dadurch erlangte, daß ich meines Landes nicht ganz beraubt würde."

Christoph von Ebeleben, ein vertrauter Rath Moritzens, welcher den Landgrafen nach Kassel begleitet hatte, verfehlte nicht, diese Reden seinem Herrn zu referiren, und dieser machte dem Kaiser in dem Lager vor Wittenberg Mittheilung davon. Karl zeigte sich nicht abgeneigt, die Verhandlungen von Neuem aufzunehmen, und als ihn Moritz im Verein mit dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg befragte, wie weit sich seine Ungnade erstrecken werde, wies er die beiden Vermittler an seine Räthe. Unter diesen führte der jüngere Granvella, Bischof von Arras, ein ränkevoller Diplomat, welcher den Landgrafen zu verderben wünschte und zu Erreichung seiner Absichten die schlechtesten Mittel nicht scheute, das große Wort. Er verbarg seinen Haß geschickt unter der Maske der Freundlichkeit und einigte sich bald mit den beiden Kurfürsten dahin, daß der Landgraf sich zwar ohne jegliche Bedingung auf die ihm vorzulegende Capitulation ergeben, diese Ergebung aber ihm weder zu Leibesstrafe, noch zu einigem Gefängniß gereichen solle.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



Verlag v. C.W.B. Naumburg in Leipzig

Moritzens Fall in der Schlacht bei Sievershausen

Die Kurfürsten meldeten dies dem Landgrafen und fügten die Versicherung hinzu, daß sie für getreue Beobachtung des Versprochenen mit ihrer Person bürgten. Zugleich schickten sie einen Sicherheits- und Geleitsbrief mit. Als Philipp hörte, daß ihm weder seine Freiheit, noch sein Land geschmälert werden solle, war er froh, so viel erlangt zu haben, und ersuchte nur noch die beiden erlauchten Vermittler, ihm eine oder zwei Tagereisen entgegenzukommen, wie überhaupt dafür zu sorgen, daß er nicht über fünf, sechs oder acht Tage aufgehalten werde. Darauf reiste er ab, gefolgt von hundert hessischen Reitern.

In Naumburg wurde er von Moritz und Joachim empfangen, und am 18. Juni ritt er in Halle ein. Es war ein trüber, gewitterschwüler Tag. Auch die Züge des Landgrafen waren düster. Möglich, daß er eine bange Ahnung nicht unterdrücken konnte! Ein einfaches schwarzes Sammetkleid bildete seinen Anzug, an dem nichts Buntes war, als eine rothe Schärpe. In seiner Herberge angekommen, hörte er hier schon eine evangelische Predigt.

Am andern Morgen empfing er das Original der kaiserlichen Capitulationsurkunde zur Unterschrift. Wie stutzte er aber, als er am Schlusse die Worte fand, daß die Erklärung der einzelnen Artikel einzig und allein bei dem Kaiser stehe! Der Bischof von Arras

hatte diese Worte eigenmächtig hinzugefügt. Sobald er aber merkte, daß der Landgraf sich daran stieß, beeilte er sich, sie auszustreichen, unter dem Vorgeben, der Schreiber habe sich versehen. Nun erst unterzeichnete Philipp. Wohl mochte ein Mißtrauen gegen den tückischen Pfaffen in seiner Brust erwacht sein; aber dies ging nicht so weit, ihn die Größe der Büberei ahnen zu lassen, die man gegen ihn im Schilde führte. Uebrigens konnte er ja schon nicht mehr zurück, selbst wenn er gewollt hätte!

Nur dem Ansinnen, sich den Beschlüssen des Conciliums zu Trient zu fügen, widersetzte er sich standhaft. Gern, erklärte er, wolle er in ein allgemeines, freies, christliches Concilium zur Reformation des Geistlichen und Weltlichen, des Hauptes und der Glieder, der Uebelstände und Mißbräuche willigen; aber mit der Versammlung zu Trient möge man ihn verschonen. Kräftig unterstützte ihn hierin Kurfürst Moritz, der ihm außerdem eine schriftliche Zusage ausstellte, daß er, falls er, Philipp, wegen der Religion von den Executoren des Concils mit Krieg überzogen werden sollte, ihm „mit Leib, Hab und Gut beispringen wolle.“ Ein Beweis mehr, daß Moritz durch seinen Uebertritt zum Kaiser keineswegs ein lauer Protestant geworden war!

Mit dem Abende des 19. Juni 1547 nahte endlich die verhängnißvolle Stunde, wo die schimpfliche Ceremonie der Abbitte vor sich gehen sollte. Der Kaiser

hatte, um den Landgrafen recht zu demüthigen, eine ungewöhnlich zahlreiche und glänzende Versammlung entboten. Er saß in einem prächtig ausgeschmückten Saale unter einem vergoldeten Thronhimmel, umgeben von dem Erzherzoge Maximilian, dem Herzoge Philibert von Savoyen, dem Hochmeister des deutschen Ordens, den Bischöfen von Hildesheim und Naumburg, den päpstlichen, böhmischen, dänischen, clevischen und einiger Hansestädte Gesandten, auch Vielen vom Adel. Unter den Gegenwärtigen befand sich auch nebst den übrigen Herzogen von Braunschweig der Todfeind des Landgrafen, Herzog Heinrich, welcher sich mit unverkennbarer Schadenfreude an dem verbissenen Grimme seines Gegners weidete. Da stand nun der einst so stolze Philipp und ließ sich nieder auf seine Kniee. Neben ihm auf demselben Teppiche kniete sein Kanzler Tilemann von Günderode, welcher die vorgeschriebene Abbitte las. Er soll dies in so kläglichem und weinerlichem Tone gethan haben, daß der Landgraf ein satyrisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermocht haben soll. Darauf habe der Kaiser ihm mit dem Finger gedroht und die Worte gesagt: „Wart, ich will dich lachen lehren!" Wir lassen die Wahrheit dieser Anekdote dahin gestellt; sie wäre für Beide nicht sehr rühmlich.

Nachdem der hessische Kanzler seine Jeremiade geendigt, sprach der Reichsvicekanzler Georg Seld die Verzeihung des Kaisers aus; doch war er dabei so weitschweifig und unterbrach sich so vielmal durch Bücklinge

gegen den Kaiser, daß der Landgraf fast eine Stunde knieen mußte. Müde dieser Situation, sprang er endlich, sobald er durch seinen Kanzler hatte danken lassen, ungeheißen auf und schritt auf den Kaiser zu, um ihm die Hand zu reichen. Schnell aber trat der Herzog von Alba vor und empfing statt des Kaisers den Handschlag. Darüber betroffen, fragte Kurfürst Joachim den Kaiser um die Ursache dieses sonderbaren Verfahrens und erhielt leise die Antwort: es sei seiner nicht eher würdig, dem Landgrafen die Hand zu reichen, bis dieser gänzlich frei wäre.

Schon dies mußte jeden Unbefangenen befremden und empören. Aber es sollte noch besser kommen! Die Intrike, welche lange im Finstern geschlichen, trat jetzt frech an das Licht des Tages und warf auch den letzten Schleier ab.

Nachdem die für Philipp so demüthigende Schaustellung beendet war, begab sich derselbe mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zum Herzoge von Alba, welcher sie sämmtlich zur Tafel geladen hatte. Schon war es spät in der Nacht und Philipp saß nach geendigter Judasmahlzeit eben beim Schachspiele, als sich im Nebenzimmer ein lauter Wortwechsel erhob. Man konnte die streitenden Stimmen der beiden Kurfürsten und einiger kaiserlichen Räthe unterscheiden. Philipp forschte nach dem Grunde des Streites und erhielt die überraschende Auskunft, daß er seinethalb entstanden sei,

indem er auf Alba's und Granvella's Verlangen als Gefangener hier bleiben solle. Moritz und Joachim waren außer sich. Sie erinnerten an die abgeschlossene Capitulation, welche dem Landgrafen seine Freiheit zusichere; sie brandmarkten die Schändlichkeit eines solchen Treubruchs mit den stärksten Ausdrücken und beriefen sich schließlich auf den Kaiser, bei dem sie morgen Beschwerde führen würden. Eitle Hindernisse, die sie der Willkühr, welche die Macht besaß, in den Weg warfen! Alba kehrte sich an keine Einrede, sondern ließ der Drohung sofort die Ausführung folgen. Ein spanischer Hauptmann erschien an der Spitze von hundert Hakenschützen und besetzte das Zimmer, worin sich der Landgraf befand. Einige kurbrandenburgische Räthe blieben die Nacht über bei dem Gefangenen. Auch Moritz blieb da; er glaubte noch immer an ein Mißverständniß. Bald sollten ihm die Schuppen von den Augen fallen!

Als er am andern Morgen mit Joachim sich bei dem Kaiser einfand, um ihn von dem Vorfalle in voriger Nacht in Kenntniß zu setzen, merkte er gleich an dessen gleichgültiger Miene, daß die Verhaftung des Landgrafen nicht ohne seinen Willen vor sich gegangen sei. Die Antwort Karls benahm ihm die Täuschung vollends. Es sei nicht seine Art, meinte derselbe sehr kühl, Jemanden härter zu behandeln, als die Capitulation vorschreibe; auch im vorliegenden Falle habe er

Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg gaben ihr Vermittleramt noch nicht auf. Sie zogen mit bis Naumburg, gingen hier den Kaiser nochmals um die Befreiung des Landgrafen an, wurden aber mit einer harten Antwort abgewiesen. Um der Sache Philipps nicht mehr zu schaden, als zu nützen, standen sie von ferneren Bitten ab. Aber für Moritz ging die Lehre nicht verloren, welche in diesem Ereignisse lag. Er hatte einen tiefen Blick in Karls Charakter gethan, und es ist nicht zu bezweifeln, daß von diesem Zeitpunkte an sein Herz sich demselben mehr und mehr entfremdete und sein Geist Pläne zu nähren anfing, welche auf Beschränkung der kaiserlichen Allmacht abzweckten.

---

matorischen Bestrebungen in der christlichen Kirche, von ihrem Uranfange bis auf Ronge und Czerski. Ein Volksbuch für Protestanten und Katholiken, welchen es um einen helleren Blick in ihre Kirche und Kirchenlehre zu thun ist. Von Dr. Nagel, Pfarrer zu Gatersleben." Dem Verfasser wäre selbst vorerst ein „hellerer Blick" zu wünschen. Denn unter andern historischen Ungenauigkeiten findet sich in seinem Buche auch der grobe Irrthum, daß Landgraf Philipp schon in der Schlacht bei Mühlberg mit dem Kurfürsten von Sachsen geschlagen und gefangen worden sei. Mit solchem Leichtsinne wird Geschichte „für das Volk" geschrieben. Gleich als ob das Prädicat „Volksbuch" das Privilegium gäbe, oberflächlich und liederlich zu schreiben!

„So weit kann Gott die Fürsten herabsetzen!" hatte Karl in Naumburg gesagt, indem er mit zweideutigem Lächeln auf den gefangenen Landgrafen blickte. Wohl wahr! Aber daß er selbst einmal von seiner schwindelnden Höhe herabstürzen könnte, ahnte er in seinem Uebermuthe nicht.

Als der Landgraf sah, daß die Bemühungen seiner Freunde, ihm die Freiheit wieder zu verschaffen, vergeblich waren, betrieb er mit möglichster Eile die Erfüllung der Capitulationspunkte, um so dem Kaiser den einzigen scheinbaren Vorwand für seine Gefangenhaltung zu nehmen. Er bewirkte durch dringende Briefe an seinen Sohn Wilhelm, daß das in Hessen stehende Geschütz sammt aller Munition unverweilt ausgeliefert, die Festungen bis auf Kassel und Ziegenhain geschleift und 150,000 Gulden in die kaiserliche Kriegskasse gezahlt wurden. Nachdem dies geschehen, glaubte er gerechten Anspruch auf Freilassung machen zu dürfen. Umsonst; er blieb Gefangener.

Ebeleben und Günderode, welche dem Landgrafen hauptsächlich zur Unterwerfung gerathen hatten, starben aus Gram über die unseligen Folgen ihres Rathes.

Durch alle deutschen Lande aber flog der Schrecken vor Karls Macht. Welche Hoffnung schien auch den Protestanten noch übrig zu bleiben, da die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes gefangen, Würtemberg

und Pfalz unschädlich gemacht und die vornehmsten Reichsstädte gedemüthigt waren? So kam es denn, daß auch die wenigen Mitglieder jenes Bundes in Westphalen und Niedersachsen, welche Karls Arm noch nicht erreicht hatte, sich schleunig unterwarfen. Beträchtliche Contributionen erkauften ihnen Verzeihung. Ueberhaupt war Karl auf den Geldpunkt trefflich bedacht. Er schlug in diesem Kriege 1,600,000 Gulden zusammen. Eine für die damaligen Zeiten ungeheure Summe!

Kurfürst Hermann von Köln, der erste und letzte Erzbischof, welcher sich der Sache der Reformation angeschlossen, dankte ab, weil er sich allein zu schwach fühlte, dem siegenden Katholicismus zu widerstehen. Mit dem päpstlichen Banne belastet, suchte er in der Stille des Privatlebens Inful und Mitra zu vergessen. Er starb 1552 im evangelischen Glauben.

Sein Nachfolger in der erzbischöflichen Würde riß Alles nieder, was Jener aufgebauet, und machte Köln wieder zu einer durchaus katholischen Stadt, was sie noch heute ist.

Auch das aufrührerische Böhmen ward bewältigt. König Ferdinand rückte, unterstützt von dem Kurfürsten Moritz, mit bedeutender Macht in das Land ein, zerstreute die einzelnen Insurgentenhaufen, erschien vor

Prag und gewann es durch Uebergabe. Auf dem Hradschin ließ er die Köpfe von vier Hauptrebellen springen. Hiermit war die Empörung beendet, aber der Geist, der sie hervorgerufen, keineswegs erstickt.

Von allen protestantischen Fürsten Deutschlands unterwarf sich nur einer dem Kaiser nicht; das war der Fürst Wolfgang von Anhalt. Er verlor lieber sein Land, als die Achtung vor sich selbst, und sang scheidend Luthers hohes Lied des Vertrauens: „Eine feste Burg ist unser Gott!"

Auch die edle Stadt Magdeburg gab ein leuchtendes Beispiel von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit. Sie lehnte alle Aufforderungen des Kaisers, sich zu ergeben, ab; dafür wurde am 27. Juli 1547 *) die Reichsacht über sie ausgesprochen. Doch die Bürger ließen sich dies nicht anfechten; sie trotzten auf die Festigkeit ihrer Mauern und mehr noch auf ihren Muth. Aus ihren Pressen gingen fast täglich Schriften gegen Papst und Kaiser hervor und alle verfolgten Freiheitsmänner fanden willige Aufnahme bei ihnen. Magdeburg war damals die einzige Zufluchtsstätte des freien Geistes im gesammten Deutschland. Wie ganz anders

*) Duller (Geschichte des deutschen Volkes) nimmt den 17. Juli an. Mit Unrecht; denn die Achtserklärung ist von Augsburg datirt, und am 17. war Karl noch nicht dort.

wären die Loose des Schmalkaldischen Krieges gefallen, wenn alle deutschen Protestanten, wenn namentlich die Fürsten von Hessen und Würtemberg, die Bürger von Ulm, Augsburg, Straßburg ꝛc. von dem hochherzigen Sinne der Einwohner Magdeburgs beseelt gewesen wären!

Zweites Capitel.

Das Interim.

1547 — 1549.

O selig ist der Mann,
Der Gott vertrauen kann
Und willigt nicht in's Interim,
Denn es hat den Schalk hinter ihm!
Altes Volkslied.

Unglaublich schnell hatte Karl V. das Ziel seiner stolzen Zuversicht erreicht. Seine politischen Feinde waren gebändigt, die Freiheit des Reichs zu einem Schattenbilde herabgewürdigt und der Protestantismus seinem Untergange nahe gebracht. So im Rücken gedeckt, konnte er nun daran denken, seine alten Lieblingsplane wieder aufzunehmen, nämlich darauf hinzuarbeiten, daß auch der Papst von ihm abhängig werde, damit dessen Einfluß ihm nie mehr störend in den Weg treten könne.

Paul III. seinerseits hatte sich, wie schon im vorigen Capitel bemerkt wurde, von Anfang an nicht über die geheimen Absichten des Kaisers getäuscht. Er hatte darum auch nie gewünscht, daß ganz Deutschland besiegt und Karln in Wahrheit unterwürfig würde. Seine feinen Berechnungen hatten ihn vielmehr etwas ganz Anderes erwarten lassen. Wohl mag er geglaubt haben, dem Kaiser werde Einiges zum Vortheile der katholischen Kirche gelingen; dabei aber zweifelte er nicht, ihn auf unzählige Schwierigkeiten stoßen und in Verwickelungen gerathen zu sehen, die ihm, dem Papste, eine vollere Freiheit in Verfolgung seiner Zwecke gewähren würden. Das Glück Karls spottete seiner Anschläge. Jetzt mußte er fürchten, daß die kaiserliche Uebermacht auf Italien zurückwirken und ihm sowohl in geistlichen, als in weltlichen Geschäften nur allzubald fühlbar werden würde. Dieser Gedanke machte ihm Unruhe. Es lautet seltsam, aber nichts ist wahrer: in dem Augenblicke, wo ganz Norddeutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zitterte, fühlte sich der Papst als einen natürlichen Verbündeten der Protestanten. Er hätte etwas darum gegeben, wenn Johann Friedrich bei Mühlberg unbesiegt geblieben wäre. Nun, da sich das Blättchen gewandt, mußte er allerdings dem Kaiser zu dem gewonnenen Siege gratuliren; aber zugleich rief er seine

Truppen von dessen Heere ab, unter dem Vorwande, daß der Kaiser ihrer nun nicht mehr bedürfe.

Er that noch mehr. Der Gang der Verhandlungen auf dem Concilium zu Trient flößte ihm Besorgnisse ein. Mehrere, dem kaiserlichen Interesse ergebene Prälaten hatten Anträge gestellt, die eine Verringerung des päpstlichen Ansehens bezweckten. Wer bürgte ihm dafür, daß dieselben nicht nächstens einen Schritt weiter gingen? ja daß nicht bei einer ernsthaften Mißhelligkeit zwischen ihm und dem Kaiser der Letztere das Concil dazu benutzen würde, seine Absetzung aussprechen zu lassen? Die Möglichkeit dieser Gefahr zu leugnen, war Paul außer Stande, zumal im Angesichte von Uebergriffen einer Gewalt, die blos nach den Launen ihres Zornes regierte. Er benutzte daher das Gerücht, als werde Trient von der Pest bedroht, und verlegte das Concil nach Italien in seine zweite Hauptstadt Bologna. Hiermit hatte er es dem kaiserlichen Einflusse entrückt und unter seine unmittelbare Oberaufsicht gebracht, so daß nicht leicht Anschläge wider ihn dort auftauchen konnten.

Der Kaiser war, wie sich denken läßt, über das Betragen des Papstes auf's Tiefste entrüstet. Schon früher hatte man einigemal bei ihm angeklopft, ob er in eine Verlegung oder Suspension des Concils willigen wolle; stets aber hatte er solche Vorstellungen auf das Heftigste zurückgewiesen. Er hatte dem päpst-

Paul III. seinerseits hatte sich, wie schon im vorigen Capitel bemerkt wurde, von Anfang an nicht über die geheimen Absichten des Kaisers getäuscht. Er hatte darum auch nie gewünscht, daß ganz Deutschland besiegt und Karln in Wahrheit unterwürfig würde. Seine feinen Berechnungen hatten ihn vielmehr etwas ganz Anderes erwarten lassen. Wohl mag er geglaubt haben, dem Kaiser werde Einiges zum Vortheile der katholischen Kirche gelingen; dabei aber zweifelte er nicht, ihn auf unzählige Schwierigkeiten stoßen und in Verwickelungen gerathen zu sehen, die ihm, dem Papste, eine vollere Freiheit in Verfolgung seiner Zwecke gewähren würden. Das Glück Karls spottete seiner Anschläge. Jetzt mußte er fürchten, daß die kaiserliche Uebermacht auf Italien zurückwirken und ihm sowohl in geistlichen, als in weltlichen Geschäften nur allzubald fühlbar werden würde. Dieser Gedanke machte ihm Unruhe. Es lautet seltsam, aber nichts ist wahrer: in dem Augenblicke, wo ganz Norddeutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zitterte, fühlte sich der Papst als einen natürlichen Verbündeten der Protestanten. Er hätte etwas darum gegeben, wenn Johann Friedrich bei Mühlberg unbesiegt geblieben wäre. Nun, da sich das Blättchen gewandt, mußte er allerdings dem Kaiser zu dem gewonnenen Siege gratuliren; aber zugleich rief er seine

Truppen von dessen Heere ab, unter dem Vorwande, daß der Kaiser ihrer nun nicht mehr bedürfe.

Er that noch mehr. Der Gang der Verhandlungen auf dem Concilium zu Trient flößte ihm Besorgnisse ein. Mehrere, dem kaiserlichen Interesse ergebene Prälaten hatten Anträge gestellt, die eine Verringerung des päpstlichen Ansehens bezweckten. Wer bürgte ihm dafür, daß dieselben nicht nächstens einen Schritt weiter gingen? ja daß nicht bei einer ernsthaften Mißhelligkeit zwischen ihm und dem Kaiser der Letztere das Concil dazu benutzen würde, seine Absetzung aussprechen zu lassen? Die Möglichkeit dieser Gefahr zu leugnen, war Paul außer Stande, zumal im Angesichte von Uebergriffen einer Gewalt, die blos nach den Launen ihres Zornes regierte. Er benutzte daher das Gerücht, als werde Trient von der Pest bedroht, und verlegte das Concil nach Italien in seine zweite Hauptstadt Bologna. Hiermit hatte er es dem kaiserlichen Einflusse entrückt und unter seine unmittelbare Oberaufsicht gebracht, so daß nicht leicht Anschläge wider ihn dort auftauchen konnten.

Der Kaiser war, wie sich denken läßt, über das Betragen des Papstes auf's Tiefste entrüstet. Schon früher hatte man einigemal bei ihm angeklopft, ob er in eine Verlegung oder Suspension des Concils willigen wolle; stets aber hatte er solche Vorstellungen auf das Heftigste zurückgewiesen. Er hatte dem päpst-

lichen Legaten Marcello Cervini unter Anderm einmal gesagt, er würde ihn in die Etsch werfen lassen, wenn er noch ferner von dieser Sache spräche. Jetzt bei der ersten Nachricht, daß das Gefürchtete nun doch wirklich geschehen, war er dergestalt aufgebracht und außer sich, daß er vor Zorn seine Mütze auf den Boden warf. Er nannte den Papst einen alten, eigensinnigen Mann, der die Kirche zu Grunde richte; er drohte, selbst nach Rom kommen zu wollen, um dort das Concilium zu halten, und dergleichen mehr. Dadurch wurde aber in der Sachlage nichts geändert. Vergebens drang Vega, Karls Gesandter in Rom, in energischen Ausdrücken auf die Zurückverlegung des Concils nach Trient; vergebens begab sich Madruzzi, Cardinalbischof von Trient, in Karls Auftrage selbst zum Papste, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Paul hatte tausend nichtige Vorwände, um den Forderungen seiner Dränger auszuweichen.

Nun machte sich die Erbitterung der Kaiserlichen in einer blutigen That Luft. Der Papst hatte einen natürlichen Sohn, Pierluigi Farnese, den er eben so sehr liebte, als ihn der Kaiser haßte, weil er als die Seele aller gegen Oesterreich gesponnenen Ränke und Umtriebe galt. Diesen Pierluigi machte Paul zum Herzoge von Parma und Piacenza. Als solcher regierte er streng und gewaltsam. Da fiel er eines Tages unter den Dolchen von Ver-

schwornen. Jedermann war damals überzeugt, daß der kaiserliche Befehlshaber in Mailand, Ferrante Gonzaga, seine Hand dabei im Spiele gehabt habe. Auch wir können daran nicht zweifeln, da Gonzaga unmittelbar nach der That mit Truppen herbeieilte, um Piacenza für den Kaiser in Besitz zu nehmen*).

Hätte es noch eines Umstandes bedurft, um den Papst zum unversöhnlichen Feinde Karls zu machen, so that es dieser Schlag, der den Trost seines Alters, den Inhaber seiner Erwerbungen, den Träger seines Glücks mitleidslos von seiner Seite riß. Die Rache saß tief in seinem Herzen, und wenig gewandt in der Kunst, den Schein der Gelassenheit zu bewahren, erschöpfte er sich in Drohungen und Klagen. Er suchte einen Bund wider den Kaiser zusammenzubringen. Er trat mit den Venetianern, mit den Schweizern, mit dem Könige von Frankreich in Unterhandlung; ja, er hätte selbst die Hand des Türkensultans und des Raubfürsten von Algier ergriffen, wenn sie ihm zur Beförderung seiner Rache geboten worden wäre.

Auf dem Throne Frankreichs saß damals Heinrich II. Dieser hatte nicht nur die Politik seines Vaters angenommen, sondern schien sogar noch lebhafter,

*) Näheres s. in Leopold Ranke's „römischen Päpsten" I. 285.

als er, die Unterstützung der deutschen Protestanten betreiben zu wollen, zu welchem Ende er viele deutsche Verbannte, wie Vogelsberger, Reckenroth u. A. in seine Dienste nahm. In England war auf Heinrich VIII. Eduard VI. gefolgt und mit ihm eine unzweifelhaft protestantische Regierung an das Ruder gekommen. Dies hinderte jedoch den Papst nicht, dem Könige von Frankreich dringend anzuempfehlen, er möge mit England Friede machen, „um andere Absichten zum Besten der Christenheit in Ausführung bringen zu können." Welcherlei Art diese Absichten waren, erhellt aus dem Vorhergehenden zur Genüge.

So geschäftig indeß Paul III. war, ein Gewitter gegen den Kaiser heraufzubeschwören, für so bedenklich hielt er es zur Zeit noch, offen mit demselben zu brechen. Der Gegner war ihm noch zu mächtig. Es wäre jedenfalls jetzt ein Wagniß gewesen, frei mit dem Bunde hervorzutreten. Dazu mußte ein günstigerer Zeitpunkt abgewartet werden. Doch gelobte sich der Papst, inzwischen wenigstens nichts zu versäumen, was dem Kaiser neue Widersacher erwecken und Verlegenheiten bereiten könnte. Der Kaiser hinwiederum sah sich ebenfalls durch politische Rücksichten in die Nothwendigkeit versetzt, seinem Zorne gegen den Papst Mäßigung zu gebieten. Er begnügte sich daher, feierlich gegen die Sitzungen des Conciliums in Bologna zu protestiren und alle

Acte, die man daselbst vornehmen werde, im Voraus für null und nichtig zu erklären. Sodann legte er Hand an's Werk, in Deutschland eine provisorische Religionsvereinigung herbeizuführen; denn er sah wohl ein, daß die Macht, die er jetzt errungen, nur durch Beseitigung der religiösen Spaltungen eine dauernde Grundlage erhalten könne. Zu diesem Zwecke berief er auf den 1. September 1547 einen neuen Reichstag nach Augsburg und verlangte, daß ihn alle Fürsten in Person besuchen oder ihren Gesandten unbedingte Vollmachten ertheilen sollten.

Er selbst war von Halle aus durch Baiern und Franken nach Schwaben gezogen. In München hatte er eine Unterredung mit dem gefangenen Johann Friedrich gehabt. Es wäre ihm lieb gewesen, denselben für seine Vereinigungsideen gewinnen zu können, da er sich nicht verhehlen durfte, daß dessen Beispiel von Wichtigkeit war. Er hatte ihm für den Fall, daß er von seinen „Irrthümern" abstehe, lockende Versprechungen gemacht, ohne jedoch seine Absicht zu erreichen. „Allergnädigster Herr," hatte Johann Friedrich geantwortet, „ich habe die Wahrheit bekannt und deswegen Hab und Gut, Weib und Kind, Land und Leute verlassen müssen. Obwohl ich nun nichts mehr habe, als diesen armen, gefangenen Leib, so soll mich doch Gott behüten, einen Widerruf zu thun. Denn es würde mir übel anstehen, der Wahr-

heit so lange gedient zu haben und zuletzt davon abzufallen. Ich weiß wohl, daß ich in Eurer Majestät Gewalt bin, will aber lieber mein Leben verlieren, als der Welt ein so großes Aergerniß geben." Die Wärme, womit diese Worte gesprochen wurden, überzeugte den Kaiser von der Vergeblichkeit seines Versuchs. Er drang daher vor der Hand nicht weiter in den Kurfürsten, sondern setzte seine ganze Hoffnung auf den nächsten Reichstag, der in wenigen Monaten zu Augsburg seinen Anfang nehmen sollte.

Am 23. Juli 1547 traf er selbst in Augsburg ein. Ganz gegen das Reichsherkommen begleitete ihn eine starke Anzahl spanischer und italienischer Truppen. Die Stadt mußte, wie ein eroberter Platz, zu der bereits vorhandenen kaiserlichen Besatzung neue Regimenter aufnehmen. Eben so wurden alle umliegenden Dörfer mit kaiserlichen Soldaten vollgepfropft. Die Städte Memmingen und Kempten konnten sich der ungebetenen Gäste nur durch Erlegung einer starken Geldsumme erwehren.

Karl geberdete sich völlig als unmittelbarer Herr. Vom Schlachtfelde heimkehrend und sich seiner Macht bewußt, spürte er keine sonderliche Neigung, althergebrachte Rechte zu respectiren. Den Augsburger Protestanten ließ er die Hauptkirche und einige andere Gotteshäuser wegnehmen und selbige für den katholischen

Cultus weihen. Die Reichsacht, welche nicht ohne Einwilligung sämmtlicher Reichsstände ausgesprochen werden konnte, verhängte er (wie schon im vorigen Capitel bemerkt wurde) aus eigener Machtvollkommenheit am 27. Juli über die Stadt Magdeburg. Gleiches that er in Bezug auf Schertlin von Burtenbach, Hans von Heideck, Albrecht von Mansfeld, Georg von Würtemberg, die Grafen von Altenburg, Oettingen, Kassel, Tübingen, Reiffenberg, Falkenstein und andere seiner Gewalt entgangene protestantische Krieger. Am meisten war es ihm um Schertlin zu thun. Er confiscirte seine Güter, schenkte das Schloß Burtenbach einem Italiener, Namens Buonacorso, und schickte, um ihn selbst in seine Hände zu bekommen, die gegen ihn erlassene Achtserklärung an den Rath der Stadt Basel, wo sich der Verbannte aufhielt. Die Baseler ehrten jedoch das Gastrecht und lieferten Schertlin nicht aus. Welches Loos ihn in diesem Falle getroffen hätte, läßt sich aus der Art, wie Karl etwas später mit dem tapfern Vogelsberger verfuhr, hinlänglich ermessen.

Sebastian Vogelsberger, früher Schertlin's Waffenbruder, befand sich als Oberst in französischen Diensten. Unkluger Weise wagte er sich auf deutsches Gebiet, ward von den spanischen Spürhunden ausgegattert und gefangen nach Augsburg gebracht, wo ihm Karl sofort den Kopf abschlagen ließ. Dasselbe Schick-

sal erlitten zwei andere Deutsche, die in Frankreich Dienste genommen, die Hauptleute Wolf Themann und Mantel. Ob sie über den Rhein gegangen, um für Frankreich zu werben oder sonst etwas gegen den Kaiser zu unternehmen, finden wir in den Annalen der damaligen Zeit nicht verzeichnet. Der Kaiser gab sich den Anschein, als glaube er solches, um seine Rache zu beschönigen. Schertlin aber bestreitet es, wenigstens so weit es Vogelsbergern betrifft, indem er in seiner Selbstbiographie, S. 172, ausdrücklich von diesem sagt: „Vogelsbergern ist groß Unrecht geschehen."

Den gefangenen Landgrafen hatte der Kaiser in Donauwerth zurückgelassen, den Exkurfürsten dagegen mit nach Augsburg genommen. Im offnen Wagen sitzend und von 400 Spaniern escortirt, war Johann Friedrich in die alte Reichsstadt eingebracht worden. Hier wurde er ziemlich anständig gehalten. Er hatte eine bequeme Wohnung, einen Rennplatz und Fechtboden, seine eigne Küche, seinen Kanzler, seinen Hofprediger und überhaupt einen kleinen Hofstaat. In sein Zimmer durfte kein gemeiner Spanier treten; vielmehr machten sich's Alba und andere Große zur Pflicht, ihm durch Besuche und mannichfache Ergötzlichkeiten seine Gefangenschaft so sehr als möglich zu erleichtern. Er durfte sogar die Gärten der Stadt besuchen, freilich nur unter starker militairischer Bedeckung.

Ganz anders ging es dem Landgrafen in Donauwerth. Diesem war ein schlechtes, ungesundes Quartier angewiesen, worin vier gemeine Soldaten beständig Wache hatten. Statt der vier befanden sich aber immer zehn bis zwölf in der Stube, die so ungenirt schwadronirten, als wären sie auf der Kneipe. Sah der Landgraf zum Fenster hinaus, so stellten sich sogleich einige der unverschämten Gesellen neben ihn und steckten ihre Köpfe ebenfalls mit hinaus; schlief er, so zogen sie die Bettgardinen auf, um ihn immer im Auge zu haben. Dabei stanken die Kerle nach Knoblauch und waren zum Theil mit der venerischen Krankheit behaftet. Genug, die Lage des Landgrafen war schrecklich und sein Wunsch, „lieber in einem Thurme zu sitzen, wo er Ruhe habe, als in diesem vermaledeiten Loche," sehr verzeihlich. Um den Hohn voll zu machen, behandelte man ihn bei alle dem noch als regierenden Herrn und ließ ihm Alles, was sein Land betraf, zur Entscheidung vorlegen. Das lag nun freilich so im Interesse des Kaisers. Indem er den Hessen keinen neuen Fürsten gab, behielt er das Land in der Hand. Denn da der Souverän in seiner Gewalt, war natürlich auch jenes von ihm abhängig. Auch zu dem bevorstehenden Reichstage sollten die Hessen Abgeordnete schicken; doch wichen die Räthe des Landgrafen diesem Begehren durch die Entschuldigung aus, daß sie hierzu von ihrem Herrn keinen Befehl hätten.

Am 1. September 1547 wurde der Reichstag zu Augsburg feierlich eröffnet. Alle sechs Kurfürsten waren in Person erschienen; auch von den übrigen Reichsfürsten geistlichen und weltlichen Standes fehlten nur wenige. Die Versammlung war sonach eine der glänzendsten. Der Kaiser rückte ohne Weiteres mit seinem Lieblingsplane heraus. Die Religionsspaltungen, sagte er, müßten aufhören, damit Ruhe und Friede wieder ihre Segnungen über Deutschland ausgießen könnten; da es nun aber noch geraume Zeit dauern dürfte, ehe ein allgemeines Concilium gehalten werden könne, so fordere die Nothwendigkeit, jetzt ein Abkommen zu treffen, wie es bis dahin in der Glaubenslehre, dem Gottesdienste und der Kirchenverfassung gehalten werden solle. Die Idee gefiel den Ständen, und man kann wohl sagen, daß eine Religionsvereinigung allen recht angenehm gewesen wäre. Es stieß sich nur an das Wie. Die Unausführbarkeit war die Klippe, an der jeder Versuch der Art scheitern mußte. Der Kaiser mochte dies jedoch nicht zugeben. Er ernannte eine Commission, bestehend aus drei Personen, dem Naumburger Bischof Julius von Pflug, dem Mainzer Weihbischof Michael Helding und dem Brandenburgischen Hofprediger Johann Agricola, einem lauen Protestanten. Diese sollten eine Schrift entwerfen, deren Bestimmungen dann, mit der Kraft gesetzlicher Verfügun-

gen bekleidet, zur Glaubensnorm für Alle und Jeden dienen sollten. Die Beauftragten gingen mit Eifer an ihr Werk und bemühten sich, ein System aufzustellen, bei welchem die katholische Kirche nichts verlöre, und gleichwohl den Protestanten der schmeichelhafte Gedanke bliebe, daß man ihnen in vielen Stücken nachgegeben habe. Lange wurde diese Arbeit geheim gehalten, in mancherlei Formen gebracht, vielfältig ausgefeilt, andern Gelehrten zur Beurtheilung übergeben und dann erst dem Kaiser selbst vorgelegt. Sie erhielt den Namen „Interim", weil sie nur einstweilen (lat. interim), d. h. bis zur Abhaltung einer allgemeinen Kirchenversammlung gelten sollte.

Man weiß indessen, wie es mit solchen Vereinigungsversuchen zu gehen pflegt. Sie glücken selten, selbst wenn sie mit unparteiischem, redlichem Sinne unternommen werden, und dies war hier nicht einmal der Fall. Man sah es dem Interim auf den ersten Blick an, daß es unter katholischem Einflusse entstanden war. Den Protestanten waren keine weitern Zugeständnisse gemacht, als die Priesterehe und der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Dagegen blieb die Macht des Papstes und der Bischöfe unangetastet; die römische Kirche behielt die Macht, die heilige Schrift beliebig auszulegen und Glaubensartikel aus ihr herzuleiten; wer Zweifel über einzelne Lehrpunkte hatte, sollte gehalten

sein, bei den Beschlüssen der Kirchenversammlungen Beruhigung zu fassen; sämmtliche alte Sacramente sollten wiederhergestellt, der Pomp der Messen, das Unwesen der Prozessionen, ja selbst die Heiligenverehrung in ganz Deutschland wieder eingeführt werden.

Kein Wunder, daß, als dieses Machwerk in seinen Einzelnheiten bekannt wurde, sich ein allgemeines Geschrei dagegen erhob! Das Interim hatte es allen Parteien recht machen wollen und gefiel keiner. Die Protestanten sahen darin eine Wiedereinführung des Papstthums; die Katholiken beschuldigten es einer unzulässigen Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der lutherischen Ketzer. Dem päpstlichen Legaten Sfondrati, dem der Kaiser sofort ein Exemplar zustellen ließ, war die Gestattung der Priesterehe, sowie der Communion unter beiden Gestalten außer'm Spaße, und in Rom betrachtete man es geradezu als einen „Skandal", daß der Kaiser als weltlicher Herr sich unterstehe, Glaubensartikel zu machen. Der Cardinal Farnese erbot sich, sieben bis acht Ketzereien in dem Interim nachzuweisen. — Unter den Protestanten waren nur die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg bereit, sich dem Provisorium zu fügen. Kurfürst Moritz hingegen machte Schwierigkeiten aller Art, ohne es jedoch zur offenen Widersetzlichkeit kommen zu lassen; denn er war mit der Kurwürde noch nicht offiziell belehnt.

Am 24. Februar 1548, dem neunundvierzigsten Geburtstage des Kaisers, ging endlich diese Feierlichkeit auf dem Weinmarkte zu Augsburg vor sich. Knieend empfing Moritz die Belehnung. Die zehn Sachsenfahnen wurden herbeigebracht; Moritz berührte jede einzeln; dasselbe that Graf Hoyer von Mansfeld im Namen seines Bruders August; dann wurden sie unter das Volk geworfen. Der gefangene Johann Friedrich konnte von seinem Fenster aus die ganze Ceremonie mit ansehen. Er las eben in der Bibel, als der Aufzug ankam. Das Geräusch bewog ihn, aufzustehen und an das Fenster zu treten. Als er aber unter Moritzens Gefolge seinen ehemaligen Feldhauptmann, den Verräther Wolf von Schönberg, erblickte und zu bemerken glaubte, daß der Elende, indem er sein Roß vor dem Fenster herumtummelte, ihm höhnische Blicke zuwerfe, wandte er sich unwillig wieder ab und kehrte zum Studium der Bibel zurück. Traurige Betrachtungen über den Wechsel des Glücks und den Undank der Menschen erfüllten seine Seele.

Nach geschehener Belehnung wurde Moritz von dem Kaiser auf's Neue in der Glaubensangelegenheit gedrängt. Er berief sich indeß auf seine Landstände, ohne deren Zustimmung er keine Aenderung in der Religion vornehmen dürfe, ließ sich eine Abschrift des Interims geben und schickte dieselbe an Melanchthon zur Begut-

achtung. Dieser hielt mit den bedeutendsten sächsischen Theologen zwei Convente, einen im März zu Zwickau und einen andern im Mai zu Celle. Auf beiden wurde das Interim in den meisten Punkten verworfen.

Obschon dies Moritz dem Kaiser nicht verhehlte, so war derselbe doch weit entfernt, an einen ernstlichen Widerspruch von Seiten seines Schützlings zu glauben. Er publicirte daher am 15. Mai 1548 getrost das Interim den Reichsständen, mit dem strengen Bedeuten, daß nichts dagegen gelehrt, geschrieben und gepredigt werden dürfe. Die Versammlung wurde dadurch so überrascht, daß keiner der Anwesenden etwas zu antworten wußte. Nur der Kurfürst Albrecht von Mainz ergoß sich in einen Schwall von Lobsprüchen über des Kaisers Güte und Gnade, Fleiß und Sorgfalt und gelobte dem Interim unbedingten Gehorsam. Karl nahm dies wohlgefällig hin, als sei es die Meinung Aller, und befahl, die neue Religionsverordnung alsbald der Presse zu übergeben und überall hin zu verbreiten. Dies geschah. Sie erschien unter dem Titel: „Der Römischen Kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Concilii gehalten werden soll, auf dem Reichstag zu Augsburg den 15. Mai 1548 publiciret und von gemeinen Ständen angenommen.“ Unmittelbar darnach wur-

sie auch in das Lateinische, Französische und Italienische übersetzt.

Der päpstliche Nuntius Santacroce, der schon am 11. Mai in Augsburg eingetroffen war, um die Bekanntmachung der Verordnung zu verhindern, wurde erst am 16., nachdem es zu spät war, bei dem Kaiser vorgelassen. Fingerzeig genug für ihn, daß Karl entschlossen sei, sich in Verfolgung des betretenen Wegs weder von Rom, noch von den Evangelischen aufhalten zu lassen.

Nun ging es an die Einführung des Interims. Da zeigte sich's aber recht deutlich, wie viel leichter es ist, Etwas zu decretiren, als es ins Leben einzuführen. Ueberall stieß der Kaiser auf Ungeneigtheit und Widerstand, und er merkte jetzt wohl, daß das Schweigen der Reichsstände bei Publication des Provisoriums kein Zeichen der Zustimmung, sondern nur der Verblüffung gewesen. Außer den Kurfürsten Albrecht von Mainz, Joachim II. von Brandenburg und Friedrich II. von der Pfalz, dem Herzoge Wilhelm von Jülich und dem Bischofe Valentin von Hildesheim fand sich Niemand, der sich freiwillig zu Annahme des Interims verstand. Doch Karl ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er hatte sich zu sehr in den Gedanken einer Religionsvereinigung verbissen, als daß ihn Hindernisse so leicht hätten davon abbringen können. Im Vertrauen auf seine Kraft glaubte

er dieselben allenfalls durch Strenge besiegen zu können, wobei er freilich nicht bedachte, daß mit physischer Gewalt in geistigen Dingen nichts auszurichten ist.

Am 18. Mai schon übergab ihm Kurfürst Moritz eine Protestation, worin er ihm bedauernd anzeigte, daß er das Interim vor der Hand nicht annehmen könne, sondern sich erst nochmals mit seinen Theologen darüber vernehmen müsse. Karl stellte sich sehr befremdet; doch als ihn Moritz an das ihm zu Regensburg gegebene Versprechen erinnerte, ihn in Sachen der Religion unbeirrt lassen zu wollen, ließ er ihn ziehen. Bald nach des Kurfürsten Ankunft in Sachsen fanden auf seine Veranstaltung wieder mehre theologische Convente zu Meißen (2. Juli), Pegau (23. August) und Celle (November) statt. Wie man aber auch auf diesen die Sache hin und her wendete, man konnte sich zu keiner unbedingten Annahme des Interims entschließen. Melanchthon, Cruciger und Kommerstadt, die dabei sehr thätig waren, hätten gern in einzelnen Punkten nachgegeben; aber mit allen konnten sie sich unmöglich einverstehen. Unter solchen Umständen drängte sich dem Kurfürsten der Gedanke auf, es sey am besten, ein eignes Provisorium für seine Länder entwerfen zu lassen. Dies geschah denn auch durch den willfährigen Melanchthon unter hauptsächlicher Mitwirkung des Leipziger Superintendenten Dr. Pfeffinger, so wie der Wittenberger

Professoren Dr. Bugenhagen, Dr. Georg Major und Dr. Paul Eber. Am 21. December 1548 wurde der gefertigte Entwurf zu Leipzig den versammelten Ständen vorgelegt, von denselben nach Beseitigung verschiedener Bedenklichkeiten gebilligt und dann publicirt.

Dieses Provisorium, das im Gegensatze zu dem Augsburger das Leipziger oder das kleine Interim genannt wurde, war ein Gemisch von protestantischen Lehrsätzen und katholischen Gebräuchen. In Formsachen hatte Melanchthon um so eher nachgeben zu können geglaubt, als er sie für nicht sehr erheblich, sondern für bloße Mitteldinge (Adiaphora) hielt. Die Wiedereinführung katholischer Ceremonien, Feste, Kleidungen rc. schien ihm die gute Sache des Protestantismus nicht zu gefährden. Er kannte das Volk nicht. Das haßte gerade diese katholischen Formen, und in der Wiederaufnahme derselben erblickte es nichts Geringeres als die Einleitung zu einer völligen Rückkehr unter das päpstliche Joch. Moritz und Melanchthon ernteten daher wenig Beifall mit ihrem Werke. Ganze Gemeinden weigerten sich, die neue Agende anzunehmen, und viele Geistliche giengen lieber von ihrem Amte, als daß sie den katholischen Chorrock wieder angelegt hätten. Moritz wurde ein „Renegat", ein „Judas", ein „Mameluck" gescholten; auf Melanchthon erschienen Spottgedichte und Carricaturen. Unter den eifernden Theologen zeichnete

sich vornehmlich ein Magdeburgischer Prediger, Johann Matthias Flacius, aus. Er nannte Alle, die mit dem Leipziger Interim sympathisirten, Achabiten, Baaliten, Epikuräer, Leute, die mit der babylonischen Metze buhlten, Verfälscher der wahren Religion, und was dergleichen Kraftworte mehr waren; kurz, er offenbarte eine solche Fertigkeit im Schimpfen, daß nach ihm noch heute ein ungeschliffener, unfläthiger Mensch ein „Fläz" genannt wird.

Unzufriedenheit, Mißtrauen, Verwirrung, das waren die Früchte des Leipziger Interims. Natürlich; noch nie ist aus halben Maaßregeln etwas Gutes gekeimt. Wie konnte aber Moritz, sonst ein so großer Freund des Ganzen und Entschiedenen, sich zur Schöpfung eines solchen Zwitterdinges herbeilassen? Es paßte dies in seine Politik. Hatte er doch nun für den Augenblick Etwas, was er dem ihn drängenden Kaiser entgegenhalten konnte! Ganz befriedigt war freilich der letztere nicht. Er hätte gewünscht, daß Moritz größeren Eifer gezeigt, das Augsburger Interim vollständig angenommen und namentlich den „Lärmbläser", wie er den friedliebenden Melanchthon nannte, aus dem Lande gejagt hätte. Indessen Moritz gab sich den Anschein, als habe er sein Möglichstes gethan, und Karl mußte sich beruhigen.

Noch energischer, als sein Vetter, widersetzte sich der gefangene Johann Friedrich dem Interim*). Karl ließ ihm durch Granvella die Freiheit versprechen, wenn er es annähme. Eine entschiedene Weigerung war die Antwort. Eben so wenig fruchteten alle spätere Versuche. Auch seine Söhne, an welche das Interim ebenfalls geschickt ward, verwarfen dasselbe nach eingeholtem Gutachten der Superintendenten ihres Fürstenthums als „unschriftmäßig". Karl war so klein, dies seinem fürstlichen Gefangenen entgelten zu lassen. Er nahm ihm nicht nur seinen Hofprediger M. Hoffmann und alle seine geistlichen Bücher, bis auf einen Psalter und die Hauspostille, welche einer seiner Getreuen versteckt hatte, sondern entzog ihm auch an gewissen Tagen die Fleischspeisen und verbot seinen Dienern das Tragen der Waffen. Johann Friedrich ertrug dies Alles mit bewundernswürdigem Gleichmuthe. „Nimmt man mir auch meine Bücher," sagte er, „so kann man mir doch das nicht aus dem Herzen reißen, was ich daraus gelernt habe."

Leichteres Spiel hatte der Kaiser mit Philipp, dem Landgrafen. Diesem war seine Gefangenschaft so unerträglich, daß er sonst etwas gethan hätte, wenn er

---

*) Wenn wir von dem Interim reden, ohne eine nähere Bezeichnung hinzuzufügen, meinen wir allemal das Augsburger oder große Interim.

nur wieder in den Besitz der Freiheit gekommen wäre. Er erklärte sich daher nach einigem Widerstreben zur Annahme des Interims bereit, indem er sich damit tröstete: „es sey immer noch besser, eine Messe zu hören, als Karten zu spielen oder dem Bachus und der Venus zu opfern". Allein was half sein Befehl? Weder sein Sohn Wilhelm, noch die hessischen Geistlichen kehrten sich daran. So blieb es in dem Landgrafenthum beim Alten.

Auch die Fürsten von Anhalt verschmähten das Interim. Dasselbe that der Fürst Wolfgang von Zweibrücken. Selbst der Markgraf Johann von Brandenburg-Küstrin, der sonst gut kaiserlich gesinnt war, gehorsamte in diesem Punkte dem Kaiser nicht. Dagegen mußte sich Herzog Ulrich von Würtemberg, dessen Land von kaiserlichen Soldaten wimmelte, dem Gebote der Majestät fügen. Auch in dem Markgrafenthum Baireuth und Ansbach wurde das Interim mit Gewalt eingeführt.

Die geistlichen Kurfürsten von Mainz und Köln verfuhren in ihren Ländern mit der größten Härte. Sie suchten den Evangelischen sogar das zu entziehen, was ihnen das Interim bewilligt hatte, nämlich die Priesterehe und den Kelchgebrauch beim Abendmahle. Der Kölner Tyrann, ein sauberes Gegenstück zu seinem aufgeklärten Vorgänger Hermann, erklärte alle Priesterehen für null und nichtig und die in solchen Ehen erzeugten

Kinder für Bastarde. So legten die Kuttenträger das Interim aus; sie betrachteten es nur als ein Mittel, die alte Glaubenstyrannei wiederherzustellen; was darin zum Vortheile der Protestanten festgesetzt war, war ihnen nur Floskel.

Durch ganz Schwaben und den Rhein entlang schwang die Verfolgungssucht ihre entsetzliche Geißel. In Ravensburg wurden die Bürger, die man für nicht gut römisch und kaiserlich gesinnt hielt, aus der Stadt vertrieben, andere, die sich unehrerbietig über das Interim ausgelassen, sogar gepeinigt und gefoltert. Andreas Osiander mußte Nürnberg, Ehrhard Schnepf das Würtemberger Land verlassen. Aus Tübingen wurden alle evangelische Geistliche vertrieben, mit Ausnahme eines einzigen, welcher sich gefügig zeigte. Zu ähnlichen Scenen kam es in Ulm. Hie und da fiel auch ein Todtschlag vor. Der unerschrockene Johann Brenz in Schwäbisch-Hall, welcher das Interim nicht anders als interitum (Untergang) nannte und dem Kaiser vorzugsweise verhaßt war, konnte nur durch schleunige Flucht Freiheit und Leben retten *).

*) Er ging verkleidet nach Basel, ohne seine Frau und seine sechs Kinder mitnehmen zu können. Auch sie mußten aus Hall weichen und im Elend umher irren, da aus Furcht vor den Spaniern sich Niemand ihrer anzunehmen getraute. Herzog Ulrich machte den Vielgeprüften später unter

Musculus in **Augsburg**, welcher öffentlich gegen das Interim gepredigt hatte, wurde vom Kaiser seines Amtes entsetzt und des Reichs verwiesen. Ihm folgten sämmtliche Augsburgische Prediger. Als sie sich bei dem gefangenen Johann Friedrich verabschiedeten, rannen dem frommen Manne die Thränen über die Wangen. Doch sich fassend, sagte er: „Hat euch der Kaiser das Reich, so hat er euch doch den Himmel nicht verboten. Gott wird euch wohl ein Land finden lassen, wo ihr sein Wort predigen könnt.“ Darauf ließ er seine Chatulle herbeiholen und sprach: „Das ist Alles, was ich auf Erden habe. Davon will ich euch einen Zehrpfennig geben; den theilet mit euern Brüdern und Kreuzgesellen! Ich bin zwar jetzt selbst nur ein gefangener Herr und Fürst; aber der Herr unser Gott wird mir schon wieder Etwas bescheeren.“

---

dem angenommenen Namen „Ulrich Aengster“ zum Amtmanne in Hornberg, und Herzog Christoph gab ihm zuletzt die Stelle eines Propstes an der Stiftskirche zu Stuttgart. Brenz war einer der gefeiertsten Kanzelredner und Schriftsteller seiner Zeit. Als er 1570 starb, schrieb man auf seinen Grabstein die sinnvollen Worte: **Voce, stylo, pietate, fide, ardore probatus** (An Beredsamkeit, Schreibart, Frömmigkeit, Treue und Eifer ausgezeichnet). Näheres über ihn giebt die Monographie von **Weise** im „Kirchenhistorischen Archiv“, 1826, Heft III.

Die Straßburger schickten einen Abgesandten nach Augsburg, um dem Kaiser wegen des Interims Vorstellungen machen zu lassen. Diesem erklärte Granvella rund heraus: „man könne gegen abtrünnige Ketzer allenfalls auch mit Feuer verfahren“. Doch Jakob Sturm, der Abgeordnete Straßburgs, ließ sich durch das hochfahrende Wesen des Prälaten nicht imponiren; er antwortete herzhaft: „Mit Feuer könnt Ihr zwar die Leute tödten, aber selbst dadurch sie nicht zum Glauben zwingen.“ Nichtsdestoweniger hielten es die beiden Straßburger Prediger Fagius und Bucer für gerathen, die langjährige Stätte ihrer Wirksamkeit zu verlassen. Sie giengen nach England, um dem Erzbischofe Cranmer in seinem Reformationswerke zu helfen, lebten aber nicht lange mehr. Fagius starb 1549, Martin Bucer 1551.

Die Stadt Braunschweig wußte erst nicht, was sie thun sollte; endlich aber lehnte sie das Interim ab. Desgleichen die Städte Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Goslar, Bremen, Göttingen, Hannover und Eimbeck. Auf einer Synode zu Eisleben, welche zu Anfang des Jahres 1549 gehalten und von Abgeordneten der in Thüringen und am Harz gelegenen Grafschaften Mansfeld, Stollberg, Schwarzburg, Hohenstein und Regenstein beschickt wurde, entschied man sich gleichfalls für den Beschluß, nicht in das Inte-

rim zu willigen. Man ließ sogar diesen Beschluß unter Vorausschickung der Motiven drucken und sandte ihn dem Kaiser zu. Die Ausarbeitung war von M. Cölius und wurde von Melanchthon ihrer Gründlichkeit halber sehr gelobt.

In Halle war der Widerspruch gegen das Interim allgemein. Im Mansfeldischen wurde es arg verspottet. Der Volkswitz machte sich auf seine Weise Luft in satyrischen Liedern, Kupfern und Holzschnitten, wie auch in Schaumünzen, den sogenannten Interimsthalern. Magdeburg war eine wahre Fabrik von Spottschriften über das Interim. Man spielte es hier auf dem Leierkasten. Wer wegen des Interims verfolgt wurde, ging nach Magdeburg und fand da willige Aufnahme. Die Bürger erklärten öffentlich: „Sie würden weder durch ein Interim, noch durch ein Exterim, sondern allein durch das Wort Gottes selig.“ Der Kaiser brütete Rache gegen die trotzige Stadt. Schon zweimal von ihm in die Acht erklärt, erfolgte jetzt die Achtserklärung zum drittenmale. Auch über die Stadt Konstanz wurde die Acht verhängt.

Wie verbreitet die Abneigung gegen das Interim war, geht übrigens am deutlichsten daraus hervor, daß selbst der Kurfürst von Brandenburg, der es doch angenommen hatte, es nur in wenigen Kirchen seines Landes durchzusetzen vermochte.

So erlebte der Kaiser, im Ganzen genommen, wenig Freude an seiner Religionsvereinigung. Mit welcher Strenge er auch seinem Willen Geltung zu verschaffen suchte, es gelang ihm nicht, ihn überall und vollständig zur Anerkennung zu bringen. Die Deutschen, sonst folgsam gegen ihre Herren bis zur Sclavendemuth, sind hartnäckig in religiösen Dingen. Jene Strenge diente daher nur dazu, Karl V. bei den Protestanten noch verhaßter zu machen, als er schon war; ja, sie entfremdete ihm sogar Viele, die ihm bis dahin ergeben gewesen. Dazu kam sein auffälliges Bestreben, die kaiserliche Gewalt mehr und mehr auszudehnen. Es zeigte sich dieß besonders während des verflossenen Augsburger Reichstags, indem er das Kammergericht in seine Hände zu bringen suchte, in die Verfassung der freien Reichsstädte mit despotischer Willkühr eingriff, den Reichstag mit Truppen umgab u. s. w. Dies Alles erregte, wie gesagt, in den Herzen selbst derjenigen Fürsten, die immer treu zu ihm gehalten hatten, einen gewissen Unmuth, den sein Benehmen gegen seine beiden erlauchten Gefangenen und namentlich gegen den Landgrafen noch verstärkte. Auf Moritzens und Joachim's Betrieb hatten die Stände eine gemeinschaftliche Fürbitte um Loslassung des Landgrafen bei ihm eingelegt; die Gemahlin Philipps, die tugendhafte Christine, war im November 1547 mit ihrer Tochter Anna selbst nach Augsburg gereist und

und hatte in Gemeinschaft mit Maria, des Kaisers Schwester, vor dem zürnenden Herrscher einen Fußfall gethan. Allein alle Versuche, dessen hartes Herz zu erweichen, waren vergeblich gewesen. „Ich werde mich seiner Zeit schon gnädiglich erweisen!“ Mit dieser zweifelhaften Antwort hatten sich die Bittenden bescheiden müssen.

Das Schicksal der Gefangenen blieb dasselbe, wie es gewesen war. Nach Schluß des Reichstags mußten sie dem Kaiser nach den Niederlanden folgen. Johann Friedrich wurde mit nach Brüssel genommen, Philipp dagegen von Donauwerth nach Nördlingen, von da nach Oudenarde und endlich nach Mecheln geschafft, wo er in einem Hintergebäude des dortigen kaiserlichen Palastes Quartier erhielt. Auf der Reise dahin mußte er alle Demüthigungen eines gewöhnlichen Gefangenen erfahren. Auf einem magern Pferde sitzend, spanische Soldaten mit langen Feuerröhren vor, neben und hinter sich, leere Pistolenhalftern am Sattel, den Schwertgriff mit Draht an der Scheide festgemacht — so wurde er durch die Städte und Dörfer geführt, eine Zielscheibe des Pöbelspottes. Man behandelte ihn nicht wie einen kriegsgefangenen Fürsten, sondern wie einen Räuberhauptmann oder Rebellenchef.

Ein glücklicher Zufall für den Kaiser war es, daß um diese Zeit Papst Paul III. starb. Er wurde da-

durch von einem seiner gefährlichsten Feinde befreit. Beide konnten, auch wenn die Ermordung Pierluigi Farnese's nicht eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen aufgethürmt hätte, schon deshalb nicht mit einander harmoniren, weil der Kaiser die Religion als Magd der Politik, der Papst dagegen den Kaiser als Diener der Kirche betrachtete. Auf so verschiedenartigen Standpunkten stehend, mußten sie einander bei jedem Schritt und Tritt im Wege sein. Vornehmlich ärgerte sich Paul über die letzte Eigenmächtigkeit des Kaisers, wornach sich dieser erdreistet hatte, auf eigne Faust eine Religionsvereinigung herbeiführen zu wollen. Er sah in dem Interim geradezu ein Attentat auf die päpstliche Würde, ließ daher durch zwei seiner Creaturen, den französischen Bischof Robert Cenalis und den Italieliener Franzesco Romeo, Dominikanergeneral zu Rom, wüthende Flugschriften dagegen schreiben und bemühte sich überhaupt, den Kaiser mit einem Heere von Verlegenheiten zu umgeben, worin er eine ziemliche Geschicklichkeit besaß. Aber mitten in diesen Intriken und Machinationen überraschte ihn der Tod am 10. November 1549. Er stand im 82. Jahre seines Lebens, im 16. seiner Regierung, als er starb.

Paul III. war ein Mann von Geist, Talent und durchdringender Klugheit, aber mehr Weltkind, als Geistlicher. Er liebte Glanz und Pracht, hatte Geschmack,

besaß ein Urtheil in Kunstsachen und schätzte die elegante Gelehrsamkeit. Rom verschönerte er durch eine Menge der herrlichsten Bauten, worunter der prächtigste aller römischen Palläste, der farnesianische. Geld ließ er in Menge aufgehen. Ueberhaupt hatte er in seinem ganzen Wesen etwas Nobles. Alles ging bei ihm im großen Style; jede Kleinlichkeit, mochte sie nun als religiöse Pedanterie oder als ökonomische Knauserei hervortreten, war ihm zuwider. Selten ist daher ein Papst in Rom so beliebt gewesen, wie er es war. Als er todt war, kam Alles herbei, ihm den Fuß zu küssen. Man bedauerte, daß seine letzten Tage so bitter und düster gewesen. Der Undank und Ungehorsam seiner Verwandten, für deren Erhebung und Bereicherung er unendlich viel gethan, hatte dem Greise das Herz gebrochen.

Von Paul's kirchlicher Wirksamkeit läßt sich nicht viel weiter berichten, als daß unter seiner Regierung mehre religiöse Orden, wie die Jesuiten, Theatiner, Somasker rc. bestätigt wurden. Die Kirchenversammlung, zu deren Einberufung er erst so willig die Hand geboten hatte, bekam er bald genug satt und ließ sie nur noch als Schattenbild fortexistiren. Die Protestanten haßte er so gut wie seine Vorgänger; eine bei weitem größere Besorgniß aber flößte ihm die wachsende Macht des Kaisers ein. Der Kampf gegen den Einfluß des Letzteren füllte seine ganze Regierungszeit aus. Die

Politik, die er dabei anwandte, war ein Gewebe von Verstellung, Treulosigkeit und Hinterlist. Es war eine päpstliche Politik. Das Beste, was man von Paul III. sagen kann, ist, daß seine Vorzüge sein Eigenthum, seine Fehler die Fehler des Papstthums waren.

Drittes Capitel.

Vor und nach dem Augsburger Religionsfrieden.

1550 — 1558.

Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern.
Adalbert v. Chamisso.

Nach einem beinahe dreimonatlichen Conclave ging am 7. Februar **1550** die päpstliche Würde auf den Cardinal del Monte über, welcher den Namen Julius III. annahm. Er war ein leichtsinniger, genußsüchtiger, lockerer Gesell und galt überdies noch als jähzornig und aufbrausend. Ohne Hoffnung, gewählt zu werden, hatte er einmal spöttisch zu den Cardinälen gesagt: „Nehmt mich; den andern Tag mache ich euch meinen Lieblingshausgenossen zum Collegen-Cardinal." Dieser Lieblings-

hausgenosse war sein Affenwärter, und Monte hielt Wort, als wider Erwarten die Wahl auf ihn fiel.

Als Cardinal hatte sich Julius III. stets als einen Eiferer für die Vorrechte der Kirche und als einen Gegner der kaiserlichen Politik gezeigt. Als Papst änderte er seine Gesinnung. Dankbar dafür, daß der Kaiser nicht gegen seine Erwählung protestirt hatte, suchte er ihm auf jede Weise gefällig zu sein. Gern willigte er in die Zurückverlegung der Kirchenversammlung von Bologna nach Trient; eben so unterstützte er ihn in Italien gegen den ehrgeizigen Herzog von Parma, Ottavio Farnese, der sich mit den Franzosen verbündet hatte. Er fand es unerträglich, daß sich „ein so elender Wurm" gegen einen Kaiser und einen Papst zugleich empöre. „Unser Wille ist," erklärte er offen, „das nämliche Schiff mit des Kaisers Majestät zu besteigen und uns dem nämlichen Glücke anzuvertrauen. Ihm, welcher die Einsicht und die Macht hat, überlassen wir auch, die Beschlüsse zu fassen." Karl V. war natürlich von der Willfährigkeit des Papstes sehr angenehm überrascht, und da Julius auch in der Folge standhaft zu ihm hielt, so blieben sie immer gute Freunde.

Julius war das directe Gegentheil seines Vorgängers Paul. Während letzterer in der Politik lebte und webte, nahm jener an den Geschäften der Kirche und des Staates nur so viel Antheil, als schlechterdings unver-

meidlich war. Den größten Theil seiner Zeit verbrachte er auf seiner reizenden Villa, wo er das vergnügliche Leben eines Genußmenschen führte, sich an Bautändeleien, Gartenanlagen und lustigen Gastmählern ergötzte, übrigens aber um Welt und Politik sich nicht im mindesten kümmerte. Dies überließ er seinem Bundesgenossen, dem Kaiser. Der Kaiser seinerseits, der sich durch einen zahmen Papst im Rücken gedeckt sah, trat jetzt mit frischer Zuversicht auf und schrieb einen neuen Reichstag nach Augsburg aus, „wo Alles, was auf dem vorigen angefangen worden, vollendet werden solle." So dringend er indeß das persönliche Erscheinen der Reichsfürsten verlangte, so fanden sich doch nur wenige ein. Von den Kurfürsten war außer denen von Mainz und Trier kein einziger zugegen. Auf der Fürstenbank sah man nur den Baiernherzog; später kam noch Herzog Heinrich von Braunschweig. Alle Uebrigen waren durch Gesandte vertreten.

Am 26. Juli 1550 eröffnete der Kaiser die Reichsversammlung mit den gewöhnlichen Redensarten von Friede, Einigung und der deutschen Nation Wohlfahrt. Darauf beschwerte er sich zuvörderst über die Hindernisse, welche das Interim gefunden, (was den anwesenden Gesandten zu einer Menge Entschuldigungen Anlaß gab) verkündete dann mit nicht geringer Genugthuung, daß das unterbrochene Conci-

lium zu Trient mit Beginn des nächsten Jahres wieder fortgesetzt werden könne, und sprach dabei die sichere Erwartung aus, daß auch die evangelischen Reichsstände dasselbe beschicken würden.

Die Protestanten, ohnehin mißtrauisch gegen das verdächtige Einverständniß zwischen Kaiser und Papst, wurden noch stutziger, als bald darnach Julius III. die Einberufungsbulle publicirte. Darin stand mit dürren Worten geschrieben, daß die erwartete Kirchenversammlung nur eine Fortsetzung der vorigen sein und kein Buchstabe der bereits gefaßten Beschlüsse geändert werden solle. Das hieß die Hauptlehren der Protestanten schon verdammen, ehe noch einer ihrer Abgeordneten den Fuß nach Trient gesetzt! Karl bemerkte den übeln Eindruck, welchen die Bulle hervorbrachte, und da ihm die Sache nicht gleichgültig war, ließ er dem Papste durch seinen Gesandten Mendoza freundschaftliche Vorwürfe machen. „Er werde," bedeutete er ihn, „niemals die Ketzer auf das Concil bringen, wenn er sie nicht mit Sanftmuth locke; man müsse selbst wilden Thieren das Netz verbergen, worin man sie fangen wolle." Julius antwortete gleichmüthig: es liege ihm auch gar nichts daran, die Ketzer auf das Concil zu bringen; „statt sich mit einer gefangenen Katze herumzuschlagen, halte er es für besser, ihr einen offnen Weg zur Flucht zu lassen."

Erbauliche Gespräche, welche die gekrönten Schauspieler hinter den Coulissen führten!

Karl, der nicht gern einen Plan aufgab, bemühte sich nun, den Protestanten einzureden, daß es mit der Bulle nicht eben viel auf sich habe; sie möchten sich daher durch einzelne Ausdrücke derselben nicht abhalten lassen, das Concil zu besuchen. Er verhieß ihnen freies Geleite hin und zurück, sicherte ihnen die Freiheit zu, Alles sagen zu dürfen, was sie sagen zu müssen glaubten, und gelobte außerdem, selbst seine Residenz in der Nähe des Concils nehmen zu wollen, damit er über Recht und Sicherheit jedes Mitglieds wachen und vorzüglich darauf sehen könne, daß Alles im Geiste der heiligen Schrift verhandelt werde.

Auf diese Versicherungen hin versprachen die Protestanten, dem Wunsche des Kaisers zu willfahren. Sie dachten ohnstreitig: Kann der Kaiser nicht leisten, was er gelobt, nun, so erachten auch wir unsere Verbindlichkeiten für gelöst, und die Sache ist wieder beim Alten! — Kurfürst Moritz ließ aber noch ausdrücklich erklären, daß er nur dann die Kirchenversammlung beschicken könne, wenn dieselbe erstlich als eine durchaus neue eröffnet werde, zweitens auch der Papst von ihr abhängig sei und drittens die anwesenden protestantischen Theologen so gut, wie die katholischen Bischöfe, eine richterliche Stimme erhielten. Gleichzeitig wies Moritz seinen

Melanchthon an, eine neue Confession aufzusetzen, um sie der Kirchenversammlung vorlegen zu können. Dies neue Glaubensbekenntniß erschien unter dem Titel einer Repetition der Augsburgischen Confession, ward aber meist kurzweg die sächsische Confession genannt. Ein damit übereinstimmendes ließ Herzog Christoph von Würtemberg im Namen der schwäbischen Kirche durch Johann Brenz anfertigen.

Längst schon hatte der Kaiser eine Idee genährt, die seinem Stolze lächelte und den sehnsüchtigsten Wünschen seiner Seele entsprach. Auf diesem Reichstage trat er damit hervor. Er gab den Ständen zu erkennen, daß er seinem einzigen rechtmäßigen Sohne Philipp die Nachfolge im Reiche, die deutsche Kaiserkrone gesichert wünschte. Die Stände nahmen diese Eröffnung mit einem Erstaunen auf, welches genugsam zeigte, wie unangenehm ihnen dieselbe war. Der finstere Philipp, den sein Vater mit nach Augsburg gebracht hatte, sagte ihnen keineswegs zu; auch wäre dadurch Karl's Bruder Ferdinand um die römische Königswürde gekommen, die ihm erst 1531 auf Karl's eignen Betrieb verliehen worden war. Diesen letzteren Skrupel zu beseitigen, machte der Kaiser folgenden Vorschlag: Ferdinand sollte die Nachfolge behalten, Philipp aber Ferdinand's Nachfolger sein; wäre dann Philipp Kaiser, so sollte Maximilian, Ferdinand's Sohn, römischer König werden. Da-

mit gewann er Bruder und Neffen für seinen Plan. Die Stände aber zeigten sich schwieriger, als zuvor. Ihnen war es ein furchtbarer Gedanke, die kaiserliche Würde, wenn auch zunächst nur auf zwei oder drei Generationen, in dem Habsburgischen Stamme erblich gemacht und das Wahlrecht der Stände bis dahin im voraus suspendirt zu sehen. Namentlich aber konnten sich die Protestanten der trüben Ahnung nicht erwehren, daß auf diesem Wege wahrscheinlich alle ihre kostbaren, mit so theuern Opfern erkauften geistigen Errungenschaften verloren gehen dürften; denn das Projekt des Kaisers stellte ihnen eine lange Knechtschaft, eine fast fortdauernde Herabwürdigung unter spanisches Joch in Aussicht. Sachsen und Brandenburg, die beiden protestantischen Hauptmächte, setzten darum dem kaiserlichen Ansinnen den beharrlichsten Widerstand entgegen. Wohl wußten die Beherrscher beider Länder, daß auf sie das Meiste ankomme; denn die geistlichen Kurfürsten waren bereits gewonnen, Pfalz, Hessen und Baiern nicht zu fürchten; ebendeshalb blieben sie fest, und der Kaiser mußte von seinem Begehren abstehen.

Moritz ließ sich indeß durch diese scheinbare Nachgiebigkeit nicht täuschen. Er begriff, daß der Kaiser wohl fähig sei, ein Unternehmen zu verschieben, aber nie, es ganz aufzugeben, daß er vielmehr jede günstige Gelegenheit benutzen werde, den angefangenen Faden

weiter zu spinnen und die Verwirklichung seiner Wünsche zu ermöglichen. Es schien ihm daher von der höchsten Nothwendigkeit, daß Etwas geschehe, wodurch Karl's unverhülltem Streben nach Vergrößerung und Sicherung seiner Macht auf immer ein Damm entgegengesetzt werde. Sich selbst aber betrachtete er als das Werkzeug, das berufen sei, Deutschland von einer Willkührherrschaft, welche des Reichs uraltes Recht und der Stände freie Wahl bedrohte, zu befreien. Dazu kamen Aufforderungen anderer Art. Er liebte die protestantische Lehre und sah sie trotz allen früheren Versprechungen des Kaisers täglich mehr unterdrückt; noch mehr, er mußte sich den Vorwurf machen, durch seinen dem Kaiser geleisteten Beistand selbst zu der unglücklichen Wendung der Dinge beigetragen zu haben. Das Bewußtsein, in den Augen seiner Glaubensgenossen als ein zweideutiger Mann dazustehen, nagte schmerzlich an seiner Seele, und wäre selbst dies nicht hinreichend gewesen, ihn zu einer großen That zu entflammen, so mußte ein Blick auf die unwürdige Behandlung seines Schwiegervaters, des Landgrafen Philipp, seine Entschlüsse reifen. Dieser saß noch immer in Mecheln, den Peinigungen seiner unmenschlichen Wächter schutzlos preisgegeben. Nur selten wurde er als „Löwe" oder „Spektakel" in einem Wagen spazieren gefahren. Ein Befreiungsversuch, der 1550 unternommen ward, aber fehlschlug, zog die traurigsten Folgen für ihn

nach sich. Man nahm ihm seine deutschen Diener, schlug mehren derselben die Köpfe ab, jagte einen Spanier, Juan de Padilla, der einen Brief für ihn besorgt hatte, vor seinem Fenster durch die Spieße, und sperrte ihn selbst in eine Kammer ein, deren Längenraum nur zehn Fuß betrug und deren Fenster überdieß vernagelt waren. Kein Wunder, daß der Landgraf ganz tiefsinnig wurde und Gefahr lief, seinen Verstand zu verlieren. Es war offenbar, daß ihn die kaiserlichen Räthe langsam zu Tode martern wollten. Da aber seine kräftige Natur den Quälereien dieser Teufel länger widerstand, als sie erwartet haben mochten, so schlugen sie dem Kaiser geradezu vor, den Lästigen durch Gift aus dem Wege zu räumen, ließen auch wirklich durch Juan Guevara Gift von Mailand kommen. Karl wies jedoch diese Zumuthung als eine „Niederträchtigkeit" von sich.

Die Kränkungen, welche dem Landgrafen widerfuhren, schnitten Moritzen um so tiefer ins Herz, als nur auf sein und des Brandenburgers Wort Philipp sich dem Kaiser gestellt hatte. Durch des Letzteren Schuld stand nun der Schwiegersohn dem Schwiegervater als Wortbrüchiger gegenüber. Diese Rücksichtslosigkeit Karls und die Härte, womit derselbe alle Bitten für die Losgebung des Landgrafen abschlug, zerrissen auch das letzte Band, welches den jungen sächsischen Helden noch an seinen kaiserlichen Gönner knüpfte. Höhere Pflichten

richteten ihren Ruf an ihn und die Stimme der Freundschaft verstummte. Es galt jetzt, die Ehre seines Namens aufrecht zu erhalten, die Leiden seines Verwandten zu rächen, die Freiheit des Vaterlandes vor schnöden Angriffen zu sichern und dem niedergedrückten Protestantismus die Bahn zu einer besseren Zukunft zu öffnen. Wo solche Mahnungen laut wurden, konnte Moritz nicht zweifelhaft sein, was er zu wählen habe. Aber sollte sein Werk gelingen, so mußte er schlau und planmäßig verfahren; denn der Kaiser war ein gewiegter Diplomat und von Natur mißtrauisch. Den alten Menschenkenner in eine verderbliche Sicherheit einzuwiegen, erforderte ungemeine Vorsicht. Moritz fühlte sich jedoch dieser Rolle gewachsen, und unter einer erkünstelten Ehrerbietung verbarg er das Geheimniß seiner Anschläge.

Aber wie mitten im Frieden ein Heer zusammenbringen, ohne daß der Kaiser Unrath merkte? Stehende Heere gab es nicht, und Werbungen verlangten Zeit, konnten auch nicht so heimlich betrieben werden, daß der Widerpart nicht hätte Gegenvorkehrungen treffen können. Das Glück bot dem Kühnen die Hand. Es wurde auf dem Reichstag zu Augsburg beschlossen, die gegen die aufständischen Städte Magdeburg und Bremen ausgesprochene Acht vollziehen zu lassen, und da Moritz Schirmherr des Erzstiftes Magdeburg war (s. S. 33), so wurde ihm die Belagerung dieser Stadt übertragen.

Für die Anwerbung eines Heeres bewilligte man ihm 100,000 Gulden, und außerdem für jeden Monat, den er im Felde zubrächte, 60,000 Gulden.

Kaum konnte Moritz sein Entzücken bemeistern, als er den willkommenen Auftrag erhielt. Sein Gegner drückte ihm selbst das Schwert in die Hand, und er gelobte sich im Stillen, es nicht eher wieder einzustecken, als bis er noch ganz andere Dinge damit erreicht hätte. Schnell hatte er ein zahlreiches Heer zusammengebracht, und schon im September 1540 begann die Belagerung Magdeburgs. Wenige Monden darnach ging auch der Reichstag auseinander, und der Kaiser, mit dem Kriege gegen Parma und dem Concilium beschäftigt, eilte nach Innsbruck, um Italien näher zu sein.

Moritz betrieb die Belagerung Magdeburgs so langsam, als es nur die Klugheit erlaubte. War es ihm doch vor Allem darum zu thun, Zeit zu gewinnen, einestheils um seine Truppen für den Felddienst zu üben, anderntheils um sich Bundesgenossen zu erwerben! Insgeheim trat er mit Frankreich und Hessen in Unterhandlung, knüpfte Verbindungen mit den geächteten Parteigängern an, die seit dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Krieges im Auslande lebten, und hatte öftere Besprechungen mit dem Markgrafen Johann von Brandenburg, der den Vermittler zwischen ihm und andern deutschen Fürsten machte. Inzwischen wurde nichts

Bedeutendes gegen Magdeburg unternommen, nur der kleine Krieg mit ziemlicher Lebhaftigkeit geführt. Die Belagerten machten häufige Ausfälle und kämpften dabei gewöhnlich mit Glück. Einmal gelang es ihnen sogar, den Herzog Georg von Mecklenburg, der sich ihnen mit einem Reitergeschwader entgegenstürzte, gefangen zu nehmen und im Triumphe in die Stadt zu führen. Fiel nun so etwas vor, dann zeigte Moritz wieder ein paar Wochen lang Ernst, um nicht den Verdacht absichtlicher Nachlässigkeit auf sich zu laden. Dabei kam es ihm trefflich zu statten, daß die Protestanten, die seine Absichten nicht kannten, in Wort und Schrift auf das Heftigste gegen ihn eiferten ob seiner Fehde gegen die fromme Stadt Magdeburg, die sie als „die feste Burg Gottes", als die „Kanzlei des Herrn" priesen. Diese Anfeindungen machten ihn dem Kaiser um so werther und schläferten die Wachsamkeit des alten Schlaukopfes völlig ein.

Der feste Widerstand, welchen Magdeburg der Achtsvollstreckung entgegensetzte, regte übrigens die schlummernden Hoffnungen der Protestanten mächtig auf. Man schickte feurige Gebete für den Sieg der wackern Bürger zum Himmel und selbst im Belagerungsheere wurden Sympathien für sie laut. Namentlich aber richteten die „Geächteten" ihr Augenmerk auf die muthige Stadt. Hie und da in Deutschland ließen sich solche Verfehmte sehen, um für die Magdeburger zu wirken; gleich den

Raben, die das Aas wittern, waren sie sofort bei der Hand, sobald es die Bekämpfung des Kaisers, ihres Todfeindes, galt. In Hessen zeigten sich: Kaspar Pflugk, Rheingraf Philipp, Reiffenberg und Reckenroth. Im Bremischen brachten Vollrath von Mansfeld und Hans von Heideck ein Heer von 5000 Mann Fußtruppen und 1600 Reitern auf die Beine, um damit zu Gunsten der bedrängten Stadt zu operiren. Moritz sah sich gezwungen, ihnen entgegen zu rücken. Bei Verden stieß er auf sie. Aber es lag nicht in seiner Absicht, den tapfern Glaubensgenossen eine Schlacht zu liefern. Er hatte eine Unterredung mit den Anführern, worin er denselben wahrscheinlich vertrauliche Eröffnungen machte; denn das Resultat ihrer Besprechung war der Abschluß einer Capitulation, in Folge deren die Mehrzahl der feindlichen Krieger in Moritzens Sold trat, die Uebrigen sich zerstreuten. Dies geschah im Januar 1551.

Der Kaiser war über die geschickte Art, womit Moritz eine so bedenkliche Gefahr beseitigte, höchlich erfreut. Er würde sich nicht gefreut haben, wenn er Alles gewußt hätte. Moritz hatte den tapfern Heideck in seine Dienste genommen und zum Commandanten von Leipzig gemacht. Eigentlich aber benutzte er ihn dazu, ein Einverständniß zwischen ihm und den Magdeburgern einzuleiten. Heideck war wegen seiner, der Sache des

Evangeliums geleisteten Dienste bei den glaubenseifrigen Bürgern beliebt, paßte also zu dem ihm übertragenen Geschäfte. Er setzte die Häupter der Stadt von den wahren Gesinnungen des Kurfürsten in Kenntniß und arbeitete auf einen friedlichen Vergleich hin, damit sein Herr nicht nöthig habe, die herrliche Stadt zu ruiniren und das Blut seiner Soldaten zu verschwenden.

Auch Vollrath von Mansfeld blieb bei dem Belagerungsheere, als Dienstmann Albrecht's von Brandenburg. Reckenroth *), Reiffenberg und der Rheingraf wurden ebenfalls von Moritz in's Interesse gezogen und nach Paris gesandt, um den Gang der mit König Heinrich II. angeknüpften Unterhandlungen zu beschleunigen. Die Briefe, welche Moritz in dieser Angelegenheit mit den französischen Staatsmännern wechselte, waren sehr vorsichtig gehalten. Er selbst hieß darin „Numitor," Heinrich II. „Hildebrand" und Landgraf Philipp „Hektor."

Mittlerweile fanden in Dresden, Torgau und Lochau fleißige Zusammenkünfte zwischen Moritz, seinem Bruder August und andern fürstlichen Verschwornen statt, und im Oktober 1551 wurde endlich auf dem hessischen Jagdschlosse Friedewald zwischen Moritz,

*) Reckerode bei Gretschel a. a. O. I. 548, Reckrot, Reckrod und Reckenrot bei Schertlin, Recrot bei Wurstisen I, 625.

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, Prinz Wilhelm von Hessen (dem ältesten Sohne des gefangenen Philipp) und dem französischen Gesandten Fraxineus*) ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen. Als Zweck desselben wurde die Aufrechthaltung der deutschen Verfassung, die Demüthigung des Kaisers und die Befreiung des Landgrafen vorangestellt. Auch die Freilassung Johann Friedrich's sollte bewirkt werden, wenn seine Söhne dem Bunde beiträten; überhaupt aber wollte man sie auffordern, durch einen Revers zu versprechen, daß sie während der bevorstehenden Unternehmung keine Unruhen in Sachsen anzetteln wollten; sonst sähe man sich genöthigt, sie als Feinde zu behandeln. Von Heinrich II. sollte Moritz alsbald für die drei ersten Monate des Kriegs 240,000 Thaler Hülfsgelder und dann für jeden der folgenden Monate 60,000 Thaler erhalten. Dafür gestattete Moritz mit seinen deutschen Bundesgenossen dem Könige von Frankreich, die zum deutschen Reiche gehörigen Städte, wo nicht deutsch gesprochen wurde, vornehmlich Cambrai, Metz, Toul und Verdun, zu besetzen und selbige als Reichsvicar, mit Vorbehalt der Reichshoheit, zu behalten. Ein unglückliches Zugeständniß, welches durch die bei-

*) Er war Bischof von Bayonne und stammte aus dem Geschlechte de Fresse; daher sein lateinischer Name.

gefügte Vorbehaltsclausel nicht gemildert ward! Daß außerdem dem Könige Heinrich für den Fall einer neuen Kaiserwahl Hoffnung auf die deutsche Kaiserkrone gemacht wurde, hatte nicht viel auf sich, wohl aber die Preisgebung des schönen Lothringens an den raubgierigen Nachbar. Möglich, daß Moritz den Verlust einer Provinz geringer anschlug, als den der religiösen Freiheit — und wer möchte ihn deshalb tadeln! — aber die Frage ist nur, ob sein Plan nicht auch ohne den Beistand Frankreichs durchzusetzen oder ob dieser Beistand nicht billiger zu erlangen war.

Einen fünften Theilnehmer gewann der Bund in dem uns wohlbekannten Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach. Verkleidet ging derselbe nach Frankreich, um den abgeschlossenen Vertrag durch den König Heinrich unterzeichnen und beschwören zu lassen. Dies geschah von Seiten des Letzteren am 2. Februar 1552 auf dem Schlosse zu Chambord bei nächtlicher Weile, in Gegenwart des Markgrafen Albrecht und Schertlin's von Burtenbach.

Ehe es indeß noch so weit gekommen, war durch Moritz die Belagerung von Magdeburg (die 14 Monate gedauert hatte) beendigt worden. Ein längeres Zögern hätte unvermeidlich Argwohn erregen müssen. Moritz beeilte sich daher, auf Grund der von Heideck begonnenen Unterhandlungen eine Capitulation zu Stande zu bringen, nach welcher

sich zwar die Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, dagegen die Belassung ihrer Freiheiten, ihrer Festungswerke und ihres Gottesdienstes zugesichert bekam. Wegen der Festungswerke, die er hätte schleifen sollen, entschuldigte sich Moritz bei dem Kaiser damit: sie könnten noch wider die Einfälle der Türken und fremden Potentaten dienen. In Wahrheit aber hatte er Magdeburg für sich selbst zum Zufluchtsorte ausersehen, wenn sein Unternehmen verunglücken sollte. Er ließ daher in allen Punkten Milde und Nachsicht vorwalten. Am 8. November 1551 zog er in die Stadt ein, nahm die Huldigung der Bürger entgegen und ließ sich in Folge der ihm verliehenen Schutz- und Schirmgerechtigkeit geloben, daß sie ihn für ihren rechten Herrn erkennen und halten wollten, bis sie von dem Kaiser und ihm selbst an andere Herren gewiesen würden.

Obgleich nun die Schritte, welche Moritz für sein Unternehmen im Stillen gethan, so weit gediehen waren, daß er jetzt hätte entschiedener handeln können, so hielt er es doch für gerathen, den Losbruch bis nach Verfluß der Wintermonate zu verschieben. Gleichwohl durfte er nicht daran denken, seine Truppen zu entlassen, weil er sie später, ohne Aufsehen zu erregen, nicht wieder hätte zusammenbringen können. Aber wie das Mißtrauen der Welt und des Kaisers beschwichtigen, wenn er sie behielt? Sein schlauer Geist wußte Rath. Einen Theil seines

Heeres mußte der Herzog von Mecklenburg unter einem scheinbaren Vorwande in Sold nehmen; einen anderen legte er unter dem Vorgeben, daß das zur Bezahlung der Soldaten nöthige Geld fehle, in der Gegend von Mühlhausen und Erfurt in die Winterquartiere, und nur seine Landeskinder schickte er nach Hause, weil sie ihm auf den ersten Wink wieder zu Gebote standen.

Trotz aller dieser Vorsichtsmaaßregeln ließ sich das Gerücht, Kurfürst Moritz führe Etwas im Schilde, nicht unterdrücken; es ging schon 1551 durch ganz Deutschland. Der Kaiser wurde gewarnt; man nannte ihm den Kurfürsten von Sachsen und den Markgrafen Albrecht als Solche, von denen er sich Schlimmes zu versehen habe. Allein Karl war nicht aus seinem Sicherheitstraume zu reißen. Er hielt es für unmöglich, daß ihn ein plumper Deutscher überlisten könne, pochte darauf, daß die Spione, die er in Moritzens Nähe hatte, ihm nichts Verdächtiges berichteten, und erklärte das Ganze für eine leere Erfindung der Franzosen, welche Unfrieden zwischen ihm und Moritz säen wollten.

Dabei unterließ Moritz nichts, was den Kaiser in seinem Wahne bestärken konnte. Er bat wiederholt um die Loslassung des Landgrafen; der Sohn des Letztern mußte darauf antragen, daß Moritz, welcher für die Sicherheit seines Vaters sein Fürstenwort verpfändet habe, sich als Geisel in Kassel stelle und dort so lange

bleibe, bis Philipp losgegeben sei; scheinbar dadurch erschreckt, hielt Moritz am 1. März 1552 einen Landtag zu Torgau und verkündete hier seinen Entschluß, nach Kassel zu gehen und die Regierung für die Zeit seiner Abwesenheit seinem Bruder August zu übertragen, ließ sich jedoch durch die Bitten der Landstände leicht bewegen, vor der Hand noch zu bleiben und bei Wilhelm um einen Aufschub nachzusuchen. Früher schon hatte er zwei Gesandte, Colerus und Leonhard Badehorn, an das Concilium zu Trient geschickt, das im Sept. 1551 wieder eröffnet worden war. In Innsbruck hatten dieselben dem Kaiser viel von der aufrichtigen Gesinnung ihres Herrn vorgeredet und um freies Geleit für die nachkommenden Theologen gebeten. Diese, unter ihnen Melanchthon, brachen auch bald darauf von Sachsen nach Trient auf; allein zu Nürnberg angekommen, erhielten sie die Weisung, erst dann weiter zu reisen, wenn sie erfahren hätten, was der Kurfürst beim Kaiser, zu dem er sich unverweilt begeben wolle, ausgerichtet haben werde. Wirklich trat Moritz die Reise nach Innsbruck an, wo er sich bereits eine Wohnung hatte einrichten lassen. Kaum aber hatte er einige Tagereisen zurückgelegt, so schickte er einen seiner Secretäre, von welchem er wußte, daß er ein kaiserlicher Spion sei, mit einem höflichen Schreiben an den Kaiser, worin er sich entschuldigte, daß er Seiner Majestät nicht persönlich

aufwarten könne. Erhaltene Verwarnungen führte er als Grund an.

Moritzens Ausbleiben reizte dessen Gegner zu einem neuen Versuche, den Argwohn des Kaisers rege zu machen. Umsonst. Karl erklärte: er glaube nicht an die Untreue des Kurfürsten, und verhalte es sich wirklich so, nun, so führe er ja in der Person des gefangenen Johann Friedrich einen Bären an der Kette mit sich herum, den er nur loszulassen brauche, um Jenen zu erwürgen.

Inzwischen war der Winter vergangen, und Moritzen drängte es, zu handeln. Er übergab seinem Bruder die Regierung, eilte nach Thüringen, rief seine Armee aus den Winterquartieren ab und brach mit ihr nach Franken auf. Am 24. März 1552 vereinigte er sich bei Bischofsheim mit den hessischen Truppen unter Wilhelm, den Rachedurst und Kindesliebe zum Eifer stachelten, und zog dann bei Rothenburg an der Tauber die Schaaren des Markgrafen Albrecht an sich. Die Herzoge Johann Albrecht und Georg von Mecklenburg, welcher Letztere durch die Capitulation Magdeburgs wieder frei geworden, führten die mecklenburgischen Hülfsvölker. Friedrich von Reiffenberg commandirte ein kurfürstliches, Vollrath von Mansfeld ein markgräfliches Regiment. Es war ein zahlreiches, erlesenes, von kriegserfahrnen Helden befehligtes Heer.

In Eilmärschen zogen die Verbündeten nach Süddeutschland, und vor ihnen her flogen drei Kriegsmanifeste. Darin stand geschrieben: „wie der Kaiser die Religion nur zum Deckmantel seiner Willkühr nehme, wie er, allem Rechte zum Hohne, Johann Friedrich und den Landgrafen noch gefangen halte in schwerem Leide, wie er die deutsche Freiheit und Verfassung vernichten wolle, dem Eide zuwider, den er der deutschen Nation geleistet; gegen solche unerträgliche, ja „viehische" Knechtschaft, die noch dazu erblich gemacht werden solle, hätten sich die Fürsten zusammengethan, um nicht den Fluch der Nachkommen und Kindeskinder auf sich zu laden." Das eine dieser Manifeste war von Moritz, das zweite von Wilhelm, das dritte von Markgraf Albrecht ausgegangen. Dem Hauptinhalte nach stimmten alle drei überein, nur daß Wilhelm noch des gramvollen Todes seiner Mutter gedachte *) und Albrecht eine Menge anderer Beweise des kaiserlichen Despotismus anführte.

Im Fluge wurden Dinkelsbühl, Nördlingen, Donauwerth genommen, und schon nach sieben Tagen stand der windschnelle Moritz vor Augsburg, das sich nach dreitägiger Vertheidigung seitens der kaiserlichen Besatzung am 3. April ergab. Unter dem Jubel der Einwohnerschaft hielt der jugendliche Heldenfürst, schön

*) Landgräfin Christine war 1549 gestorben.

wie der Schlachtengott, seinen kriegerischen Einzug in die altehrwürdige Stadt, stellte sofort die reichsstädtische Verfassung wieder her, setzte den alten, vom Kaiser abgedankten Magistrat wieder ein, rief die durch das In-

Das fehlende Kupfer wird einem der nächsten Hefte beigegeben werden.

Die Verlagsbuchhandlung.

noch in großer Eile den Beschluß gefaßt, sich in zwei Jahren wieder zu versammeln. Der Kaiser war wie aus den Wolken gefallen. Wenig an Ueberraschungen gewöhnt, machte ihn die erste Ueberraschung, die er zu er-

In Eilmärschen zogen die Verbündeten nach Süddeutschland, und vor ihnen her flogen drei Kriegsmanifeste. Darin stand geschrieben: „wie der Kaiser die Religion nur zum Deckmantel seiner Willkühr nehme, wie er,

[illegible]

Einwohnerschaft hielt der jugendliche Heldenfürst, schön

*) Landgräfin Christine war 1549 gestorben.

wie der Schlachtengott, seinen kriegerischen Einzug in die altehrwürdige Stadt, stellte sofort die reichsstädtische Verfassung wieder her, setzte den alten, vom Kaiser abgedankten Magistrat wieder ein, rief die durch das Interim vertriebenen Prediger zurück und gab den Protestanten die ihnen genommenen Kirchen wieder.

Von Augsburg wandte sich Moritz gegen Nürnberg, das eine ansehnliche Summe Geldes zu den Kriegskosten erlegen mußte. Ulm, das die Uebergabe weigerte, ließ er durch eine Abtheilung seines Heeres unter Wilhelm belagern; die Schlösser Geislingen und Helfenstein wurden besetzt. Die meisten protestantischen Städte dachten indeß nicht an Widerstand, sondern öffneten ihm ihre Thore mit Freuden, und die Bürger jauchzten dem Rächer ihres unterdrückten Glaubens entgegen.

Unterdessen war die seltsame Kunde nach Tyrol gedrungen, daß Kurfürst Moritz das Schwert gezogen habe, daß die Städte sich bei seinem Nahen erhöben und der bewaffnete Protestantismus sein Heergefolge bilde. Das Concilium zu Trient, das die kursächsischen Gesandten schon am 13. März in aller Stille verlassen hatten, stob wie Spreu auseinander, nachdem die Bischöfe noch in größter Eile den Beschluß gefaßt, sich in zwei Jahren wieder zu versammeln. Der Kaiser war wie aus den Wolken gefallen. Wenig an Ueberraschungen gewöhnt, machte ihn die erste Ueberraschung, die er zu er-

fahren hatte, so verdutzt, daß er darüber Muth und Fassung verlor. Seine Lage war auch in der That mißlich. Er sah sich von entschlossenen Feinden bedroht und war doch selbst wehrlos. Seine deutschen Völker hatte er abgedankt, weil er sie nicht bezahlen konnte. Einen Theil seiner spanischen Soldaten hatte er nach Italien geschickt und einen andern nach Ungarn gegen die Türken. In Innsbruck hatte er eine Leibwache, die wenig bedeutete. Er selbst war gichtkrank und konnte kaum das Zimmer verlassen. Gleichwohl fühlte er, daß Etwas geschehen müsse, und zwar schnell. Er warf also 14 Fähnlein Fußvolk in die Ehrenberger Klause, um dem Feinde den Paß nach Tyrol zu versperren, bestimmte Füssen und Reuti zu Sammelplätzen für die etwa aufzubringenden Truppen, und beauftragte seinen Bruder Ferdinand, Moritzen Vergleichsvorschläge zu thun. Unterhandlungen waren ihm schon so oft gelungen; sie sollten ihm auch diesmal aus der Verlegenheit helfen.

Ferdinand lud den Kurfürsten zu einer Zusammenkunft nach Linz in Oesterreich ein, und Moritz erschien daselbst am 18. April. Seine Sprache war entschieden und gebieterisch. Er begehrte vor allen Dingen unverzügliche Befreiung des Landgrafen, Abstellung der hessischen Beschwerden, Beilegung der Religionszwiste, Schutz für die Bekenner der Augsburgischen Confession, eine den Gesetzen gemäße Einrichtung der Reichsangelegenhei-

ten, so wie einen anständigen Frieden mit seinem Bundesgenossen, dem Könige von Frankreich, und Aufhebung der noch vom letzten Kriege her bestehenden Acht Einzelner. Ferdinand äußerte sich ziemlich beifällig über diese Forderungen, machte aber doch einige Einwendungen und Gegenbedingungen, welche Moritzen nicht gefielen und weiter nichts zu bezwecken schienen, als Zeit zu gewinnen. Er brach daher die Unterhandlungen schnell ab, ließ sich aber zuletzt noch dahin bewegen, seine Einwilligung zu einer neuen Zusammenkunft zu geben, welche am 26. Mai in Passau stattfinden sollte. Nun suchte Ferdinand wenigstens einen Waffenstillstand bis dahin zu erlangen. Doch Moritz war nicht so unklug, darauf einzugehen. Um nicht unbillig zu erscheinen, sagte er zwar eine Waffenruhe zu; dieselbe sollte aber erst mit dem 26. Mai, dem Eröffnungstage der Passauer Verhandlungen, beginnen und den 8. Juni enden. Ferdinand mußte gute Miene zum bösen Spiele machen; denn der Widerpart hatte die Gewalt.

Wohl wissend, daß ein Feind nur durch empfindliche Nachtheile mürbe gemacht werden kann, beschloß Moritz, die Zeit bis zu Beginn des Waffenstillstandes zu nutzen. In den ersten Tagen des Mai verließ er Linz und eilte zu seinem Heere, das er in dem Lager bei Gundelfingen traf. Es war gut, daß er kam; denn schon waren zwischen Wilhelm von Hessen, der unver-

richteter Sache von Ulm hatte abziehen müssen, und Albrecht von Brandenburg, der sich im Sengen und Brennen gefiel, ernste Zwistigkeiten ausgebrochen. Moritz stellte die Einigkeit, die jetzt so noth that, wieder her und traf sofort Anstalten zum Abmarsch. Er wollte gegen die Tyroler Alpen ziehen und den Kaiser in seiner Hofburg zu Innsbruck selbst ängstigen.

Am 10. Mai brach er aus dem Lager bei Gundelfingen auf. Dieser Zug hatte etwas Strahlenfunkelndes. Mit Blitzesschnelligkeit drang Moritz durch den Landstrich, welcher dermalen den bairischen Oberdonaukreis bildet, marschirte siegreich durch die Städte, erhob Kriegssteuern, zerstreute die zusammengerafften Haufen des Kaisers bei Füssen und Reuti und stand am 18. Mai vor der Ehrenberger Klause, die im Schmalkaldischen Kriege einst Schertlin erobert hatte. Da eine Aufforderung zur Uebergabe nichts fruchtete, so bereitete er sich zum Sturme. Durch einen Hirten ward ein Weg auf die Felsen gefunden, und nun berannte, während Moritz von unten heraufstürmte, Georg von Mecklenburg das Schloß von oben auf einer Seite, die man, weil sie weniger zugänglich schien, schwächer befestigt hatte. Am 19. Mai war die berühmte Feste in den Händen der Angreifer; von der 3000 Mann starken kaiserlichen Besatzung gelang es nur einem kleinen Theile, zu entkommen; die Mehrzahl gerieth in Gefangenschaft

und wurde bald darauf nach deutschem Kriegsbrauche *) entlassen. Reiche Beute ward den Siegern.

So war noch vor Anfang des Waffenstillstandes ein wichtiger Vortheil für die Verbündeten errungen. Die Gebirgspässe waren frei und der Weg nach dem zwei Tagereisen entfernten Innsbruck lag offen. Moritz, um seinen Sieg zu verfolgen, beorderte unverweilt das Fußvolk dahin ab, während die Reiterei die eroberte Feste und die Pässe decken sollte. Da kam ein unerwarteter Aufenthalt dazwischen. Das Reiffenbergische Regiment, das aus den wildesten Lanzknechten bestand und bei der Blutarbeit des Sturmes sehr thätig gewesen war, verlangte nach alter Kriegssitte einen Sturmsold, und als man dem unzeitigen Begehren nicht sogleich willfahrte, weigerte es sich, weiter zu marschiren. Die Weigerung ging in offene Meuterei über; es fiel sogar ein Schuß auf den Kurfürsten. Endlich aber gelang es diesem doch, seinen alten Einfluß auf die Soldaten wieder geltend zu machen und sie zum Gehorsam zurückzubringen. Allein er hatte dadurch zwei Tage verloren und langte nun erst am 23. Mai vor Innsbruck an.

---

*) Zum Unterschiede vom spanischen Gebrauche, nach welchem die Kriegsvölker einen Eid leisten mußten, gegen den, der sie bezwungen, kürzere oder längere Zeit nicht dienen zu wollen.

Diese Verzögerung rettete den Kaiser. Er hatte es anfangs nicht für möglich gehalten, daß die Ehrenberger Klause so schnell fallen könnte, und war ruhig in Innsbruck geblieben. Als aber immer neue Nachrichten einliefen und die Wahrheit jener Schreckenskunde unzweifelhaft wurde, als der kranke Monarch sich von seiner ganzen Umgebung sagen lassen mußte, daß er bei längerem Zaudern unwiderruflich in die Hände des Feindes fiele, entschloß er sich zur Flucht. Eben war die Abendtafel aufgetragen; sie wurde unberührt verlassen. Draußen floß der Regen in Strömen; der Kaiser achtete des Unwetters nicht, sondern bestieg mit scheinbarem Gleichmuth eine Sänfte, die von seiner Leibwache getragen wurde. Sein Bruder Ferdinand, der eben erst von Linz angekommen war, begleitete ihn sammt den treusten seiner Hofleute. Man hatte sich nicht Zeit nehmen können, Pferde und Wagen zu besorgen; die Meisten gingen zu Fuße; nur die Vornehmsten ritten. Schweigsam und traurig zog die kleine Schaar dahin, die dem Unglücke zum Gefolge diente. Es war eine herbe Züchtigung für den stolzen Kaiser, diese Reise! Vor Kurzem hatte noch ganz Deutschland vor seinem Winke gezittert, und jetzt floh er in düsterer Regennacht bei dem trüben Glanze weniger Fackeln durch unwegsame Felsengegenden, um einem Feinde zu entgehen, den er erst groß gemacht hatte. Ob in diesen zentnerschweren Augenblicken das Unrecht, das

er an Johann Friedrich und Philipp von Hessen verübt, mahnend an seiner Seele vorüberzog, wer weiß es? Der Hochmuth der Großen verläßt sie oft selbst dann nicht, wenn die Hand des Schicksals sie schlägt und demüthigt.

Karl floh zuerst nach Brunecken, einem Schlosse des Bischofs von Brixen; da er sich aber hier noch nicht sicher fühlte, so setzte er seine trübselige Reise fort und rastete nicht eher, als bis er zu Villach in Oberkärnthen, 37 Meilen von Innsbruck entfernt, angekommen war.

Den gefangenen Johann Friedrich hatte er bereits den Tag vor der Flucht seiner Haft entlassen, doch unter der Bedingung, daß er für's Erste noch dem kaiserlichen Hoflager folgen solle, denn er gedachte denselben als ein Mittel zur Beunruhigung des Kurfürsten Moritz zu benutzen. Es wäre ihm unerträglich gewesen, wenn der Feind sich gerühmt hätte, er habe den Gefangenen mit Gewalt befreit. Aber auch Johann Friedrich mochte nicht dem gehaßten Moritz seine Freiheit verdanken. Darum folgte er bereitwillig dem Kaiser auf seiner Flucht und sagte noch scherzend: „Ich bleibe ja gerne bei dem Hofe; aber der Hof scheint nicht bei mir bleiben zu wollen!" Von dieser Zeit legte er seine goldnen Ketten und Ringe, die Abzeichen seines fürstlichen Ranges, wieder an. — Wenige Stunden nach des Kaisers Abreise zog Moritz in Innsbruck ein, wo er Karl's, des Cardi-

In Eilmärschen zogen die Verbündeten nach Süddeutschland, und vor ihnen her flogen drei Kriegsmanifeste. Darin stand geschrieben: „wie der Kaiser die Religion nur zum Deckmantel seiner Willkühr nehme, wie er,

[illegible]

Besatzung am 5. [illegible] Einwohnerschaft hielt der jugendliche Heldenfürst, schön

*) Landgräfin Christine war 1549 gestorben.

wie der Schlachtengott, seinen kriegerischen Einzug in die altehrwürdige Stadt, stellte sofort die reichsstädtische Verfassung wieder her, setzte den alten, vom Kaiser abgedankten Magistrat wieder ein, rief die durch das Interim vertriebenen Prediger zurück und gab den Protestanten die ihnen genommenen Kirchen wieder.

Von Augsburg wandte sich Moritz gegen Nürnberg, das eine ansehnliche Summe Geldes zu den Kriegskosten erlegen mußte. Ulm, das die Uebergabe weigerte, ließ er durch eine Abtheilung seines Heeres unter Wilhelm belagern; die Schlösser Geislingen und Helfenstein wurden besetzt. Die meisten protestantischen Städte dachten indeß nicht an Widerstand, sondern öffneten ihm ihre Thore mit Freuden, und die Bürger jauchzten dem Rächer ihres unterdrückten Glaubens entgegen.

Unterdessen war die seltsame Kunde nach Tyrol gedrungen, daß Kurfürst Moritz das Schwert gezogen habe, daß die Städte sich bei seinem Nahen erhöben und der bewaffnete Protestantismus sein Heergefolge bilde. Das Concilium zu Trient, das die kursächsischen Gesandten schon am 13. März in aller Stille verlassen hatten, stob wie Spreu auseinander, nachdem die Bischöfe noch in größter Eile den Beschluß gefaßt, sich in zwei Jahren wieder zu versammeln. Der Kaiser war wie aus den Wolken gefallen. Wenig an Ueberraschungen gewöhnt, machte ihn die erste Ueberraschung, die er zu er-

fahren hatte, so verdutzt, daß er darüber Muth und Fassung verlor. Seine Lage war auch in der That mißlich. Er sah sich von entschlossenen Feinden bedroht und war doch selbst wehrlos. Seine deutschen Völker hatte er abgedankt, weil er sie nicht bezahlen konnte. Einen Theil seiner spanischen Soldaten hatte er nach Italien geschickt und einen andern nach Ungarn gegen die Türken. In Innsbruck hatte er eine Leibwache, die wenig bedeutete. Er selbst war gichtkrank und konnte kaum das Zimmer verlassen. Gleichwohl fühlte er, daß Etwas geschehen müsse, und zwar schnell. Er warf also 14 Fähnlein Fußvolk in die Ehrenberger Klause, um dem Feinde den Paß nach Tyrol zu versperren, bestimmte Füssen und Reuti zu Sammelplätzen für die etwa aufzubringenden Truppen, und beauftragte seinen Bruder Ferdinand, Moritzen Vergleichsvorschläge zu thun. Unterhandlungen waren ihm schon so oft gelungen; sie sollten ihm auch diesmal aus der Verlegenheit helfen.

Ferdinand lud den Kurfürsten zu einer Zusammenkunft nach Linz in Oesterreich ein, und Moritz erschien daselbst am 18. April. Seine Sprache war entschieden und gebieterisch. Er begehrte vor allen Dingen unverzügliche Befreiung des Landgrafen, Abstellung der hessischen Beschwerden, Beilegung der Religionszwiste, Schutz für die Bekenner der Augsburgischen Confession, eine den Gesetzen gemäße Einrichtung der Reichsangelegenhei-

ten, so wie einen anständigen Frieden mit seinem Bundesgenossen, dem Könige von Frankreich, und Aufhebung der noch vom letzten Kriege her bestehenden Acht Einzelner. Ferdinand äußerte sich ziemlich beifällig über diese Forderungen, machte aber doch einige Einwendungen und Gegenbedingungen, welche Moritzen nicht gefielen und weiter nichts zu bezwecken schienen, als Zeit zu gewinnen. Er brach daher die Unterhandlungen schnell ab, ließ sich aber zuletzt noch dahin bewegen, seine Einwilligung zu einer neuen Zusammenkunft zu geben, welche am 26. Mai in Passau stattfinden sollte. Nun suchte Ferdinand wenigstens einen Waffenstillstand bis dahin zu erlangen. Doch Moritz war nicht so unklug, darauf einzugehen. Um nicht unbillig zu erscheinen, sagte er zwar eine Waffenruhe zu; dieselbe sollte aber erst mit dem 26. Mai, dem Eröffnungstage der Passauer Verhandlungen, beginnen und den 8. Juni enden. Ferdinand mußte gute Miene zum bösen Spiele machen; denn der Widerpart hatte die Gewalt.

Wohl wissend, daß ein Feind nur durch empfindliche Nachtheile mürbe gemacht werden kann, beschloß Moritz, die Zeit bis zu Beginn des Waffenstillstandes zu nutzen. In den ersten Tagen des Mai verließ er Linz und eilte zu seinem Heere, das er in dem Lager bei Gundelfingen traf. Es war gut, daß er kam; denn schon waren zwischen Wilhelm von Hessen, der unver-

seinen eigenen Bundesgenossen unbehaglich. Es war ihm ein beängstigendes Bewußtsein, gewisse Männer führen zu sollen, deren Gehorsam selbst etwas Gewaltthätiges hatte. Der wilde Markgraf Albrecht plünderte, brannte, mordete, wie ein Heide, und die rohen Lanzknechte sympathisirten nur zu sehr mit ihm. Das deutsche Vaterland den Ausschweifungen dieser zügellosen Kriegsmänner länger preiszugeben, dazu hätte sich der menschliche Moritz nur mit schwerem Herzen entschließen können. Er nahm daher keinen Anstand, den Friedensbitten Ferdinands zu entsprechen und nach Passau zu gehen, wo denn auch am 2. August 1552 der berühmte Vergleich geschlossen wurde, der in der Geschichte den Namen des Passauer Vertrags führt.

Die Hauptartikel dieser Vereinbarung, welche gewissermaßen von Moritz dictirt wurde und von den Protestanten mit Recht als die Grundlage ihrer Religionsfreiheit betrachtet wird, waren in der Kürze folgende: Der Landgraf von Hessen soll auf freien Fuß gestellt werden; das Interim soll als null und nichtig anzusehen sein; die streitenden Parteien sollen eine ungestörte Religionsübung genießen, bis zur Versammlung eines Reichstags, auf welchem diese Zwiste in Güte beigelegt werden können; alle Diejenigen, welche wegen ihrer Verbindung mit dem Schmalkaldischen Bunde in die Reichsacht verfallen gewesen, sollen wieder in ihre vorigen Rechte,

Aemter rc. eingesetzt werden; das kaiserliche Kammergericht zu Speier soll den Räthen beider Confessionen offen stehen und allezeit eine bestimmte Zahl evangelischer Räthe angestellt sein; dafür verpflichten sich die verbündeten Fürsten, die Waffen niederzulegen und einen Theil ihrer Kriegsvölker Ferdinanden gegen die Türken zu überlassen. Der vornehmste Punkt aber ward in einem Nebenvertrage bestimmt, daß nämlich, wenn und so lange auf einem Reichstage der gewünschte Vergleich wegen der Religion nicht zu Stande käme, ein beständiger Friedensstand zwischen beiden Parteien bestehen sollte.

So war durch die kühne That des Kurfürsten Moritz das bewirkt worden, was der evangelischen Kirche staatsrechtliche Anerkennung verschaffte; denn die Weigerung des Kaisers, den obenerwähnten letzten Punkt zu genehmigen und ihn dem Reichstage vorzubehalten, war vergeblich. Zugleich sah sich Deutschland von der Gefahr befreit, auf immer mit Spanien verbunden zu bleiben und vielleicht gar zu einer spanischen Provinz herabzusinken; denn nun dachte der Kaiser nicht wieder daran, für seinen Sohn Philipp die Nachfolge im deutschen Reiche zu verlangen.

Was Frankreich betrifft, so war seiner im Vertrage gar nicht gedacht worden, was Moritz bei König Heinrich damit entschuldigte, daß es sich hier blos um innere

deutsche Angelegenheiten gehandelt hätte. Kaiser Karl aber brachte eine ansehnliche Heeresmacht zusammen und zog gegen Heinrich ins Feld, um diesem die Eroberungen auf deutschem Gebiete wieder abzugewinnen. Er belagerte Metz; doch das Glück war ihm nicht günstig und er mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Da sprach er voll Bitterkeit: „Das Glück ist ein Weib; wie ich noch jung war, hielt es mich werth; jetzt in meinem Alter verläßt es mich". Im Volke aber entstand mit Bezugnahme auf den eben so hartnäckigen Widerstand Magdeburgs das Sprüchwort: „Eine Metz und eine Magd hat Kaiser Karln den Tanz versagt."

Mittlerweile wurden die verschiedenen Bestimmungen des Passauer Vertrags in Vollzug gesetzt. Moritz hob die Belagerung von Frankfurt auf und entließ seine Truppen bis auf 6500 Mann, mit denen er, seinem Versprechen gemäß, dem Ungarkönige zu Hülfe zog. Markgraf Albrecht dagegen behielt seine Leute auf den Beinen und nahm außerdem noch Reiffenberg und seine wilden Haufen, sowie 16 Fähnlein Fußvolk, die ihm der Graf von Altenburg zuführte, in Sold.

Auch für die beiden fürstlichen Dulder, die so lange in Karl's Gefangenschaft geschmachtet, schlug nun die Stunde der Erlösung. Die Reichsacht wurde von ihnen genommen, nachdem sie zuvor hatten versprechen müssen, sich nicht an ihren Feinden rächen zu wollen. Am 27.

August 1552 verabschiedete sich Johann Friedrich bei dem Kaiser und kehrte über Augsburg, Nürnberg Bamberg und Coburg in seine Lande zurück. Achtzig Getreue begleiteten ihn. Vor Koburg eilte ihm freudevoll sein Bruder Johann Ernst entgegen, und zu Jena empfingen ihn die Lehrer und Studirenden der von ihm (1548) neubegründeten Universität in feierlichem Aufzuge, worüber der Fürst gegen seinen trauten Lukas Kranach die herzlichste Freude äußerte. „Sieh da, den Bruder Studio!" sagte er scherzend, als er der Studenten zu Fuß und zu Pferde ansichtig wurde. Am 26. September langte er in seiner Residenz Weimar an. Mit Thränen der innigsten Rührung umarmte er seine treue Gemahlin Sibylle, von der er sich vor fünf Jahren mit Thränen des Kummers losgerissen. Alles Volk beeiferte sich, dem fürstlichen Märtyrer Zeichen der Liebe und Zuneigung zu geben.

Landgraf Philipp ward am 3. September frei*). Aber der achtundvierzigjährige Fürst war in den fünf Jahren seiner Gefangenschaft merkwürdig gealtert; sein

*) Marheinecke (Gesch. der deutsch. Reformation IV., 506) nennt den 4. September. Ueberhaupt weichen die Historiker in den Zeitangaben hinsichtlich der Freiwerdung der gefangenen Fürsten mannigfach von einander ab.

Haar war ergraut, sein Geist gebeugt und fortan ohne kräftige Theilnahme an dem Schicksale des gemeinsamen Vaterlandes. Seine Söhne konnten dem Kaiser, wie ein Dichter unserer Tage einem Könige, zurufen: „Du hast uns einen starken Mann genommen und giebst uns einen Greis zurück!“ Ueber Köln, Jülich und Siegen ritt der Befreite in sein Land. Ein unbeschreibliches Gefühl ergriff ihn und seine Söhne bei der ersten Umarmung. Am 12. Sept. traf er in Kassel ein. Es war ein Sonntag. Als die in den Kirchen zum Gottesdienst versammelten Bürger von seiner Ankunft hörten, begleiteten sie ihn in den Dom, wo er im Chor vor dem Grabmale seiner heldenmüthigen Gemahlin Christine niederkniete und in dieser demüthigen Stellung bis zum Ende der Predigt und Anfang des ambrosianischen Lobgesanges verblieb. Die Wackern, die während der Prüfungszeit treu zu ihm gehalten, belohnte er redlich. So, wie Duller erzählt, den tapfern Ritter Heinz von Lüdder. Der hatte ihm die gute Feste Ziegenhain mannhaft bewahrt, als ein kaiserlicher Feldhauptmann, dem Vertrage zuwider, deren Uebergabe gefordert hatte. Nun verlangte der Kaiser vom Landgrafen, er solle den Heinz von Lüdder, weil er ihm getrotzt, aufhängen lassen. Was that der Landgraf? Er schlang zwar dem Ritter (statt des Stricks) eine Kette um, aber eine goldne. So erfüllte er buchstäblich des Kaisers Gebot und zeigte zugleich,

daß dieses Mannes Treue rein erfunden worden sei, wie Gold im Feuer.

Und wie dieser einzelne Mann, so waren damals Alle im Hessenlande. Dies bezeugt selbst einer der kaiserlichen Commissaire, der während Philipps Gefangenschaft in Hessen gewesen war und die starken Festungswerke daselbst, das zahlreiche Geschütz, des Landes Waldungen, Berge und Produkte mit Verwunderung angesehen hatte. „Nie," berichtete er an den Kaiser, „würde man den Landgrafen haben besiegen können, wenn derselbe in seinem Lande geblieben wäre. So kriegerisch tapfer sei das Volk, unter dem Niemand wäre, der nicht seinen Kopf für seinen Fürsten gäbe. Ja, kein Sohn könne so seinen Vater, kein Weib so ihres Mannes Tod beweinen, als diese Menschen ihres Herrn Unglück betrauerten." Ein Beweis mehr, wie übereilt es nach der Mühlberger Schlacht von dem Landgrafen gehandelt war, daß er sich selbst aufgab.

Während sich nun die Protestanten einem gerechten Entzücken über den raschen Umschwung der Dinge, alle Deutsche aber süßen Friedensträumen hingaben, bereiteten sich schon neue Kämpfe vor. Kurfürst Moritz, der in Ungarn den Oberbefehl über die vereinigte christliche Heeresmacht führte, hatte den Türken einige glückliche Gefechte geliefert und stand eben bei Raab, das er stark befestigt hatte, als Nachrichten beunruhigender Art ihn erreichten.

Der Passauer Vertrag war durchaus nicht nach dem Sinne des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach gewesen. Er hatte bei dem Kriegszuge gegen Karl nicht sowohl die Rettung des Protestantismus, als seinen eigenen Vortheil im Auge gehabt. Entthronung des Kaisers, Umsturz aller politischen Ordnung in Deutschland, das war es, was seiner wüsten Seele vorgeschwebt hatte. Er wünschte die Zerstörung des Bestehenden, um dann aus der Verwirrung sich Reichthümer, ein hübsches Herzogthum oder wohl gar einen Kurfürstenhut herauslangen zu können. Diese Pläne wurden durch den Passauer Vertrag vereitelt. Darum grollte er dem Friedenswerke, und seine Verbündeten von gestern konnten ihn von nun an unter ihre unversöhnlichsten Gegner zählen.

Unter dem Vorwande, dem Kaiser Hülfe gegen die Franzosen leisten zu wollen, behielt er, wie bereits bemerkt wurde, sein Kriegsvolk beisammen, plünderte Aschaffenburg, brandschatzte Speyer, Worms, Oppenheim, Mainz, verbrannte das Mainzer Schloß und viele Klöster, nahm Trier ein, wohnte der Belagerung von Metz bei und ging nach Aufhebung derselben zu den Franzosen über. Aber auch hier gefiel es ihm nicht lange; er trat also wieder unter die kaiserlichen Fahnen, einem Banditen gleich, der sich zu Jedermanns Verfügung stellt. Mit 300 Reitern schlug er eine französische Rei-

terabtheilung von 1000 Mann, die von dem Herzoge von Aumale befehligt wurde, nahm den Herzog selbst gefangen, führte ihn auf sein Schloß Plassenburg und ließ ihn nur gegen Erlegung von 100,000 Goldkronen wieder frei. Einen Herzog von der Normandie hatte er mit eigner Hand getödtet. Mit dem Glücke wuchs seine Zuversicht. Da sein Heer sich durch beutelüsterne Söldnerhaufen von Tag zu Tag verstärkte, so schickte er den Grafen Vollrath von Mansfeld mit 28 Fähnlein Fußvolk und 2000 Reitern nach Braunschweig, um den dortigen Adel gegen den Wolfenbüttelschen Heinrich zu unterstützen, während er selbst in Franken einfiel, um die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, so wie die Stadt Nürnberg zu befehden. Mit leichter Mühe zerstreute er die bambergischen und nürnbergischen Truppen, zog siegend in Bamberg und Nürnberg ein, plünderte Schlösser und Städte und hauste übel.

Solcher Art waren die Nachrichten, die bis in das Innere von Ungarn drangen und die Bewegungen des Kurfürsten Moritz hemmten. Die Entrüstung des Helden war eben so groß als gerecht. Hatte er darum den Kampf gegen Kaiser Karl gewagt, um ein wildes Thier zu entfesseln, das mit seinen wüthenden Bissen das Vaterland zu zerfleischen drohte? Wurde so sein Wort geehrt, das er zu Passau für die Herstellung des Friedens eingesetzt hatte? Achtete man so die Heiligkeit der

Verträge? Und wie? Konnte aus der jetzt noch unbedeutenden Flamme nicht ein allgemeiner Brand werden, der auch seine Habe mit verzehrte? Der Markgraf war ein Mann von hoher persönlicher Tapferkeit und ziemlicher Kriegserfahrung, also kein verächtlicher Feind. Konnte derselbe, wenn seine Tollkühnheit vom Glücke begünstigt wurde, nicht auch seine Waffen nach Sachsen tragen? Konnten sich nicht des Kurfürsten Feinde und Neider mit ihm verbinden? Konnte namentlich Johann Friedrich nicht die Gelegenheit benutzen, die verlorene Herrschaft wieder zu erobern? Ja, konnte nicht Albrecht mit dem Kaiser selbst in geheimem Einverständnisse sein und von diesem als Werkzeug der Rache benutzt werden?

Wie Blitze schossen diese Gedanken durch Moritzens Kopf und erfüllten sein Herz mit Besorgnissen. Als daher um diese Zeit die Türken, von Pest, Kälte und Hunger gezwungen, Ungarn verließen, verließ auch er einen Kriegsschauplatz, der ihm ohnehin durch Zwistigkeiten mit dem österreichischen Befehlshaber Castaldo verleidet worden war. Zu Anfang des Jahres 1553 kam er wieder in Deutschland an. Er versuchte zuerst den Markgrafen auf gütlichem Wege zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Auf einer Zusammenkunft zu Heidelberg wurde demselben seitens der Bischöfe von Bamberg und Würzburg eine namhafte Summe geboten, wenn er den Frieden nicht fürder stören wolle; aber

der wilde Abenteurer schlug alle Anerbietungen aus. Nun rüstete sich Moritz zum Kriege. Im Mai 1533 schloß er mit König Ferdinand, den es wurmte, daß Albrecht auch seine böhmischen Lehen nicht verschonte, ein Bündniß, das den Zweck hatte, den Störenfried unschädlich zu machen. Diesem Bündnisse traten später die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, die Stadt Nürnberg und Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel bei, während Kurbrandenburg weniger dazu geneigt schien und Philipp von Hessen äußerte, daß die Zeit zu kurz dazu sei, da er erst seine Landstände fragen müsse. Doch stellte er wenigstens 700 Reiter zu der Kriegsmacht, die sich mit Beginn des Monats Juni an Thüringens Grenzen und bei Schweinfurt sammelte.

Als der Markgraf merkte, daß ein ernstliches Gewitter gegen ihn heranziehe, räumte er Franken und wandte sich nach dem Braunschweigischen, um sich mit Vollrath von Mansfeld zu vereinigen und aus den Spaltungen, welche zwischen den Mitgliedern des welfischen Hauses ausgebrochen waren, Vortheil zu ziehen. Es gelang ihm. Heinrich's von Wolfenbüttel zweiter Sohn, Philipp Magnus, lebte in Fehde mit dem Herzoge Erich von Braunschweig-Kalenberg. Letzterem nun bot Markgraf Albrecht seinen kriegerischen Beistand an und Jener nahm ihn bereitwillig an. Sie schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß, das zwar zunächst

gegen den Wolfenbütteler, dann aber auch gegen Albrecht's übrige Feinde gerichtet war. Mit unglaublicher Anstrengung arbeiteten sie an der Vermehrung ihrer Streitkräfte. Die kalenbergische Ritterschaft, der Graf von Oldenburg, die Stadt Braunschweig, die sich gegen Herzog Heinrich empört hatte, und die Seestädte stellten ihnen zahlreiche Mannschaften und binnen Kurzem konnten sie über eine Kriegsmacht von 52 Fähnlein Fußvolk und 7000 gepanzerten Reitern verfügen. Was kümmerte den trotzigen Markgrafen, da er sich an der Spitze eines so starken Heeres sah, die Acht, welche der Kaiser nothgedrungen über ihn verhängt hatte! „Acht und Aberacht," sagte er lachend, „macht sechzehn!" Mit diesem Witzworte auf der Lippe brach er zum Kriege gegen Herzog Heinrich auf, während er zugleich dem Domcapitel zu Magdeburg und den Städten Nordhausen und Mühlhausen Absagebriefe sandte, welche nur die Wahl zwischen Angriff und Loskaufung ließen.

Doch auch Moritz war nicht müßig gewesen. Hätte ihm auch nicht der Beschluß des Reichskammergerichts die Execution gegen den Geächteten aufgetragen, der eigene Grimm hätte ihn zur Eile getrieben. Ehe der Monat Juni verging, hatte er 29 Fähnlein Fußvolk und 8000 Mann Reiterei beisammen, und damit fühlte er sich stark genug, dem Gegner die Stirn zu bieten. Am 4. Juli schickte er von Nordhausen aus einen Fehdebrief

an Albrecht vorauf und unmittelbar darauf folgte er mit dem ganzen reisigen Zuge. Er hatte die Absicht, den Markgrafen von der hessischen Gränze abzuschneiden, indem er vermuthete, dieser würde nach seiner gewohnten Weise, wenn die Plünderung der wolfenbüttelschen Lande vorbei sei, mit seinem fliegenden Corps zurück in die fränkische Heimath eilen.

Des Markgrafen Kriegsplan war aber jetzt mit mehr Festigkeit und Umsicht entworfen. Voll Vertrauen auf die Zahl und Ausrüstung seiner Völker, wollte er lieber eine Hauptschlacht wagen, als den gewonnenen Stand aufgeben. Als daher Moritz am 9. Juli 1533 bei dem Städtchen Peina in der Lüneburger Haide lagerte, erhielt er durch ausgesandte Spähер plötzlich die Nachricht, daß die markgräfliche Gesammtmacht von Hannover her im Anmarsche sei. Sogleich sandte er Eilboten an den Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, der vier Stunden davon bei dem Städtchen Burgdorf stand, und ließ ihn auffordern, schleunigst mit seinen Braunschweigern herbeizueilen und sich rechts an ihn anzuschließen. Heinrich entsprach dem Verlangen seines Waffengenossen mit großer Pünktlichkeit, sammelte schnell seine Truppen, die meist in den Dörfern Blumenhagen und Edemissen lagen, zog rasch am rechten Ufer der Fuse herauf, setzte bei Dölbergen über das Wasser und bewerkstelligte seine Verbindung mit dem kurfürstlichen Heere. Unterdessen

war Moritz von Peina die Fuse abwärts marschirt und hatte Alles zur Schlacht geordnet. Sein linker Flügel lehnte sich an das Dorf Böhrum; das Centrum stand bei dem Dorfe Sievershausen; der rechte Flügel, der von den Braunschweigern gebildet wurde, hatte das Dorf Dölbergen zum Stützpunkt. Auf dem linken Flügel commandirte Moritz selbst, auf dem rechten Herzog Heinrich mit seinen beiden Söhnen, im Centrum Hans von Heideck, dem der Burggraf Heinrich von Plauen untergeordnet war.

Die markgräfliche Streitmacht war, was die numerische Stärke anbelangt, der kurfürstlichen überlegen und erfreute sich ebenfalls guter Führer. Albrecht selbst genoß einen ausgezeichneten Kriegsruhm; seine Unterbefehlshaber, die Grafen von Altenburg, Mansfeld und Oldenburg, Friedrich von Reiffenberg und Klaus Barner, der die städtischen Hülfstruppen commandirte, waren sämmtlich kampferprobte Männer. Gleichwohl hatte das kurfürstliche Heer Etwas, was ihm ein Uebergewicht über das feindliche gab: das war die Mannszucht der Soldaten und das Genie des Oberbefehlshabers.

In den Nachmittagsstunden des 9. Juli begann das blutige Trauerspiel, das unter dem Namen der Schlacht bei Sievershausen bekannt ist. Es war ein Sonntag. Aber was fragt der wilde Kriegsgott nach Zeit und Stunde! Moritz führte eine meisterhafte

Bewegung aus, indem er im schrägen Vormarsche seinen linken Flügel vorschob und so seine Fronte möglichst ausdehnte und verlängerte. Dadurch gewann er das Ufer der Fuse als Rückenlehne und erzwang sich den breitern Haideraum zum Gefecht. Gefolgt von fünf Fahnen brandenburgischer Panzerreiter, stürzte sich Markgraf Albrecht mit Ungestüm auf diesen Flügel. Die böhmischen, hessischen und fränkischen Reiter, die hier standen, konnten dem Anprall der Schwergeharnischten nicht widerstehen. Sie wichen kämpfend zurück und ergriffen endlich, trotz der Verwünschungen des knirschenden Moritz, die Flucht. Nichtsdestoweniger gelang es Albrecht nicht, den linken Flügel aufzurollen. Denn das sächsische Fußvolk war unerschütterlich geblieben. Schnell hatte es sich in kleine Vierecke formirt und streckte den anstürmenden Rossen einen Lanzenwald entgegen. Es war unmöglich, diese Eisenmauern zu durchbrechen, aus deren Innern ein mörderisches Kleingewehrfeuer hervorbrach, während zugleich das schwere Geschütz zu donnern begann. So wurde die Wuth des Angriffs gehemmt. Unterdessen hatten die Befehlshaber der kurfürstlichen Nachhut, Hans von Wulfen und Ritter von Peres, die Fliehenden gesammelt und führten sie, verstärkt durch ein frisches sächsisches Reiterregiment, auf's Neue gegen den Feind. Von Schaam und Rachbegier gestachelt, rauschten die reisigen Geschwader auf den

Kampfplatz zurück, warfen sich mit todverachtendem Muthe auf die Brandenburger, deren Reihen bereits durch die Kugeln sehr gelichtet waren, und schlugen sie aus dem Felde.

Mittlerweile war es auf dem rechten Flügel nicht weniger heiß hergegangen. Herzog Heinrich hatte hier die tapfern Truppen der Seestädte und des rebellischen Braunschweigs gegen sich. Seine beiden Söhne Karl Victor und Philipp Magnus, die mit Jugendfeuer an seiner Seite kämpften, fielen von Kugeln durchbohrt. Der Vaterschmerz trieb den Alten zu den äußersten Anstrengungen. Er drängte die feindlichen Colonnen zurück und folgte ihnen fechtend bis zu dem brennenden Dorfe Sievershausen. Gleichzeitig schickte der Kurfürst dem bedrängten Centrum alle auf dem linken Flügel entbehrliche Schaaren zu Hülfe. Sie kamen zu gelegener Zeit. Heideck hatte sich nur mit Mühe gegen die Uebermacht des Feindes halten können. Die markgräflichen und oldenburgischen Lanzknechte waren, unterstützt von kalenbergischer Reiterei, unwiderstehlich vorgedrungen. In ihrem Uebermuthe glaubten sie jedoch den Sieg schon in Händen zu haben und zerstreuten sich voll Beutegier, um die Gefallenen zu plündern. Diesen Augenblick benutzte der umsichtige Heideck, um mit den angekommenen Verstärkungen über sie herzufallen. Die Ueberraschten vermochten sich nicht gleich wieder zu ordnen, geriethen

in Verwirrung und wurden total geschlagen. Fliehend stürzten sie auf die vor Herzog Heinrich zurückweichenden Städter und verwickelten auch diese in ihre Niederlage. Die Flucht ward allgemein. Viele sanken unter den Schwertern der verfolgenden Sachsen und Braunschweiger; mehr noch wurden gefangen.

So weit das Auge reichte, waren die markgräflichen Fußtruppen geworfen, aufgelöst, vernichtet. Nur die brandenburgischen und kalenbergischen Eisenreiter hielten sich noch, als eine auserwählte Schaar, welche die Person des Markgrafen selbst umgab. Da langte Kurfürst Moritz an der Spitze seiner Leibwache auf dem Wahlplatze an; ihm folgte der Truppenrest vom linken Flügel. Mit seinem überlegenen Blicke erkannte er alsbald, was noch zu thun war. Er befahl einen Angriff in Masse auf jene verderbenschwangere Reiterwolke. Der Zusammenstoß war furchtbar. Herzog Friedrich von Lüneburg, der das Banner der kurfürstlichen Leibwache trug, ward vom Pferde gehauen; Otto von Dieskau, Siegmund von Pflugk, Kaspar von Miltitz, die Ritter von Schleinitz und Haubitz und andere edele Sachsen sanken tödtlich getroffen in das blutgetränkte Haidekraut. Die Markgräflichen thaten Wunder der Tapferkeit; trotzdem vermochten sie die Entscheidung nicht mehr zu ihren Gunsten zu lenken. Von allen Seiten gedrängt, wurden sie nach wüthender Gegenwehr überwältigt, niedergehauen,

zersprengt. Mit dem Falle dieser Kerntruppe schwanden des Markgrafen letzte Hoffnungen. Seine Niederlage war vollständig. Er hatte keine Compagnie mehr beisammen; sein sämmtliches Geschütz war verloren gegangen; nicht einmal eine Fahne oder Reiterstandarte war gerettet. Düstere Verzweiflung malte sich in seinen Blicken, als er das Blutfeld überschaute. Gleichwohl entsagte er der Annehmlichkeit des Lebens nicht; er lenkte sein Pferd um und sprengte mit einem kleinen Reitertrupp von dannen.

Sieg, Sieg! jubelten einmüthig die Sachsen und Braunschweiger, als sie den Gefürchteten verschwinden sahen. Doch sollte ihr Triumph nicht ohne einen bittern Beigeschmack bleiben. Von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtet, sprengte eben der heldensinnige Moritz durch die Schlachtreihen und ermunterte die ermatteten Krieger zur Verfolgung des Feindes, als ihn von hinten in der Hüfte, nahe unter dem Schwertgurte, eine Kugel traf, welche die Eingeweide zerriß und die Blase verletzte. Ob der Schuß von einem Gegner oder von einem der Seinigen gekommen, ob der fürstliche Held als ein Opfer des Verraths oder der Unachtsamkeit gefallen, ist heute noch unentschieden. Doch warum sollte es nicht möglich sein, daß die Todeskugel aus einem feindlichen Rohre kam? Befand sich doch Moritz im dichtesten Gewühle, sich der Gefahr aussetzend, wie der geringste seiner

Wappner! Hätte ihn ein Verräther meucheln wollen, so hätte dies nur im Interesse des Markgrafen Albrecht geschehen können, und dann wäre es jedenfalls früher geschehen, als nach Verlust der Schlacht.

Mit ehrfurchtsvoller Rührung hoben die Soldaten den geliebten Feldherrn vom Pferde und lehnten ihn an einen Weidenbaum, von wo aus er die Verfolgung des Feindes leitete. Schmachvollen Tod schwor er dort dem Urheber all dieses Unheils, dem flüchtigen Markgrafen, wenn es gelänge, seiner habhaft zu werden. Schmerzerfüllt eilte Herzog Heinrich von Braunschweig herbei, um den Schwerverwundeten zu trösten. Der Aermste, er bedurfte selbst des Trostes. Lagen doch auch seine Söhne mit unter den Todten! Welch ein Tag! Viertausend Leichen deckten die Gefilde von Sievershausen, darunter vier Fürsten, neun Grafen und dritthalbhundert Edelleute. Der sächsische Adel, dessen Mehrzahl dem Kurfürsten in diesen Krieg gefolgt war, ließ allein 150 der Seinigen auf der Wahlstatt. Auch Herzog Erich von Kalenberg, der nicht persönlich an dem Kampfe Theil genommen, sah nur wenige von der Ritterschaft seines Landes wiederkehren. Die Schlacht war so mörderisch gewesen, daß der Verlust an Menschen im Verhältniß zur Anzahl der Kämpfer alle gewöhnlichen Verhältnisse überstieg.

Moritz, der herrliche und doch so unglückliche Sieger, lebte noch anderthalben Tag. In seinem Zelte liegend, labte sich sein brechendes Auge an den eroberten Fahnen, die man dort aufgestellt hatte. Gegen die Treuen, die sein Schmerzenslager umgaben, äußerte er Manches von dem, was seine gewaltige Seele in sich verschloß. In einer Sprache voll leidenschaftlicher Beredtsamkeit rief er Gott und Menschen zu Zeugen an, daß ihn weder Eigennutz, noch Ruhmsucht, sondern einzig der Jammer um den Nothstand des geliebten Vaterlandes zu diesem Kriege bewogen habe. Uebrigens blieb sein Geist klar und gesammelt bis zur letzten Stunde. Er dictirte mit vollkommenem Bewußtsein seinen letzten Willen, ordnete das Nöthige wegen der Erbfolge, bedachte seine Diener, empfahl seinem Bruder und Nachfolger die Verringerung des überhand genommenen Wildstandes in Sachsen und setzte zugleich eine namhafte Summe zur Entschädigung für diejenigen seiner Unterthanen aus, welche darunter gelitten. Dann nahm er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, nachdem er vorher Gott um Vergebung seiner Fehler gebeten und seinen Feinden verziehen hatte. Am 11. Juli 1533, Morgens nach acht Uhr, nahte ihm der Todesengel. „Gott will kommen!" sprach der Sterbende und hauchte seine Heldenseele aus.

So endete in dem blühenden Alter von 32 Jahren ein Mann, dessen Geschick glanzvoll gewesen war und für den die Zukunft noch höhere Kränze bereit hielt. Es würde zu Nichts führen, alle die Möglichkeiten auszumalen, welche Moritz bei längerem Leben für sich gehabt hätte; so viel ist gewiß, daß einem Manne von seiner Kraft immer das entscheidende Wort in Deutschland geblieben, wo nicht gar der kaiserliche Purpur zugefallen wäre. Mag eine splitterrichtende Moral den Weg, auf dem er zu seiner Größe emporgestiegen, bekritteln; uns dünkt, daß man Erscheinungen, wie die seinige, nicht in ihren Einzelnheiten, sondern in ihrer Gesammtheit auffassen müsse, und dann erscheint uns Moritz hinlänglich gerechtfertigt. Es ist wahr, er konnte seine hohen Zwecke nur durch das Unglück befreundeter Herrscher und durch die tiefste Verstellung erreichen; aber daß er sie erreichte, sichert ihm auf immer einen Ehrenplatz in der Geschichte. Es bleibt sein eben so unbestreitbares als unsterbliches Verdienst, den gesetzlosen Despotismus des Kaisers gebrochen, die Selbstständigkeit Deutschlands gewahrt und den Protestantismus vor unvermeidlichem Untergange gerettet zu haben, und der Glanz dieser Erfolge dürfte wohl geeignet sein, einen mildernden Schimmer auf die Mittel zu werfen, die er zur Herbeiführung derselben für nöthig hielt. Andere hatten fromme Wünsche und Gebete für die gute Sache;

er handelte dafür. Zudem war er hochherzig genug, das Interesse Aller über sein eigenes zu setzen. In dem Passauer Vertrage, wo er seinen Vortheil trefflich hätte bedenken können, verlangte er Nichts für sich. Bei dem Kriege gegen Albrecht brachte er persönlich die bedeutendsten Opfer. Endlich ließ er selbst sein Leben für die Ruhe dieses Deutschlands, dessen Glück und Wohlfahrt ihm mehr am Herzen lagen, als den meisten seiner Zeitgenossen. Was sollen wir weiter sagen? Sein Charakter war größer, als die Verhältnisse, die ihn umgaben, und man würde sich einer Ungerechtigkeit schuldig machen, wollte man ihn mit dem gewöhnlichen Maaße messen.

Die Leiche des gebliebenen Kurfürsten wurde nach der sächsischen Bergstadt Freiberg geschafft und hier am 22. Juli zwischen den Särgen seines Vaters Heinrich und seines frühverstorbenen Sohnes Albrecht beigesetzt. Der Harnisch, den er in der Schlacht bei Sievershausen getragen, und die erbeuteten Siegeszeichen erhielten ihren Platz über dem Grabe. Ganz Sachsen trauerte um den unersetzlichen Verlust; mehr aber noch, als die Klagen seiner Freunde, zeugten für den Werth des Todten die Aeußerungen seiner Gegner. Johann Friedrich sagte: „Ich habe zwar alle Ursache, unzufrieden mit Moritz zu sein; allein er war ein wunderbarer, ausgezeichneter Mann.“ Kaiser Karl V. verharrte, als er die Todesbotschaft vernahm, lange in

düsterem Schweigen; endlich brach die Zärtlichkeit, die er früher für Moritz gehegt, gewaltsam durch und er rief die schmerzlichen Worte: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn!"

Nur Markgraf Albrecht frohlockte. Unfähig, große Eigenschaften selbst an dem Feinde zu achten, gab er sich einer wilden Freude und eitlen Hoffnungen hin. „Seit Herzog Moritz todt ist," äußerte er, „ist Alles gut auf unserer Seite; nun reiten erst viele Leute, die sich vorher vor ihm gefürchtet haben." Sein Jubel war indeß ein vorschneller. Er sollte nicht wieder zu Kräften kommen. Herzog Heinrich von Braunschweig setzte den Krieg gegen ihn fort und zerstreute unschwer seine zusammengerafften Haufen 1554 bei Kitzingen. Von da an irrte der Geächtete heimathlos von Land zu Land. Vergeblich suchte er den tapfern Schertlin von Burtenbach, der, vom Kaiser begnadigt, wieder in Deutschland auf seinen Gütern lebte, in sein Interesse zu ziehen; seine Vorschläge wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Endlich starb er am 9. Januar 1559 zu Pforzheim, zerfallen mit sich selbst und vergessen von der Welt, auf deren Theilnahme er keinen Anspruch hatte.

Auch Johann Friedrich überlebte Moritzen nicht lange. Nach dem Tode des Letzteren machte er einen Versuch, die Kurwürde wieder zu erlangen; allein diese blieb bei der albertinischen Linie. Doch zeigte sich der

nunmehrige Kurfürst August, Moritzens Bruder, gern bereit, an das ernestinische Sachsen einige Herrschaften abzutreten, um dasselbe zu vergrößern, weshalb er mit Johann Friedrich zu Naumburg einen Vertrag abschloß. Als Johann Friedrich diesen unterzeichnete, lag er schon auf dem Krankenbette. Am 3. März 1554 starb er. Er schied ohne Bedauern von einer Erde, die für ihn des Bittern so viel gehabt hatte und die ihm öde erschien, seitdem die Menschen, die ihm die liebsten gewesen, nicht mehr darauf weilten. Denn am 6. Februar 1553 war ihm sein Bruder Johann Ernst, in demselben Jahre sein Leidensgefährte, der einundachtzigjährige Meister Lukas Kranach, und am 21. Februar 1554 seine treue Gemahlin Sibylle im Tode vorangegangen.

Die Treue, womit Johann Friedrich an dem evangelischen Glauben gehangen, das Mißgeschick, das ihn deshalb betroffen, und die christliche Ergebung, womit er solches getragen, machten sein Andenken seinem Volke und seiner Partei theuer. Im Uebrigen hatte er nichts von dem besessen, was einen Herrscher macht. Seine Regierung als Kurfürst war eine Kette von Schwächen und Fehlern gewesen, für die er freilich hart genug gebüßt hatte. Seine glücklichsten Jahre waren vielleicht die beiden letzten, wo er, zurückgezogen von der großen Weltbühne, das ruhige Leben eines fürstlichen Privatmannes führte. Er nahm den Ruhm eines ehrlichen Mannes mit ins Grab. Von

seinen drei Söhnen folgte ihm der älteste, Johann Friedrich II. oder der Mittlere genannt, in der Regierung.

Nach dem Tode des mannhaften Moritz fürchteten Viele für die Sache der evangelischen Freiheit; indessen war die moralische Kraft der Protestanten durch die wundergleichen Erfolge dieses ihres heldenherzigen Vorkämpfers so stark und nachhaltig geworden, daß es dem Kaiser nicht mehr einfallen konnte, ihre Unterdrückung noch einmal der Spitze des Schwertes anzuvertrauen. Die kriegerischen Bewegungen in Deutschland und an der französischen Grenze hinderten zwar auf längere Zeit, Dasjenige weiter zu verfolgen und auszubilden, was durch den Passauer Vertrag bereits gewonnen war, und die Berufung des versprochenen Reichstags verzögerte sich eine gute Weile über den zuerst anberaumten Termin hinaus. Aber endlich kam es doch dazu. Am 5. Februar 1555 wurde zu Augsburg der neue Reichstag eröffnet, und zwar durch den König Ferdinand; denn der Kaiser war nachgerade der deutschen Reichstage so satt und müde geworden, daß er lieber bei dem Heere blieb, das gegen die Franzosen operirte, und es seinem Bruder überließ, die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurichten.

Die Religionsangelegenheit bildete natürlich auf diesem Reichstage wieder den Hauptgegenstand der Verhandlungen, und nach unsäglichen Bemühungen und

vielem engherzigen Gezänke faßte man in Bezug darauf folgende Beschlüsse: Erstens. Diejenigen, welche sich bis jetzt zur Augsburgischen Confession bekannt hätten, sollten um ihres Glaubens willen keinerlei Verfolgung zu erleiden haben, keiner geistlichen Gerichtsbarkeit mehr unterworfen sein und die eingezogenen Kirchengüter behalten dürfen. Hiermit war die Frage wegen Beschickung des Conciliums durch die Protestanten für immer abgethan und das dort zu Beschließende als nur für die Katholiken verbindlich anerkannt. — Zweitens. Was die Zukunft betreffe, so sollten die Reichsstände für ihre Person das Recht haben, zum evangelischen Glauben überzutreten. Von dem Volke, den Unterthanen war keine Rede. Und doch! Sie erhielten das Recht, auswandern zu dürfen, wenn sie von dem katholischen Landesfürsten keine Erlaubniß zu Ausübung des evangelischen Gottesdienstes bekämen. Ein lächerliches, hohnvolles Zugeständniß, diese Abzugsfreiheit! Das Volk wurde factisch als ein Nichts behandelt. Denn welches Maaß von Gewissensfreiheit blieb ihm nach Annahme des empörenden Grundsatzes, daß die Religion des Fürsten auch die des Landes sein müsse (cujus regio, ejus religio), noch übrig? — Drittens. Wollten geistliche Reichsstände evangelisch werden, so sollte ihnen dieß zwar freistehen; doch sollten sie in diesem Fall ihre Würden und geistlichen Besitzthümer verlieren, übrigens ohne

Schaden ihrer Ehre Dieser Artikel hieß der geistliche Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) und wurde von den Protestanten heftig bekämpft. Mit Unrecht. Denn ein Prälat war kein Erbfürst, sondern nur der Verwalter des ihm von der Kirche übertragenen Amtes. Gab er dieses Amt und somit den ihm gewordenen Auftrag zurück, so mußte er natürlich auch auf die damit verknüpften Emolumente verzichten. Dies wollten jedoch die Protestanten, welche die Freiheit der Unterthanen so leichten Kaufs hingegeben hatten, nicht einsehen und ertheilten zuletzt ihre Einwilligung nur in einer schwankenden und zweideutigen Form, die wieder der Saame zu künftigem Hader wurde.

Um endlich dem Werke der Beschränktheit die Krone aufzusetzen, wurden die Reformirten, wie überhaupt Alle, die weder dem katholischen Dogma, noch der Augsburgischen Confession anhingen, als ausgeschlossen von dem Uebereinkommen erklärt. Dieses Uebereinkommen, das am 25. September 1555 von den Gesandten beider Parteien unterzeichnet ward, hieß der Augsburger Religionsfriede. Man kann sich nicht sonderlich darüber freuen; denn nach dem Vorhergegangenen war man mehr zu erwarten berechtigt. Aber es ist deutscher Erbfehler, Alles nur halb zu thun und, während man sich über Kleinigkeiten erbost, wesentliche Dinge zu versäumen. Den Protestanten fehlte ein Mo-

rich, der ihren Forderungen die Kraft seines entschiedenen Willens hätte leihen können; das merkt man den Verhandlungen dieses Reichstags bei jeder Wendung an. Dem sei indeß, wie ihm wolle: durch den Augsburger Religionsfrieden wurde wenigstens, wie ein neuerer Geschichtschreiber richtig bemerkt *), zwischen den Hauptparteien statt des vorigen heillosen Verhältnisses bloß kämpfender Kräfte und widerstreitender Ansprüche ein äußerer Rechtszustand hergestellt, die nöthige Grundlage eines mit der Zeit aufzuführenden vernunftgemäßen Baues.

Mittlerweile war, ehe noch das Friedenswerk zur Vollendung gekommen, Papst Julius III. gestorben, am 23. März 1555. Ihm folgte am 11. April der Cardinal Marcello Cervini unter dem Namen Marcellus II. auf den päpstlichen Thron. Marcellus war unter dem Einflusse der strengeren religiösen Partei gewählt worden, und man machte sich große Hoffnungen von ihm, da er für einen kenntnißvollen, sittenreinen und menschenfreundlichen Mann galt. Leider konnte er diese Hoffnungen nicht erfüllen, da er schon nach 22 Tagen starb. Auch in dem nächsten Conclave blieb die Richtung, welche Cervini's Wahl durchgesetzt hatte, die herrschende. Der strengste aller Cardinäle

*) v. Rotteck, Allg. Geschichte, VII, 113.

Giovanni Pietro Caraffa, bestieg am 23. Mai den Stuhl Petri. Er nannte sich als Papst Paul IV.

Paul IV. zählte schon neunundsiebzig Jahre; aber seine tiefliegenden Augen hatten noch alles Feuer der Jugend. Er war sehr groß und mager; rasch ging er einher; er schien lauter Nerv zu sein. Wie er sich schon in seinem täglichen Leben an keine Regel band, oft bei Tage schlief, bei Nacht studirte, so folgte er auch übrigens immer den Impulsen des Augenblicks. Als Cardinal hatte er den Orden der Theatiner gestiftet, die Inquisition wiederhergestellt und die Befestigung des alten Dogma's zu Trient wesentlich befördert. Als Papst setzte er das begonnene Werk fort. Er kannte keine andere Pflicht, keine andere Beschäftigung, als die Wiedereinsetzung des alten Glaubens in seine frühere Herrschaft. Er haßte darum die Protestanten, aber auch den Kaiser, dem er Schuld gab, er begünstige jene aus Eifersucht gegen Rom. Dazu kam, daß er als ächter Italiener die Spanier nie hatte leiden können. Er nahm sich allen Ernstes vor, Italien von dieser Geißel zu befreien, und bald war er in offenem Kriege mit dem Kaiser.

Karl V. hatte aber keine Lust mehr, sich mit seinen Feinden herumzuschlagen. Er merkte es zu deutlich, daß seine Umgebung das Vertrauen zu seinem Glücksstern verloren habe. Nun hatte er jederzeit einen solchen wunderbaren Einfluß um sich ausgeübt, daß er an dem

Tage, wo man an seiner Zukunft zu zweifeln schien, selbst, wie die Andern, daran zweifelte. Ahnend, daß seine Rolle zu Ende sei, mochte er ein vom Glücke begünstigtes Leben nicht mit Unfällen beschließen. Er brachte also einen Entschluß zur Ausführung, der vielleicht längst in seiner Seele geschlummert und wobei er wenigstens noch die Genugthuung hatte, die Welt in Staunen zu setzen. Mit andern Worten: er stieg von dem glänzendsten Throne der Erde herunter, um den Rest seines Daseins in klösterlicher Abgeschiedenheit zu verbringen.

Am 25. October 1555 übergab er seinem Sohne Philipp die Regierung der Niederlande und 1556 die Kronen von Spanien, Westindien und Südamerika. In demselben Jahre entsagte er endlich zu Gunsten seines Bruders Ferdinand auch der deutschen Kaiserkrone, nachdem er zuvor dem Kriege mit Frankreich ein Ende gemacht, indem er zu Vaucelles einen Waffenstillstand geschlossen hatte, wornach (ohne nähere Erörterung der Rechtsansprüche) beide Theile im Besitze Desjenigen blieben, was das Waffenglück ihnen gegeben oder gelassen.

So blieben denn Metz, Toul, Verdun und Cambrai bei Frankreich; in Spanien und den damit verbundenen Ländern herrschte fortan König Philipp II. und die Geschicke von Deutschland leitete Kaiser Ferdinand I.

Karl aber zog nach Spanien und trat an seinem 57. Geburtstage in das Hieronymitenkloster St. Just, das eine reizende Lage in der Provinz Estremadura hatte. Dort suchte er die Ruhe, die er auf der höchsten Stufe irdischer Auszeichnung nicht gefunden. In das härene Gewand der Mönche gehüllt, beschäftigte er sich viel mit Kunst und Wissenschaft. Oft sah man ihn in seiner Zelle knieen und beten. Oder er ging im Klostergarten auf und nieder und zehrte an seinen Erinnerungen. Auch mit mechanischen Beschäftigungen gab er sich ab. So soll er einstmals versucht haben, zwei Uhren in gleichen Gang zu bringen, was ihm natürlich nicht gelingen konnte. Da sollen ihm alle die vergeblichen Bemühungen, die er zur Herstellung des kirchlichen Friedens gemacht, eingefallen sein und er in dem Tone bitterer Selbstanklage ausgerufen haben: „Nicht einmal zwei Uhren vermag ich in denselben Gang zu bringen, und vermaß mich doch einst, so viele tausend Menschen zu einem einzigen Glauben zu bringen." Eine sinnige Anecdote, deren Wahrheit ich übrigens bezweifele. Denn Karl's Geist, so hell und scharf er sonst war, blieb in religiösen Beziehungen bis zum letzten Augenblicke seines Erdenlebens befangen und unduldsam. Zeugniß dafür geben die Rathschläge, welche er noch kurz vor seinem Tode seinem Sohne Philipp ertheilte und worin sich der wildeste, blindeste Ketzerhaß ausspricht.

Wie sich der Mensch nur selten dem Einflusse seiner nächsten Umgebung zu entziehen im Stande ist, so wurde auch Karl unter Mönchen mönchisch. Abgewandt vom Zeitlichen, bereitete er sich durch strenge Bußübungen für die großen Geheimnisse der Ewigkeit vor. In solcher Stimmung kam er einst auf den Gedanken, bei lebendigem Leibe sein eignes Leichenbegängniß mit anzusehen. Es sollte dies eine Vorbereitung auf den Tod sein.... Man willfahrt dem Wunsche, der für die Klosterleute Befehl ist. Der Kaiser wird in Todtengewänder gekleidet und in einen Sarg gelegt; in der Kirche erhebt sich ein Katafalk und der Sarg wird darauf gesetzt. Kerzen flammen; feierliche Todtengesänge erschallen; heiße Gebete steigen für das Seelenheil des Verstorbenen zum Himmel empor. Der Kaiser ist tief erschüttert. Endlich senkt man ihn in die Gruft. Nachdem dies geschehen, steht der vermeintliche Todte auf und kehrt in seine Zelle zurück. Komödie, die ein großer Mann mit sich selbst spielt!... Die furchtbare Ceremonie und die damit verbundene Ueberreizung der Einbildungskraft hatten übrigens den kaiserlichen Greis zu sehr angegriffen. Des andern Tags fiel er in ein Fieber, und nach wenigen Wochen erlag er dem Lebensüberdrusse, jener moralischen Krankheit, womit Gott die Mächtigen heimsucht, um die Schwachen und Kleinen für ihre physischen Lei-

den zu rächen. Der 21. September 1558 war sein Todestag.

Karl war ein außergewöhnlicher, bedeutender Mensch. Mit hohen geistigen Fähigkeiten begabt, überdies mit den schönsten Eigenschaften des Mannes, Muth und Willenskraft, ausgestattet, schien er vor tausend Andern berufen, Großes zu wollen. Aber nicht genug; das Schicksal hatte ihm auch die Mittel an die Hand gegeben, Großes auszuführen. Nichtsdestoweniger scheiterten seine wohldurchdachten Pläne, zerrannen seine liebsten Wünsche, wie Seifenblasen. Woher diese Erscheinung? Sie ist keineswegs unerklärlich. Karl verstand seine Zeit nicht; das war sein Unglück und sein Unrecht. Anstatt sich mit den Ideen der Zeit zu verbünden, sie zu bemeistern und sich dienstbar zu machen, indem er sie förderte, mühte er sich ab, dieselben zu bekämpfen. Er träumte von einer Universalmonarchie, gelenkt von einem Willen und zusammengehalten durch einen Glauben. Darum war ihm die neue religiöse Richtung im Wege. Er wollte keinen Streit, keine Reibung der Kräfte, keine frische, lebendige Bewegung und hielt sich für mächtig genug, den arbeitenden, emporstrebenden Menschengeist in die alten Formen zurückzubannen. Eitler Wahn! Gegen nichts ist die Gewalt ohnmächtiger, als gegen die Ideen. Dies mußte Karl erfahren, ohne daß er sich's je gestand, und das war der Kummer seines Lebens.

Denn das geringste Hinderniß ist eine Marter für Denjenigen, dessen Hochmuth keine Schranken kennt, und die absolute Gewalt findet ihre Züchtigung darin, daß sie Unmögliches begehrt. Ha, was würde dieser Karl gewirkt haben, wenn er das Verständniß seiner Zeit besessen, wenn er die neuen Ideen in sich aufgenommen und ihnen eine entschiedene Hingebung gewidmet hätte! Er hätte der Welt eine neue Gestalt gegeben und wäre von der Menschheit als ein Heiland begrüßt worden. So aber kam er nicht über die Rolle eines talentvollen Despoten hinaus, dessen Ende übrigens die schärfste Kritik seiner Bestrebungen enthielt. Welcher Wechsel! Er, dessen Machtwort einst über Kronen und Völker verfügte, dessen Blick gewohnt war, die Erde zu umfassen, er starb in einer einsamen Gegend, umschlossen von düstern Klostermauern, hinter welche er sich, müde der Menschen, der Herrschaft und seiner selbst, geflüchtet hatte. Ein ergiebiger Stoff zum Nachdenken!

In Deutschland war es seit Karl's Abreise ruhig geblieben. Nur im Norden erhob sich 1559 Krieg und Kriegsgeschrei. Die freien Dithmarsen wurden von Herzog Adolph von Holstein, welchem Kaiser Karl 1548 das Land zugesprochen, heftig befehdet und endlich überwältigt, doch nicht, ohne daß ihr letzter verzweifelter Kampf um die Freiheit des Vaterlandes einen Widerschein von Ruhm und Heldenthum auf sie geworfen hätte.

Am 19. Juni 1559 erkannten sie die holsteinische Herrschaft an. Sonst ereignete sich nichts Bemerkenswerthes.

Deutschland ging einem langen Frieden entgegen.

Viertes Capitel.

Calvin.

> Wir irren allesammt; doch Jeder
> irret anders.
>
> Haller.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Stand der Reformationsangelegenheit in der Schweiz!

Als Ulrich Zwingli auf dem Bette der Ehre sein Leben endete, hatte sich dort die neue Glaubensrichtung bereits so befestigt, daß sein Verlust ihr keine Gefahr mehr bringen konnte. Aber Eroberungen machte sie hinfort nicht mehr. Den Boden, den sie in der Zeit der ersten Bewegung gewonnen, besitzt sie heute noch; nie aber hat es ihr gelingen wollen, die Grenzen ihrer

Herrschaft zu erweitern. Dies gilt indeß nur von den deutsch redenden Cantonen. In der französischen Schweiz nahm die Reformation erst ihren Anfang, nachdem sie sich in der deutschen schon consolidirt hatte.

Wilhelm Farel war es, welcher hier zuerst den Samen der neuen Lehre ausstreute. *) Von Basel, wo er eine Zeitlang im Verein mit Oekolampadius gewirkt, begab er sich 1524 nach Aigle im Waadtlande, arbeitete sowohl hier, als in andern Gegenden der französischen Schweiz, namentlich in Neufchatel, Murten, Avenches, Orbe, Granson rc. rc. für die Verbreitung der Aufklärung und kam 1532 mit seinem Freunde Antoine Saunier nach Genf. Die Bürger dieser Stadt, die schon durch den Prediger François Bonnirard über manche Punkte der katholischen Kirchenlehre zweifelhaft gemacht worden waren, lebten eben im Streite mit ihrem Bischofe, den sie nicht mochten. Farel und Saunier warfen sich mit Heftigkeit in den Streit, ermahnten die Bürger zum offenen Abfall und suchten sie zu einer Verbindung mit den Neugläubigen in der deutschen Schweiz zu bewegen. Allein noch war der Einfluß der bischöflich gesinnten Geistlichkeit zu mächtig; Farel und Saunier mußten die Stadt verlassen. Doch ließen sie in Antoine Froment und Robert Oli-

*) s. über ihn „Luthers Leben," III, 86.

Froments begeisterte Jünger zurück. Von Neuem entbrannte der Zwiespalt; der Bischof konnte sich nicht länger halten, und lieber auf das Bisthum, als auf sein Leben verzichtend, wich er von der ketzerischen Stadt, die er mit seinem Banne belegte. Nun kehrte Farel, begleitet von Viret, nachmaligem Reformator von Lausanne, zurück. Die Umgestaltung machte sich jetzt leicht. Nach Abhaltung mehrerer Religionsgespräche, wobei ein Dr. Furbity mit üblem Erfolge das alte System vertheidigte, wurde durch ein Edict vom 27. August 1535 die Reformation in Genf eingeführt. In diesem wichtigen Augenblicke, wo zwar ein großer Sieg erfochten war, aber noch ein weit schwereres Werk, die Begründung dieses Sieges, vorlag, erschien ein junger Mann in Genf, der bald allen dortigen Verhältnissen das Gepräge seiner starken Seele aufdrückte. Es war dies der 27jährige Theolog Chauvin.

Jean Chauvin oder, wie er sich lateinisch nannte, Johannes Calvinus war am 10. Juni 1509 zu Noyon in Frankreich geboren. Sein Vater, Gerard Chauvin, ein bemittelter, obschon nicht gerade reicher Mann, ließ ihm eine gute Erziehung geben und bestimmte ihn für den geistlichen Stand. Ein unwiderstehlicher Drang zog indeß den jungen Calvin zur politischen Laufbahn; er wußte daher von seinen Eltern die Erlaubniß zu erlangen, die Rechte studiren zu dürfen, zu wel-

chem Zwecke er die Schulen von Orleans und Bourges besuchte. In Bourges erhielt jedoch sein Schicksal eine andere Wendung. Er lernte dort einen Deutschen, Melchior Wolmar, kennen, welcher als Professor der griechischen Sprache angestellt, aber auch mit den neueren theologischen Forschungen vertraut war und sich viel mit den religiösen Angelegenheiten beschäftigte. Dieser brachte Calvin Geschmack an dem Studium der Bibel bei und führte ihn damit zur Theologie zurück. Was der junge Gelehrte anfangs nur als Liebhaberei getrieben, wurde bei ihm bald zur ernsten Leidenschaft. Als er die Universität Paris bezog, widmete er sich ausschließlich der Theologie und trat mit den Anhängern der gereinigten Lehre in enge Verbindung, mußte aber nach kurzer Thätigkeit den gegen die Protestanten ausgebrochenen Verfolgungen weichen und Frankreich verlassen. Er ging 1534 nach Basel, wo er sein gelehrtes Werk über die christliche Religion (Institutio religionis christianae) schrieb und damit dasselbe Aufsehen erregte, wie vordem Melanchthon mit seinen „Loci theol. communes.“ Von Basel, wo er mit Grynäus und Capito *) Freundschaft geschlossen, begab er sich nach Italien an den Hof der Königin Renata von Ferrara, um deren schwesterlichen Einfluß auf König Franz I. von Frankreich zu Gunsten seiner

*) s. über Capito „Luther's Leben“ III, 69. 82.

französischen Glaubensbrüder zu benutzen. Allein auch von hier vertrieben, sah er sich genöthigt, wieder den Rückweg nach Basel zu suchen. Er reiste über Savoyen und Genf. Es war im Jahre 1536, als er in letzterer Stadt ankam, entschlossen, einige Tage mit seinen Freunden Farel und Viret daselbst zu verleben. Aber diese erkannten zu sehr, wie wichtig gerade in der gegenwärtigen Krisis der Beistand eines Mannes wie Calvin für sie war. Sie ließen ihn daher nicht wieder fort und bestürmten ihn mit Bitten, gemeinschaftlich mit ihnen das Reformationswerk in Genf zu vollenden. Calvin wollte ausweichen und schützte seine Studien vor. Doch Farel widerlegte ihn siegreich und Calvin, der in Farel's Aufforderung einen Ruf Gottes erkannte, blieb.

Welch ein gewaltiger Kampfgenosse war aber auch dieser Mann! Von mittler Größe und feinem Wuchse, hatte seine Figur nicht das Imposante, wie Luther's derbe Kraftgestalt. Dennoch lag in seinem Wesen etwas unendlich Imponirendes. Sein feuriges, durchdringendes Auge, der Ernst in seinem blassen, hagern Gesichte, das durch den langen, zugespitzten Bart einen etwas finstern Ausdruck erhielt, seine Adlernase, seine hohe Stirn, kurz, seine ganze Erscheinung verkündete Einsicht neben der Kraft und eine gewisse heftige Neigung zum Herrschen.

Was Calvin charakterisirte, war seine Sittenstrenge und seine religiöse Begeisterung, die bis zum brennenden

Eifer, bis zur verzehrenden Flamme stieg. Von Natur nicht ohne Milde und Gemüthlichkeit, ließ er diese Eigenschaften doch weniger hervorblicken. Da sein Leben ein fortgesetzter Kampf war, so hielt er es für nöthig, den sanfteren Gefühlen seines Herzens Schweigen zu gebieten und vornehmlich diejenigen Elemente walten zu lassen, die ihm in diesem Kampfe förderlich sein konnten. Es waren dies: sein scharfer Verstand und sein eiserner Wille. Die Wahrheit liebte er mit Hingebung und war bereit, in ihrem Dienste gegen Andere und gegen sich selbst Alles zu wagen. Mit dieser Leidenschaft für das Wahre vereinigte er aber jene Art von Despotismus, die durch die Gewohnheit einsamen Nachdenkens entsteht. Dadurch wurde er nicht selten hart, schroff und ungerecht. Er kannte keine Rücksicht für fremde Schwäche; was er von sich verlangte, verlangte er auch von allen Andern. Und zwar forderte er nicht nur, daß Alle so lebten, wie er, sondern daß auch Alle dieselben Glaubensansichten, dieselben dogmatischen Begriffe hätten. Dies möchte indeß immer noch gehen; denn Jeder, der eine großartige Ueberzeugung hat, will dieselbe von der Welt anerkannt und getheilt sehen. Aber Calvin ging weiter; er wurde zum Verfolger. Hierin unterschied er sich wesentlich von Luthern, dem er sonst, was das starre Festhalten an gefaßten Meinungen anlangt, nicht unähnlich war. Luther beschränkte sich in seinen Streitig-

keiten auf derbe Auslassungen, auf scheltende und polternde Worte; es kam ihm nicht bei, seine Widersacher auch in ihrem leiblichen Wohlbefinden oder gar am Leben zu schädigen. Calvin dagegen verfolgte seine Meinungsgegner bis zum Scheiterhaufen; er wollte sie nicht nur moralisch, sondern auch physisch vernichtet wissen. Dadurch verfiel er in denselben Fehler, den er erst dem Papstthume zum Vorwurfe gemacht, und dieser Fehler ist allerdings groß genug, um das übrigens harmonische Bild Calvin's zu stören, um so mehr, als man ein solches Gebahren am wenigsten von einem Reformator, einem Kämpfer gegen Unterdrückung und Tyrannei erwarten sollte. Nur die reinen Absichten des Mannes, der leidenschaftliche Charakter des Volkes, unter dem er lebte, und die unduldsame Richtung seiner Zeit überhaupt vermögen ihn in den Augen der Nachwelt deshalb zu entschuldigen, obschon nicht zu rechtfertigen.

Als Calvin sich einmal entschlossen hatte, in Genf zu bleiben, machte er sich auch sofort als Parteiführer bemerklich. Denn ein Mann von solcher Organisation konnte sich um so weniger dazu verstehen, ruhig im Hintergrunde zu verharren, als er durch einen natürlichen Beruf zum Herrschen und einen unabweisbaren Thatendrang vorwärts getrieben wurde. Er begriff leicht, welche Aufgabe er zu erfüllen habe. Die alten Mißbräuche waren großentheils beseitigt; es galt also jetzt,

das Einschleichen neuer zu verhüten und das Gewonnene zu sichern. Demzufolge zog er zuvörderst gegen das eingerissene Sittenverderbniß zu Felde und warf den sogenannten „Libertinern“, einer Menschenclasse, die in der Verlängerung der Unruhen ihren Vortheil suchte, den Fehdehandschuh hin. Der Kampf war hartnäckig und machte Calvin manche böse Stunde. Man griff Einzelheiten auf, um ihn und seine Freunde beim Volke zu verdächtigen. So hatte Farel in übertriebenem Eifer die Taufsteine abgeschafft und wollte außer den Sonntagen keinen Festtag weiter gelten lassen. Ferner hatte Calvin verlangt, daß man sich bei dem Abendmahle des ungesäuerten Brodes bediene, während in der übrigen Schweiz gesäuertes gebraucht wurde. Dies benutzte man, um die Reformatoren als frevelhafte, allzuweit gehende Neuerer zu verschreien, und eine Synode von Predigern zu Lausanne ertheilte Calvin einen Verweis, während ihm zugleich der Genfer Rath verbot, die Kanzel zu besteigen. Allein was vermochte dieses Verbot über einen Mann seines Gepräges? Ohne sich irren zu lassen, bestieg er die Kanzel und erklärte den Genfern, daß das Abendmahl nicht eher wieder könne gefeiert werden, bis sich in der aufgeregten Bürgerschaft eine würdigere Stimmung zu erkennen gebe. Darauf mied er freiwillig eine Stadt, in deren Mauern zu weilen er nicht länger mit seinem Gewissen für vereinbar hielt. Es waren am

Ende nur Kleinigkeiten, über die er sich erzürnte; aber selbst diese Kleinigkeiten hatten bei ihm Gewicht. Farel und andere Freunde der Reformation folgten ihm.

Nachdem Calvin kurze Zeit in Basel verweilt, ging er nach Straßburg, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Er stiftete hier eine reformirte Gemeinde französischer Flüchtlinge, fungirte als deren Prediger und verheirathete sich mit der Wittwe eines ehemaligen Wiedertäufers, Namens Ideletta, mit welcher er zehn Jahre in einer glücklichen Ehe lebte. Ideletta gebar ihm einen Sohn, der indeß frühzeitig starb. Aus dieser Vereinsamung, dieser Zusammenhanglosigkeit mit dem häuslichen Leben erklärt sich manche Schroffheit in Calvin's Charakter.

Inzwischen hatten die Genfer bald Ursache, die Entfernung des Reformators zu bereuen. Die Unruhen nahmen mehr und mehr überhand, und der von Rom gesandte Cardinal Sadoletus wußte dieselben trefflich zu benutzen, um für die Interessen des Katholicismus zu wirken. Es fehlte durchaus an einer großen Persönlichkeit, welche dem schlauen Priester entgegenwirken, den Sturm bemeistern und Ordnung in das Chaos bringen konnte. In dieser Noth erinnerten sich alle Freunde des Lichts und der Gesetzlichkeit an die ausgezeichneten Eigenschaften Calvins; sein Name ging von Munde zu Munde, und binnen Kurzem trat in der

Volksmeinung eine glänzende Reaction zu seinen Gunsten ein. Allgemein wünschte man den Abwesenden zurück; denn nur ihm traute man die Kraft zu, die gefährdete Republik zu retten. Der Rath, von der öffentlichen Stimmung fortgerissen, schrieb nach Straßburg und lud Calvin zur Rückkehr nach Genf ein. Dieser aber, der Alles hatte so kommen sehen, machte jetzt im Gefühle seiner Nothwendigkeit strenge Bedingungen.

„Wollt ihr mich in eurer Stadt haben," hieß es in seiner Antwort, „so schafft die herrschenden Sünden weg. Meint ihr's redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannt die Laster, mit denen ich nicht zusammen in euern Mauern wohnen kann. Mit einer verfallenen Kirchenzucht und ungestrafter Frechheit im Bösesthun kann ich nicht zugleich haushalten. Nicht der Papst, nicht die Tyrannen, die nur außerhalb der Kirche wüthen, nein, Wollust, Schwelgerei, Meineide und dergleichen Verbrechen, die meine Lehre öffentlich widerlegen und die Kirche inwendig verdunkeln, diese sind die Erzfeinde des Evangeliums. Was hilft es, von außen die Wölfe abzuhalten, wenn die Heerde durch ansteckende Seuchen von innen verzehrt und zu Grunde gerichtet wird!"

Nach dieser Sprache kann man leicht beurtheilen, welche Bedingungen Calvin stellte. Er verlangte unbedingte Machtvollkommenheit, die Gemeinde so zu organisiren, wie er es für gut halte. Die Forderung war

hart; doch sie wurde gewährt. Nun kehrte Calvin nach Genf zurück. Sein Einzug am 1. September 1541 war der eines Triumphators. Die ganze Bevölkerung strömte dem Ersehnten entgegen und begrüßte ihn mit Freudenrufen. Seine Feinde verstummten für immer und Calvin war von jetzt an der gewaltigste Mann der Republik, der politische, religiöse, moralische Dictator. Nicht minder fähig, das Volk im Innersten aufzuregen, als es zu belehren, beherrschte er die Einen durch das Gewicht seines Namens und riß die Andern durch die Thatkraft seines Gemüthes hin.

Bald hatte er dem anarchischen Zustande ein Ende gemacht und die Autorität der Gesetze hergestellt. Dann ging er an die Einführung einer strengen Sittenzucht, die er mit Recht als das Fundament eines geordneten Gesellschaftslebens betrachtete. Ein Presbyterium, das von ihm niedergesetzt war und an dessen Spitze er selbst stand, unterstützte ihn hierbei. Manches, was von dieser obersten Sittenbehörde verfügt wurde, trug nun freilich den Stempel eines übertriebenen Rigorismus und mag wohl gar der heutigen Welt als spießbürgerlich oder pfäffisch vorkommen; indessen es gehörte mit zu Calvin's Systeme und war vielleicht auch für jene Zeiten nicht so unpassend, als es Manchem heut dünkt. So wurde, um nur Einiges anzuführen, das Kartenspiel verpönt, jede theatralische Darstellung untersagt, aber auch (wogegen

Luther, so lange es „ehrlich" dabei zuging, nichts hatte, s. „Luthers Leben", III, 263) das Tanzen verboten. Ferner wurde der Kleiderluxus beschränkt; bei einer Trauung z. B. durfte die Braut nicht in reicherem Schmuck und Kopfputz vor den Altar treten, als gewöhnlich; denn man hielt sich wörtlich an die Vorschrift des Apostels Petrus, daß der Schmuck des Weibes nicht bestehen dürfe in künstlichem Haarflechten und Goldumhängen *). Von einer Pflege und Beförderung der schönen Künste war natürlich nicht die Rede. Im Gegentheile, man betrachtete sie als gefährlich. Damit die Aufmerksamkeit der Gläubigen bei den gottesdienstlichen Versammlungen nicht gestört und zerstreut werde, wurden alle Bilder aus den Kirchen verbannt, überhaupt das Innere der Kirchen so einfach und schmucklos als möglich gehalten. Eben so mußte sich's die Musik gefallen lassen, in die engsten Fesseln eingeschnürt zu werden. Auch hierin unterschied sich Calvin von Luther und Zwingli. Während diese die Musik liebten und trieben, hatte er, wie die meisten Politiker von entschiedenem Charakter, weder Neigung, noch Verständniß dafür. Sein ganzes System war darauf berechnet, den Sinnen möglichst wenige oder am liebsten gar keine Zugeständnisse zu machen und dafür rein geistige Menschen

*) 1. Ep. Petri III, 3.

heranzubilden. Die Moral, die aus diesem Systeme entsprang, war (wie sie nicht anders sein konnte) frostig, nüchtern, poesielos, allen Duft und Schmelz des Lebens abstreifend. Hierdurch wurde denn der Calvinismus gleich anfangs in den äussersten, schärfsten Gegensatz zu dem Katholicismus gesetzt, der seinerseits wieder den Sinnen Alles gewährte. Der deutsche Protestantismus hielt ohngefähr zwischen beiden Extremen die Mitte.

Die verdächtigste und gefährlichste Schöpfung des Presbyteriums war jedenfalls die Einführung eines Bannes, der gegen ungehorsame Gemeindeglieder geschleudert wurde. Die Gewalt dieses Bannes erstreckte sich bis in das Innerste der Häuser und trat der Freiheit der Gewissen auf bedenkliche Weise zu nahe. Hatte Jemand abweichende Glaubensmeinungen geäussert oder gegen die gegebenen Sittengebote gefehlt, so wurde er vor das geistliche Tribunal citirt und so lange von der Gemeinschaft der Uebrigen ausgeschlossen, bis er Reue und Besserung zeigte. Da hätten wir also ein evangelisches Inquisitionsgericht in bester Form. Calvin wurde deshalb nicht mit Unrecht der „Papst von Genf" genannt. Die Katholiken, die ihn nicht füglich „Papst" nennen konnten, ohne eine Blasphemie zu begehen, und doch andeuten wollten, daß er die weltliche und geistliche Autorität in seiner Person vereinige, hießen ihn den „Kalifen von Genf". Nun, Papst oder Kalif, auf den

Titel kommt nichts an. Die Hauptfrage ist, ob er die erworbene Gewalt zu seinem eignen Nutzen oder zum Besten des Gemeinwohls anwendete, und da muß denn rühmend hervorgehoben werden, daß er nicht das Geringste für sich in Anspruch nahm, sondern stets nur das Allgemeine im Auge hatte. So wenig wir daher Calvin's absolutes Gebahren und die einzelnen Auswüchse seiner reformatorischen Thätigkeit, wie namentlich jenen Bann und jenes Glaubens- und Sittengericht, in Schutz zu nehmen uns berufen fühlen, so wenig können wir doch auf der andern Seite leugnen, daß er durch seine Uneigennützigkeit, seine Aufopferungsfähigkeit, seine strenge Tugend und seinen glänzenden Geist vor allen Andern der Herrschaft würdig war. Genf hatte wenigstens das Regiment dieses Mannes, der für einen Fehler zehn Vorzüge aufweisen konnte, nicht zu bereuen. Es blühte unter seiner Leitung sichtlich empor und nahm bald einen ausgezeichneten Rang unter den schweizerischen Republiken ein. *)

*) Hagenbach kommt in seinen „Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation", III, 138, bei der Beurtheilung Mornay's auch auf Calvin und den Papstnamen, den man diesem gegeben, zu sprechen. Er sagt dabei folgende bemerkenswerthe Worte: „Was liegt in diesem Namen anders, als das Anerkenntniß der Geistesüberlegenheit solcher Männer und der sittlichen Kraft,

Streng und schroff, wie die äußere Kirchenzucht, war auch die Lehre, welche Calvin verkündete. Wie in jener, prägte sich auch in dieser seine scharf markirte Persönlichkeit aus. Er ist, wenn auch nicht als der Stifter, so doch als der eigentliche Gesetzgeber der reformirten Kirche zu betrachten. Bis jetzt hatten sich die schweizerischen Reformirten blos durch die Abendmahlslehre von den deutschen Protestanten unterschieden. Sie sagten: „das bedeutet", diese: „das ist". Calvin fügte eine neue Unterscheidungslehre, die Lehre von der Gnadenwahl oder der Prädestination hinzu.

Es ist bekannt, daß schon Luther den Augustinischen Lehrsatz von der göttlichen Gnade zu dem Hauptpfeiler seines Systems machte, vornehmlich um dadurch dem Glauben an die Verdienstlichkeit der guten Werke an

---

die von ihnen ausgeht? Ursprünglich hatte ja auch das Papstthum diese Bedeutung, und so lange die Beherrschung der Gewissen in nichts anderm besteht, als in der Geltendmachung der ewigen Gesetze der Sittlichkeit gegenüber der Rohheit und Weichlichkeit der Welt und des Zeitalters, so lange hat diese Herrschaft (wir mögen sie nun eine päpstliche Gewalt nennen oder eine bischöfliche oder eine apostolische oder eine prophetische) eine hohe Bedeutung in der Geschichte der Menschheit, und wo einmal dieses Geschlecht von Päpsten ausstürbe, da wäre es um das Salz der Erde geschehen."

sich (d. h. ohne innere Reue und Besserung, der sogenannten Werkheiligkeit) entgegenzuwirken. Er sagte: Wir sind allzumal Sünder, und was wir Gutes haben, das haben wir von Gott, der aus lauter Gnade es uns darreicht; wir sollen also Gott gegenüber unser Nichts fühlen, uns vor ihm demüthigen, ihm bei Allem, was uns begegnet, die Ehre geben und ihm täglich und stündlich für die Liebe danken, womit er uns erlöst hat. Diesen Grundsatz nun trieb Calvin auf die äußerste Spitze. Er sagte: Ja, wir sind Sünder und haben schon durch die Erbsünde die ewige Verdammniß verdient; aber unser Unwerth ist so groß, daß wir nicht einmal der göttlichen Gnade entgegenkommen, uns ihrer würdig machen können; es ist daher eine ganz besondere Güte Gottes, wenn er Einige von uns zum ewigen Leben beruft; die Andern, denen diese Gnade nicht zu Theil wird, können sich nicht darüber beklagen, daß sie verdammt bleiben; denn sie haben nichts anderes verdient und auf eine Bevorzugung keinen Anspruch zu machen; Gott begeht gegen sie keine Ungerechtigkeit, da er ja ganz nach freier Willkühr verfügen kann. Auf diese Voraussetzungen baute er sodann das furchtbare Dogma: Gott hat wirklich von Anbeginn an nur eine bestimmte Zahl von Menschen aus der verdorbenen Masse herausgehoben und zum ewigen Leben erwählt, während er die Andern der ewigen Verdammniß zu überlassen beschlossen hat. Der Mensch

kann nichts thun, diesem ewigen Rathschlusse Gottes sich zu entziehen.

Hiermit war die moralische Freiheit des Individuums völlig verworfen und als alleiniger Grund der Seligkeit oder der Verdammniß der Menschen der unbedingte Rathschluß Gottes erklärt. Also um die Freiheit des göttlichen Willens zu retten, mußte die des menschlichen zu Grunde gehen! Ein wahnsinniger Grundsatz, den nur die Consequenzmacherei einer dem Leben entfremdeten Theologie gebären konnte!

Lange sträubten sich die schlichten Gemüther der Schweizer, eine Lehre anzunehmen, gegen die sich ihr sittliches Gefühl empörte. Allein endlich siegte Calvin's Hartnäckigkeit und gewandte Dialektik. Zwingli und Oekolampadius, die allenfalls noch die Sache des gesunden Menschenverstandes gegen seine gelehrte Uebersichtigkeit hätten führen können, waren todt *) und Bullinger in Zürich fühlte sich dem rüstigen Kämpfer gegenüber zu schwach, als daß er ihm lange hätte widerstehen sollen. So kam der Satz von der absoluten Prädestination in die helvetische Confession, die von Bullinger verfaßt und 1560 herausgegeben wurde. Auch bei den späteren Bekenntnißschriften der reformirten Kirche war Calvin's Einfluß vorherrschend.

*) Oekolampadius war am 21. November 1531 in einem Alter von 49 Jahren zu Basel gestorben.

Noch einen Punkt müssen wir berühren, und er ist der dunkelste in Calvin's Lehre. Er stellte nämlich unter Anderm den Grundsatz auf, daß man sogenannte Ketzer — d. h. solche, die anders denken, als die Kirche — an Leib und Leben strafen dürfe. Das war derselbe Mann, der früher seine Glaubensgenossen gegen den König Franz, der sie zum Feuertode verdammte, in eindringlichen Schriften vertheidigt hatte! Aber so pflegt es zu gehen. Ist eine Kirche einmal Staatskirche geworden, so glaubt sie allein die Wahrheit gepachtet zu haben, und Jeder, der abweichende Ansichten hat, gilt ihr als Verbrecher. Bei der protestantischen Kirche war es nicht anders. Luther zeigte sich zwar stets als entschiedenen Gegner der gewaltsamen Wahrheitsverbreitung, mochte sie nun durch das Schwert des Kriegers oder das des Henkers geschehen. Aber die späteren Häupter des Protestantismus wußten nichts von dieser weisen Mäßigung, und es fielen an mehr als einem Orte — dem Princip der Reformation zum Hohne — Opfer der Unduldsamkeit.

Auch Calvin's Hände blieben nicht rein von Blut. Der oben erwähnte Grundsatz hatte für ihn nicht blos eine theoretische, sondern auch eine praktische Bedeutung. Dies mußten Mehre, die mit seinen Glaubensansichten nicht übereinstimmten, zu ihrem Schaden erfahren. Glücklich Diejenigen, die noch mit Verbannung wegkamen! So

ein gewisser Bolsek, der sich in die Lehre der Gnadenwahl nicht finden konnte. Desgleichen der gelehrte Sebastian Castellio, der, ein Savoyarde von Geburt, erst durch Calvin's Verwendung ein Schulrectorat in Genf erhalten, sich aber später mit ihm entzweit hatte, weil er in manchen Punkten freisinniger dachte, als sein mächtiger Freund. *)

Bei weitem schlimmer erging es dem geistreichen Spanier Miguel Servedo oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Michael Servetus. Dieser, seines Standes ein Arzt, hatte sich frühzeitig mit theologischen Forschungen abgegeben und, nachdem er sein bigottes Vaterland verlassen, in Frankreich und Italien durch seine neue Auffassung der Dreieinigkeitslehre Aufsehen gemacht. Er meinte nämlich, nur Gott dem Vater könne im höchsten Sinne das Prädicat Gott zukommen; Sohn und Geist ständen niedriger und könnten nur bedingungsweise als göttlich betrachtet werden. Bekanntlich war diese Ansicht schon in den frühern Zeiten der christlichen Kirche mit geringen Modificationen von Arius und Sabellius aufgestellt, aber durch die damaligen Concilien als ketzerisch verworfen worden. Eine Verurtheilung hielt indeß Servet noch für keine Widerlegung; er suchte also

*) Castellio starb 1563 zu Basel als Professor der griechischen Sprache, 48 Jahre alt Sein Hauptwerk ist eine Bibelübersetzung.



Servet's Verbrennung.



Coligny's Ermordung.

den alten Lehrbegriff, der seiner eignen Denkweise zusagte, aus dem Schutte der Kirchengeschichte hervor, gab ihm eine neue Gestalt, schrieb eine scharfsinnige Schrift darüber und fand bald Gleichgesinnte. Namentlich waren es in Italien die beiden Socine, Lälius und Faustus, welche mit Servet übereinstimmten, gleich ihm an der Einheit Gottes festhielten und Sohn wie Geist nur als verschiedene Aeußerungen und Arten der Offenbarung auffaßten. Von ihnen erhielt auch die ganze Richtung den Namen, indem sie fortan in der Kirche als die socinianische bezeichnet wurde.

Was die Reformatoren anlangt, so hatten sie die Lehre von der Dreieinigkeit so angenommen, wie sie auf den alten Synoden bestimmt worden war. In dieser Beziehung waren sie mit den Katholiken einig. Die Bestrebungen Servet's mußten ihnen daher als gefährliche und verderbliche Neuerungen erscheinen. Aus diesem Grunde hatte sich Calvin schon während seines Aufenthalts in Paris mit ihm entzweit und selbst der sanfte Oekolampadius hatte ihn brieflich ermahnt, von seinen Irrlehren abzustehen. Da geschah es einst, daß Servet durch Genf reiste. Dies nahm das heilige Presbyterium als einen Wink von Oben, die Welt von einem großen Aergernisse zu befreien. Servet wurde mit Verletzung des Gastrechts verhaftet, vor das geistliche Tribunal gestellt und, wenn auch nicht gerade durch Calvin selbst,

so doch mit seiner Billigung und unter seiner Autorität zum Feuertode verurtheilt.

Am 27. October 1553 ward der blutige Richterspruch vollzogen. Auf einer Anhöhe vor Genf war der Holzstoß geschichtet. In feierlichem Zuge bewegten sich Rath, Geistlichkeit und Einwohnerschaft, das Opfer in der Mitte, zur Richtstätte. Ehe der Verurtheilte dem Henker übergeben ward, forderte ihn Farel auf, die Umstehenden zu bitten, daß sie für ihn beten möchten, und dann sein Gebet mit den ihrigen zu vereinen. Servet leistete der Aufforderung Folge; dann schwieg er. Aber die frommen Anrufungen fuhren fort, zum Himmel aufzubringen, während der Unglückliche, für den diese Gebete gethan wurden, stillschweigend den Scheiterhaufen bestieg. In der Mitte der Holzbündel, welche ihn verschlingen sollten, erhob sich ein Pfahl, an den ihn der Henker mit eisernen Banden befestigte. Sein Buch, Ursache und Begleiter seiner Todesqual, war an seine Seite geheftet; auf seinem Kopfe befand sich eine Krone von Laubwerk, das mit Schwefel getränkt war. Plötzlich strahlte vor seinen Augen die mörderische Fackel. Der Anblick des Feuers entriß ihm einen Schrei des Entsetzens, welcher die Zeugen dieser düstern Scene zittern machte. Bald hatten ihn die Flammen erreicht; sie verzehrten ihn, und ehe noch eine Stunde verflossen war, blieb von Servet

auf Erden nichts als zerstreute Asche, ein berühmter Name und ein trauriges Andenken. *)

So arbeiteten die von dem päpstlichen Joche Befreiten in unseliger Verblendung selbst daran, das unduldsame Betragen ihrer katholischen Gegner durch eigne empörende Unduldsamkeit zu rechtfertigen. Denn konnte man nun nicht auch auf sie anwenden, was Luther einst den Katholiken vorwarf: „Mit dem Tode lösen sie alle Argumente!“? Konnte nicht das Witzwort eines der ihrigen: „in der römischen Kirche sei der Henker der unüberwindliche Doctor der Theologie, weil man ihm nicht mehr widersprechen könne“ — konnte, sag' ich, dieser beißende Scherz Farel's ihnen jetzt nicht mit vollem Rechte zurückgegeben werden? Es ist schmerzlich, zu sehen, wie selbst die Guten und die Besten einer Periode, wie selbst ein Farel, ein Beza, ein Calvin sich dem finstern Wahne ihrer Zeit nicht entziehen können. Denn das Bluturtheil über Servet sprach nicht etwa Calvin allein, es sprach es mit ihm gewissermaßen die ganze Zeit aus. Als Beweis dafür mag der Umstand gelten, daß die eingeholten Gutachten der Schwesterkirchen zu

*) Schätzenswerthe Nachrichten über Servet's Proceß und Ende hat der Genfer Rilliet-Decandolle in einem Aufsatze niedergelegt, welcher in den Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève (1845) erschienen ist.

Zürich, Schaffhausen und Bern sämmtlich für die Todesstrafe ausfielen und daß selbst Melanchthon, der milde und weiche Melanchthon das harte Verfahren nicht zu mißbilligen wagte. Servet's Lehre ward als Irrlehre, eine Irrlehre aber als Gotteslästerung betrachtet, und ein Gotteslästerer war des Todes schuldig. „Wer nicht an den Sohn glaubt, der glaubt auch nicht an den Vater. Wer aber an keinen Gott glaubt, der glaubt auch an keine Tugend, keine Unsterblichkeit, keine Vergeltung, der ist ein Bösewicht, welcher die Sicherheit des Staates gefährdet. Weg mit einem solchen!" Das war die Logik der Zeit, und Calvin's Schuld bestand am Ende nur darin, daß er sich nicht über diese seine Zeit zu erheben vermochte, was man allerdings von einem so befähigten Manne hätte erwarten dürfen. Hierin steht uns Luther ungleich höher. Auch er theilte in vielen Dingen nicht nur den Glauben, sondern auch den Aberglauben seiner Zeit; aber in dem einen Punkte der Toleranz stand er über ihr, und was er auch geirrt haben mag, sein Irrthum kostete nie einem Menschen das Leben.

Calvin lebte noch 11 Jahre. Am 27. Mai 1564 starb er, 55 Jahre alt, nachdem ihm Farel bereits in die Ewigkeit vorangegangen. *) Sein Werk setzte sein be-

*) Joh. v. Müller's Urtheil über Calvin, s. „Luthers Leben", III, 340.

rühmter Schüler Theodor Beza fort, welcher die 1558 gestiftete Genfer Universität zur glücklichen Rivalin Wittenbergs erhob. Unter seinem Einflusse breitete sich der Calvinismus immer weiter aus. Während das Lutherthum sich von Deutschland aus hauptsächlich nach Dänemark und Schweden ausdehnte, auch in Polen und Ungarn Anklang fand, wirkte der Calvinismus vorzüglich auf Frankreich, die Niederlande, England und Schottland. Unter den Puritanern Englands sprach sich das sittliche Extrem desselben, der moralische Rigorismus, am grellsten aus, mehr oder minder abstoßend sodann in dem Methodismus mit seinen verschiedenen Formen.

Fünftes Capitel.

Die Hugenotten in Frankreich.

O fünfzehnhundertzweiundsiebenzig!
Ha, wie da Pulverdampf die Giebel bräunte!
Ha, wie da schießend aus dem Fenster sich
Hervorbog jener Karl der Neunte!
Auch Er, ein Allerchristlichster, o Schmach!
Anschrie und hetzt' er seine Söldnerrotten,
Bis wehrlos auf dem Boden lag
Die beste Kraft der Hugenotten!
Freiligrath.

In Frankreich hatte die Reformation gleich anfangs einen empfänglichen Boden gefunden. Die Königin Margaretha von Navarra, Schwester des Königs Franz I., war eine große Gönnerin der evangelischen Lehre und an ihrem Hofe fanden alle um des Glaubens willen Verfolgte einen sichern Zufluchtsort. Durch

ihr Beispiel ermuthigt, hatten sich schon um's Jahr 1521 in mehrern Städten kleine evangelische Gemeinden gebildet. In Meaux beförderte der dortige Bischof Briçonnet die Reformation; in Grenoble wirkte 1523 Maigret und Pierre Sebevilla, in Paris 1524 Pierre Caroli, dem jedoch bald das Handwerk gelegt wurde. Der uns aus „Luthers Leben" (III, 173) wohlbekannte François Lambert aus Avignon, später Reformator in Metz und Hessen, streute als Wanderprediger mit unermüdlichem Eifer den Samen der evangelischen Lehre aus. Doch bald riefen die Erfolge des reformatorischen Strebens die Verfolgung wach und lange Zeit schleppte sich der französische Protestantismus nur noch in dem Blute seiner Märtyrer fort.

Am 19. August 1525 wurde zu Nancy ein Deutscher, Wolfgang Schuch, der in dem lothringischen Städtchen Saint-Hippolyte gegen den Bilderdienst, das Fasten und andere Mißbräuche gepredigt hatte, öffentlich verbrannt. Dasselbe Loos traf 1529 den königlichen Rath Louis Berquin. Am 29. Januar 1535 hielt König Franz I. zu Fuß, mit entblößtem Haupte, von seinen drei Kindern und sämmtlichem Hofgeschmeiße begleitet, einen feierlichen Umgang in Paris zu Ehren der heiligen Genoveva. Um die fromme Feier glanzvoller zu machen, wurden zu derselben Zeit auf den Hauptplätzen der Stadt sechs als Protestanten verdächtige

Menschen öffentlich verbrannt. Die Geschichte hat uns die Namen von fünf derselben aufbewahrt; es waren: Nicolas Valeten, ein Einnehmer von Nantes, Barthelemy Milo, ein Schuhmacher, Henri Poille, ein armer Maurer, Jean dü Bourg und Etienne de la Forge, zwei Kaufleute aus Paris.

Aber mit dem Hinschlachten Einzelner begnügte man sich nicht. Der Tiger des Fanatismus hatte einmal Blut geleckt und verlangte nun, sich darin zu baden. In den Thälern der Provence wohnten harmlos und friedlich die Waldenser, die schon seit dem zwölften Jahrhundert sich von dem römischen Götzendienste abgewendet hatten. In frühern Zeiten blutig verfolgt, waren sie von Franzens Vater, Ludwig XII., geschützt worden. Der aufgeklärte Fürst hatte ihren Gegnern zugerufen: „Laßt sie gehen; sie sind bessere Christen, als wir!“ Unter Franz I. wurde leider Alles anders. Jean Meynier, Baron von Oppède, wußte den König mit Haß gegen die Ketzer zu erfüllen, und 1545 brach das Ungewitter über sie los. Oppède, ein systematisch unbarmherziger Mann, rückte mit starker Truppenmacht, einen Vernichtungsbefehl des Parlaments von Aix in der Hand, in die Provence ein. Die Menschenjagd begann. Die Wohnsitze der Waldenser, das schmucke Städtchen Cabrière, der blühende Flecken Merindol und 28 Dörfer wurden in Asche gelegt und der Erde

gleich gemacht; 4000 arbeitsame, fleißige Menschen kamen um's Leben und 700 mußten als Ruderknechte auf die Galeeren wandern. Wer sich retten konnte, flüchtete in die piemontesischen Gebirge. Solche Gräuel machten selbst den leichtsinnigen König stutzig. Er wollte seine Hände in Unschuld waschen und verbannte den Henker Oppède für immer aus seinem Angesicht. Das ist die gewöhnliche Manier der Tyrannen. Erst befehlen sie eine Schandthat an und dann verleugnen sie das Werkzeug, das ihren Willen vollstreckt hat. Nun soll die zürnende Welt glauben, sie seien bei der Sache gänzlich unbetheiligt. Elender Kunstgriff feiger Frevler! Als wenn Der, welcher einen Banditen bezahlt, nicht eben so gut ein Mörder wäre, als der Bandit selbst, der den tödtlichen Streich führt!

Daß übrigens Franzens Reue nur eine erheuchelte war, bewiesen neue Verfolgungen im Jahre 1546. Diesmal galt es der evangelischen Gemeinde zu Meaux. Sie wurde eines Tages, als sie eben Versammlung hielt, überfallen und 60 ihrer Mitglieder gefangen nach Paris geschleppt. Ihr Proceß war kurz. Vierzehn, unter ihnen der Vorsteher Pierre Leclerc, ein Wollkämmer, wurden gefoltert und verbrannt, die Uebrigen mit schweren Leibesstrafen und Landesverweisung belegt. Aehnliche Hinrichtungen fanden zu Sens, Angers ꝛc. statt.

Als Franz I. 1547 an der Krankheit starb, die von dem Volke, das er beherrschte, den Namn trägt, wagten die Protestanten Hoffnungen zu fassen, die sich nur zu bald als vergeblich erwiesen. Heinrich II. war so schlimm, wie sein Vater. Was von ihm in religiöser Hinsicht zu erwarten sei, offenbarte er gleich bei seinem feierlichen Einzuge in Paris 1549, wo er, um dem Volke ein Vergnügen zu bereiten, mehre Menschen um des Glaubens willen verbrennen ließ. Zwei rohe Soldaten, ein ehrgeiziger Pfaffe und eine Buhldirne beherrschten sein Gewissen und reizten ihn zu dem blindesten Ketzerhasse auf. Er führte die Inquisition ein und übergab derselben 1551 durch das sogenannte Edict von Chateaubriant alle Ketzer seines Reichs. In Folge dessen loderten denn auch bald in Paris, Dijon, Orleans, Bourges, Lyon und andern französischen Städten zahlreiche Scheiterhaufen empor. Und dies war derselbe Heinrich, der den Protestanten in Deutschland seine Hülfe gegen den Kaiser anbot. Das nannte man Politik. Ein herrliches Gemälde, diese französische Königswirthschaft!

Heinrich's Gemahlin war eine Italienerin von seltner Schönheit, großen Geistesgaben und eben so großer Sittenlosigkeit. Wer kennt nicht Katharina von Medicis! An ihren Namen knüpft sich mehre Jahrzehnte hindurch das vielgestaltige Unglück Frankreichs. Sie, die Nichte

eines Papstes, machte Paris zu einem Lasterpfuhl und den Hof zu einer Pestbeule.

Eines Tages fällt es dem Könige ein, in's Parlament zu gehen und die Parlamentsräthe um ihre Ansicht über die Religionssachen zu fragen. Unter diesen Räthen befand sich ein Mann von rücksichtsloser Freimüthigkeit und protestantischen Ueberzeugungen, Annas dü Bourg. Als an ihn die Reihe kam, dem Könige zu antworten, sagte er demselben frei und offen in's Gesicht, daß er es für das größte Unrecht halte, Menschen wegen ihrer religiösen Grundsätze auf den Scheiterhaufen zu schicken, während man am Hofe das unchristlichste Leben führe, der schamlosesten Sittenlosigkeit fröhne, Meineid, Ausschweifungen, Ehebruch und alle nur erdenkliche Laster walten lasse. Der König war wie versteinert. Indessen was thut ein Despot, wenn ihm die Wahrheit gesagt wird? Heinrich machte es, wie Herodes mit Johannes dem Täufer. Er ließ den kühnen Sprecher greifen und in die Bastille abführen, wo er in einen scheußlichen Käfig geworfen wurde. Niedrige Creaturen, die sich Richter nannten, leiteten sofort den Proceß gegen ihn ein, und schon freute sich Heinrich auf die Hinrichtung des verhaßten Mannes, als ein unerwarteter Tod seinem Regimente ein Ende machte. Bei einem Turniere, das er zur Feier der Verlobung seiner Tochter mit König Philipp II. von Spanien gab, em-

pfing er von Montgommery's Hand aus Versehen einen Lanzenstoß in's Auge, woran er am 10. Juli 1559 starb.

Sein Tod äußerte inzwischen keinen Einfluß auf dü Bourg's Proceß. Unter Heinrich's ältestem Sohne und Nachfolger dauerte die protestantenfeindliche Richtung des französischen Hofes fort. Franz II., ein unreifer Knabe von fünfzehn Jahren, war ein Spielzeug in den Händen seiner ränkevollen Mutter Katharina und der herrschsüchtigen Guisen, von denen wir bald Näheres hören werden. Auf Betrieb der Letzteren wurde am 20. December 1559 das Todesurtheil über Annas dü Bourg gesprochen. Ruhig hörte er es an und verabschiedete sich von seinen Richtern mit den Worten: „So lebet denn, Senatoren, und denket ernstlich darüber nach; ich aber, ich gehe in den Tod!" Darauf bestieg er den Karren, der ihn auf den Grèveplatz führen sollte. Dort starb er, ohne zu beben, ohne zu klagen, wie ein Mann, der schon lange weiß, daß sein Leben dem Henker gehört.

Kurz darnach folgte ihm eine muthvolle Frau, Marguerite Leriche, die ihn im Kerker zum Festhalten am Evangelium ermahnt hatte, auf den Scheiterhaufen. Noch viele Andere fielen der Verfolgungswuth zum Opfer. Wie in den ersten Zeiten des Christenthums, waren es auch diesmal die unteren Classen der Bevölkerung, aus deren Reihen die meisten Blutzeugen für die gereinigte Lehre hervorgingen. Die Geschicht-

schreiber der damaligen Periode nennen vorzugsweise Schneider, Schuster, Tischler, Maurer, Schlosser, Buchdrucker und sonstige Handarbeiter unter den Hingerichteten. Den Tod zu erleiden, schien diesen einfachen, glaubensfreudigen Menschen weit weniger schrecklich, als ihre Ueberzeugung zu ändern und dadurch der ewigen Seligkeit verlustig zu werden.

Mittlerweile war im Innern der evangelischen Partei eine nicht unwichtige Veränderung vorgegangen. Als die Reformation angefangen hatte, in Frankreich Anhänger zu finden, hatten sich dieselben fast ausschließlich an das lutherische Bekenntniß gehalten. Als aber in Calvin ein neuer Stern aufging, neigten sich die Franzosen diesem um so mehr zu, als er ihr Landsmann, mithin sowohl durch Ursprung als Charakter ihnen verwandt war. Der Einfluß des Genfer Reformators wurde endlich so bedeutend, daß die reformirte Confession über die lutherische in Frankreich einen vollständigen Sieg davon trug, so daß beinahe die meisten Gemeinden sich zu ersterer bekannten. Alle nichtkatholischen Christen aber, mochten sie nun lutherisch oder calvinistisch sein, wurden mit dem gemeinschaftlichen Parteinamen der Hugenotten belegt. Woher dieser Name entstanden, hat sich nicht mit Gewißheit ermitteln lassen. Einige leiten ihn von einem Genfer Parteihaupt, Namens Hugo oder Hugues, ab, Andere von dem alten fabelhaften Frankenkönige Hugo,

den die Sage Nachts als Gespenst umherwandeln ließ. Da nun die Protestanten in frühern Zeiten ihre Versammlungen im Verborgenen und bei Nacht hielten, so sollen ihnen ihre Feinde den Spottnamen „Hugenotten" gegeben haben, um sie dadurch gleichsam als unheimliche Nachtgespenster zu bezeichnen.

Sei dem, wie ihm wolle: die Hugenotten waren im Laufe der Zeit eine Macht im Staate geworden; denn die Verfolgungen hatten, wie gewöhnlich, keinen andern Erfolg gehabt, als der neuen Lehre einen reißend schnellen Fortgang zu sichern. Nicht mehr waren es blos Arme und Niedere, welche derselben anhingen, sondern Leute aus den edelsten Geschlechtern und den höchsten Kreisen des Landes. Die Tochter der obenerwähnten Margaretha von Navarra, Jeanne d'Albret, eine Frau von kühnem, fast männlichem Charakter, stand an der Spitze der Neugläubigen. Ihr Gemahl, König Anton von Navarra, theilte ihre Ueberzeugungen, obwohl er nicht die Energie und Klarheit seiner Gattin besaß. Die vornehmsten Hugenotten nach diesen waren: Prinz Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, Admiral Coligny und dessen Bruder Franz, Herr von Andelot.

Die beiden Coligny's stammten aus dem mächtigen Hause Chatillon; Jeanne, Anton, Ludwig und Condé aber gehörten zu den Bourbonen, die durch ihre Ab-

stammung von Ludwig dem Heiligen gegründete Ansprüche auf den französischen Königsthron hatten, der jetzt in den Händen der Linie Valois war. Ihnen gegenüber standen die Guisen, ein lothringisches Grafengeschlecht, das wegen mannichfacher Verdienste am Hofe und im Felde zur Herzogswürde erhoben worden war. Die bedeutendsten Persönlichkeiten unter ihnen waren: Franz von Guise, ein unbezwingbarer Krieger, und Karl von Guise, der sogenannte Cardinal von Lothringen, ein schlauer und höchst talentvoller Priester. Schon mächtig unter Heinrich II., übten sie auf Franz II., namentlich seit dessen Vermählung mit ihrer Nichte, Maria Stuart von Schottland, einen unbeschränkten Einfluß, und diesen Einfluß stellten sie dem Katholicismus zu Gebote. Auf ihre Seite traten daher alle diejenigen Großen, welche den alten Glauben begünstigten, während zu den Bourbonen alle die hielten, die der Reformation zugethan waren. Der Haß zwischen den Guisen und Bourbonen hatte indeß seinen Grund nicht allein in der Religion; auch die Politik hatte ihren Antheil daran. Die Guisen wollten Niemanden neben sich aufkommen lassen und die Bourbonen fanden die Herrschaft dieser Emporkömmlinge unerträglich. So vermischten sich weltliche und geistliche Interessen, um die gegenseitige Abneigung unheilbar zu machen.

Katharina von Medicis, welche erst lange zwischen

beiden Partrien geschwankt hatte, entschied sich endlich für die Guisen. Sie fürchtete allerdings deren Ehrgeiz; aber die Lust am Bösesthun, die sie in Verbindung mit der fanatisch-katholischen Partei besser zu befriedigen hoffen durfte, überwog zuletzt alle Bedenklichkeiten. Die Hugenotten, die sich aus dieser Vereinigung mit Recht nicht viel Gutes versprachen, suchten durch einen entscheidenden Streich den Absichten ihrer Feinde zuvorzukommen. Es bildete sich 1560 eine Verschwörung, an der sehr viele Edelleute Theil nahmen, die sogenannte Verschwörung von Amboise. Der Zweck derselben war, die Stadt Blois, wo sich der Hof eben aufhielt, mit gewaffneter Hand zu überfallen, die Guisen gefangen zu nehmen und sich der Person des Königs zu bemächtigen. Doch die Verschwörung wurde, wie es gewöhnlich geht, vor dem Ausbruche entdeckt. Der Hof zog sich in das feste Schloß Amboise zurück und die Verschwornen sahen sich genöthigt, sich in das Schloß Noizai zu werfen. In einem Gefechte, das vor den Mauern desselben geliefert wurde, verlor Larenaudie, die Seele des Unternehmens, sein Leben. Bald nach ihm fiel auch die Feste. Rachedürstend zogen die Königlichen in Noizai ein und hielten blutiges Gericht über die tapfere Besatzung, welche verschmäht hatte, die Waffen zu strecken. Gegen 1200 streitbare Männer wurden an den Festungsmauern aufgehängt oder in den Wellen

der Loire ertränkt. Katharina von Medicis, Maria Stuart und die Prinzen des königlichen Hauses weideten sich von einem Balkone des Schlosses aus an dem gräßlichen Schauspiele.

Mittlerweile hatte Prinz Condé einen Versuch gemacht, Lyon zu überrumpeln; aber ohne Erfolg. Die Guisen schworen ihm dafür den Untergang. Durch heuchlerische Versprechungen lockten sie ihn nach Orleans, wo ein Reichstag abgehalten werden sollte. Kaum dort angekommen, wurde er ergriffen und als Meuterer vor ein Gericht gestellt, das ihn zum Tode verurtheilte. Ehe indeß noch das Urtheil vollzogen werden konnte, starb König Franz II., am 5. December 1560. Ihm folgte sein Bruder Karl, Heinrich's II. zweiter Sohn, in der Regierung.

Karl IX. war erst 11 Jahre alt, als er den königlichen Thron Frankreichs bestieg. Es trat daher die Nothwendigkeit einer Regentschaft ein, und diese wurde in die Hände seiner Mutter Katharina gelegt. Das arglistige Weib, das bereits der böse Genius zweier Könige gewesen, wurde nun auch die Verderberin des dritten. Denn Karl, der ohnehin einen natürlichen Hang zur Grausamkeit hatte, konnte unter solcher Leitung nichts anderes werden, als was er wirklich wurde, ein verabscheuungswürdiger Tyrann.

Die Umtriebe der Guisen, die nie geruht hatten,

traten unter Katharinens Regentschaft sofort stärker hervor. Drei Männer, die sich bis jetzt feindlich gegenüber gestanden, schlossen am Osterfeste 1561 zur Aufrechthaltung des katholischen Glaubens und der seitherigen Verfassung der französischen Monarchie einen Bund, den sie durch gemeinschaftlichen Genuß des heiligen Abendmahls besiegelten. Wer waren diese Männer, die sich vermaßen, die Zukunft Frankreichs zu bestimmen? Der Eine hieß Franz von Guise und ist uns wohl bekannt; der Zweite war der Kronfeldherr Amas von Montmorency, der Dritte der Marschall von Saint-André. Außerdem stand ihnen ein geheimer, doch mächtiger Gönner und Genosse zur Seite. Er wohnte zwar jenseits der Pyrenäen; aber sein Arm reichte bis Paris. Dies war König Philipp von Spanien, dem die Zerrüttung Frankreichs und der Sieg des Katholicismus gleichmäßig am Herzen lagen. Er erkannte in den Verschwornen passende Werkzeuge für seine Pläne und stellte ihnen reichliche Geldmittel, so wie Unterstützungen jeder Art zur Verfügung.

Das Triumvirat arbeitete rüstig an der Verwirklichung der finstern Absichten, die wir so eben angedeutet haben. Dabei stand ihm nur ein Mann im Wege, der edle Kanzler Michael de l'Hôpital. Dieser einflußreiche und aufgeklärte Katholik bot alle seine Kräfte auf, um die beiden feindlichen Religionsparteien einan-

der näher zu bringen und die Ränke der Guisen zu vereiteln. In dem Edict von Romorantin, das auf seinen Betrieb im Mai 1560 erlassen worden war, hatte er die sogenannten Ketzer wenigstens der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen, während nach dem früher erwähnten Edict von Chateaubriant sowohl die weltliche, als die geistliche Macht das Recht hatte, die Hugenotten zu plagen und zu vertilgen. In einer Versammlung der Großen des Reichs zu Fontainebleau am 21. August 1560, so wie auf dem Reichstage zu Orleans in demselben Jahre hatte er Frieden und Versöhnung gepredigt. Im Juli 1561 wirkte er wieder ein königliches Edict, das sogenannte Juliedict, aus, wornach die „Ketzer" nicht mehr mit dem Tode, sondern höchstens mit Landesverweisung bestraft werden sollten. Darauf veranstaltete er zu Ausgleichung der religiösen Irrungen ein öffentliches Religionsgespräch, das im Sept. 1561 in der Abtei Poissy stattfand. Hierbei erschienen als Disputanten von reformirter Seite Theodor Beza und Petrus Martyr Vermilio, von katholischer der Cardinal von Lothringen und der Jesuit Lainez. Das Gespräch nahm zwar denselben unbefriedigenden Ausgang, wie alle andern Gespräche dieser Art, d. h. kein Theil vermochte den andern zu überzeugen; aber die reformirten Theologen hatten sich doch (im Gegensatze zu ihren Widersachern, die mit „Affen," „Füchsen," „Un-

gethümen" und ähnlichen Schimpfworten um sich warfen) von einer so vortheilhaften Seite gezeigt, daß es dem Kanzler gelang, die Regentin zu Unterzeichnung eines neuen Edictes zu bewegen, wodurch den Hugenotten unter gewissen Beschränkungen das Recht des öffentlichen Gottesdienstes zugestanden wurde. Dieser Erlaß, der den Namen des Edictes von Saint-Germain-en-Laye oder, weil er vom 17. Januar 1561 datirt war, des Jännerediectes führt, hatte die wichtige Folge, daß nun auch Solche, welche bisher aus Furcht bei der alten Kirche geblieben waren, offen zur neuen übertraten.

Das war den Guisen und ihrem Anhange zu viel. Vierzig Jahre lang hatte man Feuer und Schwert angewendet, um den Samen der ketzerischen Lehre, der auf Frankreichs Boden gefallen war, auszurotten, und nun sollte Alles vergeblich gewesen sein! Nun sollte der Kanzler durch sein allmähliges, stufenweises Fortschreiten die Neugläubigen beinahe auf denselben Punkt staatlicher Berechtigung gebracht haben, auf welchem die Altgläubigen standen! Schon der Gedanke daran war den katholischen Fanatikern unerträglich. „Verwünschtes Edict!" rief Herzog Franz von Guise und schlug dabei an sein großes Schlachtschwert, „mit dem da will ich ein Loch hinein machen!" Diese Worte waren leider in seinem Munde keine leere Drohung; er ließ ihnen schnell die

blutige That folgen. Auf einer Reise durch die Champagne kam er in das Städtchen Vassy. Im Begriff, sich in die dortige Kirche zu begeben, um eine Messe anzuhören, hörte er das Geläute, welches die Hugenotten zum Gottesdienste rief. Alsbald brach er in Verwünschungen gegen die verhaßte Sekte aus. Seine Begleiter verstanden den Wink und verfügten sich, bewaffnet, wie sie waren, vor die Scheune, wo die Hugenotten, etwa 800 an der Zahl, ihre Betversammlung abhielten. Die Herzoglichen fingen damit an, daß sie fürchterlich lärmten und auf die Ketzerbrut schimpften; dann schlugen sie das Scheunenthor ein und machten von ihren Waffen Gebrauch. Die Hugenotten konnten sich nur mit Steinen und Schemelbeinen wehren. Inzwischen kam der Herzog aus der Messe. Der Knall der Flinten- und Pistolenschüsse belehrte ihn über das, was vorging. Mit gezogenem Degen stürzte er auf den Schauplatz des Kampfes. Ein Stein, der ihm in diesem Augenblicke an den Kopf flog, war ein willkommener Anlaß für ihn, auf die Hugenotten einzuhauen. Es entstand ein gräßliches Gemetzel; Männer, Weiber, Greise und Kinder fielen unter den Streichen der Wüthenden. Gegen 60 Hugenotten wurden getödtet, gegen 200 verwundet. Als der Herzog nach Paris zurückkehrte, erntete er die ungemessensten Lobsprüche für seine Heldenthat. Man pries ihn als den „Helden der Kirche,“

als einen „neuen Maccabäus.“ Die Reformirten freilich nannten ihn einen „Herodes.“

Die Straflosigkeit, welche die von Guise verübte Schandthat fand, munterte Andere zu ähnlichen Excessen auf. In Paris wurden die gottesdienstlichen Versammlungen der Hugenotten auseinandergesprengt, indem man Feuer unter die Kanzeln und Kirchenbänke legte. In Cahors strömte der Pöbel auf den Schall der Sturmglocke zusammen, umzingelte das reformirte Bethaus, warf Feuer hinein und machte die angstvoll aus allen Thüren hervorstürzenden Hugenotten mit kalter Grausamkeit nieder. Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird; so die Hugenotten von Cahors. Sie überfielen einen Edelmann, Namens de Fumel, der bei jenen Greueln hauptsächlich thätig gewesen, auf seinem Schlosse und erwürgten ihn. Nun aber entlud sich erst der Grimm der Gegenpartei in seiner vollen Furchtbarkeit über sie. Von Katharina gesandt, rückten königliche Kriegsknechte in die Provinz Guyenne ein, angeführt von einem adligen Schergen, der den Titel Marschall trug. Montluc, eine wahre Büttelnatur, freute sich seines unmenschlichen Auftrags; er betrieb die Verfolgung der Hugenotten mit Lust und Leidenschaft. Zu Hunderten ließ er sie aufgreifen, und der Spruch, der von seinem Richterstuhle herab erscholl, lautete allemal auf Tod. In der Regel machte er sich selbst das Ver-

gnügen, den Angeklagten die Köpfe herunterzuschlagen; erlahmte sein Arm, so übergab er die Uebrigen seinen „Lakaien", den Scharfrichtern. In Cahors, Toulouse, Tours, Amiens, Sens und anderwärts floß das Blut in Strömen. Katharina hatte sich in ihrem Manne nicht verrechnet!

So wurde das Friedenswerk des edlen de l'Hôpital factisch zerstört. Das Jänneredict galt in den Augen der Katholiken nicht mehr, als ein gewöhnliches Stück Papier, und die Lage der Hugenotten war bedrohter denn je. In dieser Noth erstand ihnen in der Person des ritterlichen Condé ein Rächer. Dieser, der von Karl IX. aus seiner Haft befreit worden war, mit der Weisung, Paris zu meiden, hatte sich in das südliche Frankreich begeben und einige Streitkräfte gesammelt, mit denen er am 2. April 1562 Orleans besetzte. Von hier erließ er ein Manifest, in welchem er sich als den Vertheidiger der protestantischen Religionsfreiheit ankündigte. Er war dies in der That; denn das bisherige nominelle Oberhaupt der Hugenotten, der charakterlose König Anton von Navarra, war nach dem Gespräche von Poissy in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgetreten.

Condé's energischer Aufruf verfehlte seine Wirkung nicht. Ein großer Theil des französischen Adels und der Städte trat auf seine Seite. England und

Hessen schickten Hülfsvölker. Eine namenlose Begeisterung waltete in dem Heere der Hugenotten.

Aber auch die Guisen waren nicht saumselig und auch in ihrem Heere lebte der Geist religiösen Eifers. Von Spanien und der katholischen Urschweiz mit Truppen unterstützt, sah sich Herzog Franz bald in den Stand gesetzt, mit einer ansehnlichen Macht in's Feld zu rücken. Er belagerte zunächst das feste, von den Hugenotten besetzte Rouen. Während der Belagerung empfing Anton von Navarra, der jetzt unter katholischen Fahnen focht, mehrere Wunden, an denen er starb. Sein Tod war für keine von beiden Parteien ein Verlust; denn ein schwankendes Gemüth ist in Zeiten bürgerlicher Kämpfe nirgends etwas nütze.

Als Rouen eingenommen war, befleckte Guise seinen Sieg dadurch, daß er viele der Kriegsgefangenen hinrichten ließ. Er freilich glaubte sich durch die Hinschlachtung von Ketzern nicht zu beflecken, sondern zu ehren! Traurige Verblendung eines sonst in vielen Beziehungen achtbaren Kriegers!

Nach kurzer Rast in Rouen setzte sich die katholische Armee wieder in Bewegung, um den Feind aufzusuchen. Das Triumvirat, von dem wir oben sprachen, hatte sich in die militärische Leitung getheilt. Der Herzog führte den Oberbefehl; unter ihm commandirten Montmorency und Saint-André. Bei Dreux in der

Normandie stießen beide Heere auf einander. Am 18. December 1562 kam es zur Schlacht. Mit Ungestüm drangen die Hugenotten vor, und anfangs schien es, als wollte sich der Sieg auf ihre Seite neigen. Der Marschall von Saint-André wurde getödtet; Annas von Montmorency gerieth in Gefangenschaft. Aber Guise's überlegener Feldherrengeist wußte den Sieg, der schon halb seinen Händen enschlüpft war, bald wieder an seine Fahnen zu fesseln. Es gelang seiner Reiterei, den feindlichen Oberanführer Condé gefangen zu nehmen, und nun riß Verwirrung unter den Hugenotten ein. Sie wurden vollständig geschlagen. 30,000 Krieger hatten bei Dreux gekämpft und 8000 davon lagen todt auf dem Wahlplatze. Ein Beweis, mit welcher Erbitterung gestritten worden war.

Großer Jubel war in Paris, als die Nachricht von dem Siege bei Dreux anlangte. Man läutete mit den Glocken; man veranstaltete Processionen, Illuminationen, Maskeraden. Franz von Guise stand im Zenith seines Ruhmes; er war der Held des Tages. Wer hätte damals geahnt, daß diese Herrlichkeit so bald verschwinden, dieses stolze, kraftvolle Leben so jählings verlöschen werde! Nicht gewohnt, auf halbem Wege stehen zu bleiben, wollte Guise nicht eher in die Hauptstadt zurückkehren, als bis er die Hugenotten gänzlich vernichtet habe. Er zog daher mit dem Heere vor Orleans

und belagerte diese Stadt, die von d'Andelot tapfer vertheidigt wurde. Die Belagerung zog sich in die Länge und Guise entschloß sich, zu stürmen. Am Vorabende des Sturmes aber, am 24. Februar 1563, wurde er von einem hugenottischen Ueberläufer, Namens Poltrot de Mercy, mit einer vergifteten Kugel erschossen.

So starb Herzog Franz von Guise in einem Alter von 44 Jahren. Man kann ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er ein Mann von mehr als gewöhnlichem Geiste war. So rauh und hart er sich meistens zeigte, so fehlte es ihm doch weder an Würde, noch an Adel, noch an Größe. Er hatte jene eisenfeste Erziehung erhalten, welche die damalige kriegerische Zeit dem Soldaten gab. Er gefiel sich in kühnen Entwürfen; ihm behagte nichts Mittelmäßiges. Als Feldherr hatte er einen raschen Ueberblick und ließ selten eine Schwäche des Feindes unbenutzt. In keinem Gefechte besiegt, würde er als ein heller Ruhmesstern in der Geschichte Frankreichs strahlen, wenn sein Ehrgeiz sich ein edleres Ziel gesucht hätte, als die Unterdrückung der Glaubensfreiheit und die Verfolgung schuldloser Mitbürger.

Ob Mercy, der Mörder, das Verbrechen aus eigenem Antriebe verübte oder dazu von Jemandem gedungen war, hat sich bis jetzt noch nicht klar herausgestellt. Wäre indeß das Erstere der Fall, hätte er aus übel-

verstandenem Glaubenseifer den Feind seiner Partei getödtet, so würde er wenigstens im Verhöre nicht Coligny und Theodor Beza als Urheber des Mordgedankens angegeben haben. Der Wahrheit ziemlich nahe dürfte daher die Vermuthung kommen, daß Katharina von Medicis sich seines Armes zu der blutigen That bedient habe. Der Herzog war durch seinen Sieg zu populär, also dem herrschsüchtigen Weibe zu gefährlich geworden. Indem sie sich nun seiner entledigte, die Schuld der That aber auf die Schultern der Hugenotten wälzte, erreichte sie einen doppelten Zweck; sie schaffte sich einen Nebenbuhler in der Gewalt vom Halse und schuf den Neugläubigen neue Feinde. — Aber wie? Konnte Katharina als gute Katholikin so wahnsinnig sein, den besten Vorkämpfer des Katholicismus zu verderben und so ihrer eignen Sache empfindlich zu schaden? — Die Antwort auf diese Frage ergiebt sich leicht, wenn man bedenkt, daß Katharina eben keine gute Katholikin war, sondern nur ein leichtfertiges, herzloses Weib, dem die Religion nichts, die Herrschaft dagegen Alles galt. Es ist wahr, sie konnte die Hugenotten nicht leiden, weil deren strenge Sittengrundsätze ihr nicht zusagten. Aber sie würde sich auch ohne sonderlichen innern Kampf von der katholischen Kirche getrennt haben, wenn die Hugenotten gesiegt hätten. Dies erhellt aus ihren Aeußerungen, aus ihrem ganzen Thun und Treiben. Als

sich einst das falsche Gerücht von einem Siege der Protestanten verbreitete, rief sie gleichmüthig aus: „Wohlan, wir werden uns bequemen müssen, künftig den lieben Gott französisch anzurufen!“ Gleich als ob es sich nur um einen Wechsel der Mode gehandelt hätte! Dieses Weib huldigte nur einem Principe, dem Principe der Selbsterhaltung, des schnödesten Eigennutzes. Sie wollte die Allmächtige, die Alleingebietende im Staate sein; um welchen Preis, war ihr gleich. Der religiöse Eifer diente ihr blos als Maske, weil diese Maske ihren Zwecken förderlich war; sie hätte sie aber sofort weggeworfen, wenn sie nicht mehr passend gewesen wäre. So stellt sich das geistige Bild Katharinens dem Geschichtschreiber dar. Als Schwärmerin aus Ueberzeugung wäre sie blos schrecklich gewesen; als Schwärmerin aus Heuchelei erscheint sie verächtlich.

Ob einem solchen sittlichen Ungeheuer die Ermordung des Herzogs zugetraut werden kann, überlassen wir dem Urtheile des Lesers. Genug, als Guise gefallen war, konnte die katholische Partei nicht mehr daran denken, ihre Operationen gegen die Hugenotten fortzusetzen. Es kam zu einem Friedensschlusse, der am 19. März 1563 vom dem Hofe bestätigt wurde und in der Geschichte den Namen des Friedens von Amboise führt. Darin ward den Hugenotten Vergessenheit des Vergangenen, so wie die Gültigkeit der

frühern Duldungsedicte zugesichert. Außerdem verständigte man sich über die Auswechslung der Gefangenen, so daß Montmorency den Katholiken, Condé den Hugenotten zurückgegeben ward. So endete der erste französische Religionskrieg.

Doch auch dieser Friede war von Seiten der Katholiken nicht ernstlich gemeint, wie wir bald sehen werden.

Am 17. August 1563 wurde Karl IX. in einem Alter von noch nicht 14 Jahren von dem Parlament zu Rouen für mündig erklärt. Er nahm nun die Zügel der Regierung selbst in die Hände. Welch ein Fürst! Schon sein Aeußeres war abschreckend. Auf einem magern Körper, der auf langen, schlotterigen Beinen ruhte, erhob sich, durch einen schiefen Hals verbunden, ein spitziger Kopf mit braunrothem Haar, bleichem Gesicht, großer Nase und finstern, wildrollenden Augen. Noch häßlicher war sein Inneres. Düster, argwöhnisch, menschenfeindlich, Meister in der Verstellungskunst und Ketzerhasser sonder Gleichen, machte er der Erziehung seiner würdigen Mutter alle Ehre. Von frühester Jugend an war es sein größtes Vergnügen, Thiere zu quälen und Blut fließen zu sehen. Darum liebte er die Jagd leidenschaftlich; aber auch sie genügte seinem Blutdurste nicht völlig; er suchte ihn noch auf andere Weise zu befriedigen. Mit eigener Hand stach er Pferde todt. Begegnete er einem Esel, so bezahlte er ihn dem Eigenthü-

mer und schlug dann dem Thiere den Kopf ab. Ja, oft sah man ihn in dem Hofe seines Pallastes stehen und mit bloßen Armen in den blutigen Eingeweiden geschlachteter Schweine wühlen. Und dieser Mensch, der in einen Schlachthof unter die Genossenschaft roher Fleischerknechte gehörte, saß auf einem Throne und glaubte sich „von Gottes Gnaden" berufen, ein Volk zu beherrschen! Wie bald mußte ihn in solcher Stellung die Lust anwandeln, statt Thiere Menschen zu quälen, statt Thierblut Menschenblut zu vergießen! Merkwürdig dabei erscheint es, daß er nicht ganz ohne Bildung war und daß er die Rohheit seines Gemüthes durch einen gewissen geistreichen Firniß zu verdecken wußte. Als König freilich lernte er nichts mehr; denn er hielt es unter der Würde eines Königs, etwas zu lernen. Charakteristisch!

Was die Hugenotten von Karl IX. zu erwarten hatten, blieb ihnen nicht lange ein Geheimniß. Schon ein Jahr nach seiner Mündigkeitserklärung erließ er von Roussillon aus (am. 9. August 1564) eine Verfügung, wodurch er im Widerspruche mit dem Frieden von Amboise die Religionsfreiheit derselben bedeutend beschränkte. Er verbot ihnen, Schulen anzulegen, Synoden und Collecten zu halten, und was dergleichen Hemmnisse mehr waren. Aber nicht zufrieden mit diesen kleinlichen Chikanen, wollte er einen Hauptschlag ausführen. Er besprach sich deshalb am 9. Juni 1565 zu Ba-

yonne in Beisein seiner Mutter Katharina mit dem berüchtigten Herzoge Alba, und der Rath, den ihm dieser gab, sich vor Allem der Großen unter den Hugenotten zu bemächtigen, „indem der Kopf eines einzigen Lachses 10,000 Frösche in den Sümpfen aufwiege," haftete tief in seiner Seele.

Glücklicherweise war die unglückschwangere Berathung nicht unbelauscht geblieben. Heinrich von Navarra, der zwölfjährige Sohn der glaubensmuthigen Jeanne d'Albret, hatte sie mit angehört und das Gehörte seiner Mutter getreulich referirt. Während also König Karl damit umging, sich auf gute Manier der bedeutendsten Namen unter den Hugenotten zu versichern, rüsteten diese sich bereits zur Gegenwehr. Namentlich war es der unermüdliche Condé, der die Fahne seiner Partei mit Begeisterung schwang und seine gefährdeten Glaubensbrüder zu den Waffen rief. Er nahm den alten Plan auf, den königlichen Hof aufzuheben, der sich damals in dem Schlosse Monceau befand; dieser aber merkte Unheil und zog sich erst nach Meaux, später nach Paris zurück. Der zweite Religionskrieg begann.

Montmorency, der Einzige, welcher von dem Triumvirate übrig geblieben war, befehligte das katholische Heer, das durch den Zuzug von 6000 Schweizern aus den Urkantonen (ein Pfyffer von Luzern führte

sie) auf 18000 Mann angewachsen war. Dieser Streitmacht konnten die Hugenotten nur 3000 Krieger entgegensetzen. Uebrigens litten sie gänzlichen Mangel an schwerem Geschütz. Aber Männer, wie Condé, Coligny, d'Andelot, Mornay, Lanoue und Lestrange, erhoben ihren Muth. Bei Saint-Denis in der Nähe von Paris am 10. November 1567 entbrannte die Schlacht. Sie war mörderisch; denn die Protestanten fochten wie Verzweifelte; sie wollten lieber glorreich im offenen Kampfe fallen, als im Frieden ein Opfer des Verrathes werden. Mit Wunden bedeckt, sank der greise Kronfeldherr Montmorency vom Rosse. Ein hugenottischer Hauptmann, Robert Stuart, sah den Verwundeten liegen, eilte glühend vor Eifer auf ihn zu und schoß sein Pistol auf ihn ab. Die Kugel fuhr Montmorency durch die Schulter; da raffte sich der alte Krieger noch einmal empor und schlug mit einem gewaltigen Streiche seines Schlachtschwertes den Gegner nieder. Diese letzte Anstrengung erschöpfte jedoch seine Kräfte; die Schatten des Todes umflorten sein Auge. Ein Geistlicher drängte sich herbei, um ihn zur Buße zu ermahnen; aber der ritterliche Greis wies ihn zurück mit den Worten: „Laßt mich, guter Vater! Es wäre schmählich, wenn ich nach einem Leben von 80 Jahren nicht eine Viertelstunde zu sterben wüßte." Als er dies gesprochen, entfloh seine Seele. Die Hugenotten schöpften aus dem Falle des katholischen Ober-

feldherrn neue Hoffnung und drangen mit frischem Muthe vor. Aber sie waren zu gering an Zahl, um die feindliche Uebermacht, die jetzt von dem gewiegten Marschall Vieilleville commandirt wurde, werfen zu können. Sie wurden wiederum geschlagen.

Condé führte sein zusammengeschmolzenes Häuflein in guter Ordnung zurück. Doch würde es ihm schwer geworden sein, sich auch nur eine kurze Zeit noch im offenen Felde zu halten, wenn nicht in diesem kritischen Augenblicke ein deutscher Protestant, Pfalzgraf Johann Kasimir, ein Sohn Kurfürst Friedrich's III. von der Pfalz, mit 10,000 Mann deutscher Truppen zur Hülfe herbeigeeilt wäre. Die Ankunft dieser bedeutenden Verstärkung gab der Sache der Hugenotten eine andere Wendung. Die Königlichen hielten es für bedenklich, das Kriegsglück zum zweitenmale zu versuchen, und so kam am 27. März 1568 wieder ein Friede zu Stande, der Friede von Longjumeau, auch wegen seiner kurzen Dauer der „kleine" oder „hinkende" Friede genannt.

Man hatte Recht, ihn so zu nennen. Denn weit entfernt, den beschwornen Vertrag zu achten, sann vielmehr Karl IX. in Gemeinschaft mit seiner Mutter und den Guisen, an deren Spitze jetzt Heinrich von Guise, der Sohn des ermordeten Franz, stand, auf neue Mittel zur Vernichtung der Hugenotten. Er fing an, sie auf jede mögliche Weise zu bedrücken, und ging endlich zu

blutigen Verfolgungen über. In Rouen, Orleans und Amiens fielen zahlreiche Opfer. Mordlustige Pfaffen fanatisirten das unwissende Landvolk und priesen den Todtschlag eines Nichtkatholiken als ein verdienstliches Werk. Ueberall wurden Ketzergerichte organisirt, die denn auch bald eine fürchterliche Thätigkeit entfalteten. Tausende von Hugenotten verloren ihr Leben. Die Feder stockt Einem manchmal, wenn man alle die Greuel schildern soll, womit ein wahnsinniges Regentenhaus die Annalen Frankreichs besudelte. Aber der Geschichtschreiber kann diese Abscheulichkeiten nicht verschweigen, so sehr sich sein Gefühl dagegen sträubt; er muß eine traurige Pflicht erfüllen. Also weiter, weiter durch Blut und über Leichen!

Eingedenk des von Alba ertheilten Rathes, strebten Karl und Katharina vorzüglich darnach, die Häupter der hugenottischen Partei, Condé und Coligny, in ihre Gewalt zu bekommen. Sie schickten Häscher aus, sie zu verhaften. Aber die Bedrohten wurden gewarnt und entflohen nach Rochelle, das nun der Hauptwaffenplatz der Hugenotten ward. Rochelle, eine starke Festung mit einem schönen Hafen, besaß das alte Vorrecht, keine königliche Besatzung anders als mit Zustimmung der Bürgerschaft in sich aufnehmen zu müssen, und da diese Bürgerschaft im hohen Grade protestantisch gesinnt war, so eignete sich keine Stadt

so gut, als Rochelle, zu einem Mittelpunkte der hugenottischen Operationen. Hierher strömten die Verfolgten, um sich unter die alten Fahnen zu stellen. Hierher kam auch die Königin von Navarra, Jeanne d'Albret, mit ihrem fünfzehnjährigen Sohne Heinrich. Die begeisterte Frau stellte alle ihre Schätze und Kleinodien der guten Sache zur Verfügung. Der größte Schatz aber, den sie bieten konnte, war ihr Sohn. Heinrich, Prinz von Bearn, auch Heinrich von Navarra*) genannt, hatte eine vortreffliche Erziehung genossen. Sein Körper war durch ritterliche Uebungen und mannigfache Entbehrungen abgehärtet, seine Seele durch das Studium der Griechen und Römer frühzeitig auf das Große und Erhabene hingelenkt worden. Schon als Jüngling verrieth er eine seltene Hoheit des Geistes. Feurig, kühn, mild und ergebungsvoll, war er das gerade Gegentheil König Karl's und offenbarte dem kundigen Auge schon jetzt den künftigen Helden. Die Protestanten, deren Stolz er war, setzten große Hoffnungen auf ihn, und er täuschte sie nicht.

Noch zu keinem Religionskriege waren von beiden Seiten so große Rüstungen gemacht worden, als zu

*) Der Name „König von Navarra," den Anton, Heinrich's Vater, und später Heinrich selbst trug, war ein bloßer Titel. Navarra gehörte schon seit längerer Zeit den Spaniern. Die sogenannten Könige von Navarra besaßen nur das kleine Fürstenthum Bearn diesseits der Pyrenäen.

dem dritten, der jetzt ausbrach. Die Hugenotten brachten 15,000, die Katholiken 26,000 Mann auf die Beine. Das Heer der Letzteren befehligte der Bruder des Königs, Herzog Heinrich von Anjou, ein junger Mann von 18 Jahren. Die eigentliche Leitung aber hatte der kriegserfahrene Marschall Tavannes. Nach manchem Hin- und Hermanövriren geriethen beide Streitmassen am 16. März 1569 in der Nähe der Stadt Jarnac an den Ufern der Charente an einander. Condé durchschritt die Reihen seiner Krieger und ermahnte sie zur Tapferkeit. Aber seine Stirn war sorgenvoll und er schien entschlossen, zu sterben, falls das Schicksal ihm zum drittenmale ungünstig wäre. Seine Ahnung betrog ihn nicht. Auch dieses Treffen fiel, alles Heldenmuthes ungeachtet, zum Nachtheile der Hugenotten aus. Als der Prinz gewahrte, welchen Ausgang die Schlacht nahm, stürzte er sich, obschon schwer verwundet, voll Schmerz und Todesverachtung in der Feinde dichteste Schaaren, mit dem Rufe: „Süß ist die Gefahr für Christus und das Vaterland.“ Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen; er selbst fiel als Gefangener in die Hände der Feinde. Man trug ihn unter einen Baum, der in einiger Entfernung von dem Kampfschauplatze stand. Hier traf ihn ein Hauptmann der Anjou'schen Leibwache, Namens Montesquiou, und da vorher der Befehl gegeben worden war, keinen

der Hugenottenanführer am Leben zu lassen, so jagte ihm dieser eine Kugel durch den Kopf. Dies war das Ende Ludwig's von Bourbon, Prinzen von Condé. Er stand erst im 39. Lebensjahre, als er starb; ein unmündiger Sohn, Namens Heinrich, wurde der Erbe seines Ranges und seines Ansehens.

Mit Trauer erfüllte der Tod des Helden seine Freunde, mit Jubel seine Feinde. Anjou trieb die Gemeinheit so weit, den Leichnam an den Schweif einer alten Eselin binden und zum Gespött des Soldatenpöbels durch das Lager schleifen zu lassen. Nur die ernsten Vorstellungen des Marschalls Tavannes und aller Bessergesinnten im Heere konnten ihn endlich dahin bringen, den gebliebenen Feldherrn zu Vendome in der Gruft seiner Ahnen beisetzen zu lassen.

Der Sieg von Jarnac wurde, wie die vorherigen von Dreux und Saint-Denis, in Paris, Madrid und Rom mit ausschweifenden Freudebezeigungen gefeiert. Unterdessen herrschte düstere Besorgniß im Lager der Hugenotten. Ihre Sache schien verloren. Aber unter ihnen lebte ein Weib, in welchem sich der ganze Zorn der für den Augenblick unterlegenen Partei gesammelt hatte und fortglühte. Sie war es, Jeanne d'Albret war es, deren Hauch den halberloschenen Muth ihrer Glaubensbrüder wieder zu hellen Flammen anfachte. An der einen Hand ihren Sohn, an der andern den

jungen Prinzen Condé führend, trat sie vor das Heer und sagte: „Hier, meine Freunde, giebt euch Gott zwei neue Führer und zwei Waisen, die ich vertrauensvoll unter euren Schutz stelle. Wollt ihr diese Kinder schützen?“ Da schworen alle Krieger, von Rührung überwältigt, die beiden jugendlichen Häupter, auf denen ihre Hoffnungen ruhten, nie zu verlassen. Darauf übernahm der große Admiral Coligny im Namen der fürstlichen Waisen den Oberbefehl. Seine Feldherrnthätigkeit machte sich sofort bemerklich. Auf seinen Betrieb sandten mehre deutsche Fürsten, so wie Prinz Wilhelm von Oranien, Hülfsvölker. Diese, 13,000 Mann stark, langten im Juni 1569 an. Ihr Anführer, Herzog Wolfgang von Zweibrücken, starb leider bald nach seiner Ankunft. Auch Coligny's Bruder, Franz d'Andelot, starb um dieselbe Zeit, und, wie man glaubt, an mediceischem Gifte. So gingen den Hugenotten freilich zwei treffliche Befehlshaber verloren. Aber noch blieb ihnen Coligny. Dieser zeigte sich um so rühriger, je gefahrvoller seine Lage und je unthätiger der Feind war.

Während Anjou noch auf den Lorbeern ruhte, die Andere für ihn erkämpft hatten, breitete sich Coligny im Süden und Westen Frankreichs aus, eroberte Stadt auf Stadt und stärkte durch diese Erfolge die Zuversicht seiner Truppen. Um sich den Weg nach Paris zu öffnen,

zog er darauf vor Poitiers, welches indeß von Herzog Heinrich von Guise so hartnäckig vertheidigt ward, daß Coligny sich genöthigt sah, die Belagerung wieder aufzuheben.

Mittlerweile war die katholische Partei aus ihrem Siegestaumel erwacht und rüstete von Neuem. Spanien und Rom unterstützten sie durch Truppensendungen. Die italienischen Schaaren hatten von dem heiligen Vater (Pius V.) die grausame Weisung erhalten, jeden Hugenotten zu tödten, der in ihre Hände gerathe. Die Hugenotten, welche dies erfuhren und in den päpstlichen Söldnern „die Knechte des Antichrists" erblickten, gelobten sich, ebenfalls keinen Pardon zu geben. In dieser erbitterten Stimmung nahten sich beide Heere. Das katholische war stärker an Zahl; den Oberbefehl führte wieder Anjou, und Marschall Tavannes stand ihm, wie bei Jarnac, rathend zur Seite.

Auf den Ebenen von Moncontour kam es zur blutigen Entscheidung. Lange schwankte die Wage des Kampfes; endlich neigte sich der Sieg wieder auf die Seite der Katholiken. Coligny mußte schwer verwundet aus dem Getümmel getragen werden. Unterwegs begegnete seine Sänfte einer anderen, worin der ebenfalls verwundete Lestrange saß. Die beiden ergrauten Helden begrüßten sich, und Lestrange sagte, Coligny die Hand reichend: „Unser Gott ist doch ein guter Gott!" Dieses Wort gläubigen Vertrauens, in schwerer Stunde

gesprochen, richtete den gebeugten Feldherrn, wie er später selbst gestand, mächtig auf.

Die Hugenotten waren geschlagen, aber nicht vernichtet. Noch blieben ihnen viele feste Plätze, mit deren Besatzungen sie ihren kleinen Heerhaufen verstärken konnten. Auch nahm Coligny, sobald er sich von seinen Wunden etwas erholt hatte, die Feindseligkeiten wieder auf und operirte so geschickt, daß er Paris in Schrecken setzte und die königliche Partei zu einem günstigen Frieden nöthigte. Hierbei kam ihm die Eifersucht des Königs zu statten, welcher seinem Bruder Anjou die Ehre mißgönnte, die Hugenotten zu besiegen und das Königreich zu beruhigen. Der Friede, welcher am 15. August 1570 zu Saint-Germain-en-Laye abgeschlossen wurde, hob alle früheren, gegen die Reformirten erlassenen Edicte auf, ertheilte ihnen eine nur wenig beschränkte Religionsübung, sicherte ihnen das Recht auf alle Staatsämter zu und gab ihnen vier wichtige Festungen des südlichen Frankreichs (la Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité) als Sicherheitsplätze. Noch kein Friede war für die Hugenotten so vortheilhaft gewesen, als dieser. Ueberhaupt ist es eine eigene Erscheinung, dieselben in den Schlachten dieser Religionskriege immer unterliegen und hernach gleichwohl so günstige Friedensvergleiche abschließen zu sehen, als wären sie nicht die Besiegten, sondern die Sieger.

Karl IX. und Katharina machten die freundlichsten Mienen von der Welt. Es schien Alles vergeben und vergessen. Der König und Coligny umarmten sich. Man beschwor die vornehmsten Hugenotten, ihren Sitz in Paris aufzuschlagen, damit sie den Hof fleißig besuchen und der Welt zeigen könnten, daß kein Groll mehr in ihnen sei. Ja, um ein recht auffallendes Zeichen der Versöhnung zu geben, beschloß man, den jungen Heinrich von Navarra mit der jüngsten Schwester des Königs, Margarethe von Valois, zu vermählen. Die politischen Stürme schienen gänzlich ausgetobt zu haben und der Himmel wolkenlos und heiter zu sein.

Ach, es war Alles Trug und Falschheit. Hinter dieser Freundlichkeit und Liebe lauerte der schwärzeste Verrath; hinter diesen süßen Mienen versteckten sich blutrothe, gräßliche Gedanken. Die Bedingungen des letzten Friedens waren nur deshalb so vortheilhaft gestellt worden, um die Hugenotten in Sicherheit einzuwiegen. Wirklich ließen sich die Arglosen täuschen. Viele derselben kamen an den Hof. Die Idee einer Verheirathung Heinrich's mit Margarethen fand bei ihnen ungemeinen Anklang, und Coligny war keiner der Letzten, die darin ein Pfand dauernder Vereinigung erblickten. Selbst Jeanne d'Albret gab, obwohl mit schwerem Herzen, ihre Einwilligung. Die Allzuvertrauensvollen glaubten, es sei nun die Zeit gekommen, wo sie die

Frucht ihrer Kämpfe in Ruhe geniessen und sich ihrer theuer erkauften Rechte mit Sicherheit erfreuen könnten. Ein Irrthum, aus dem sie schrecklich erwachen sollten!

Katharina von Medicis, welche bisher immer die nichtswürdige Politik befolgt hatte, bald die guisische, bald die hugenottische Partei zu begünstigen, um so beide gegenseitig in Schach zu halten und wo möglich die eine durch die andere aufzureiben, hielt es endlich für hoch an der Zeit, mit den Hugenotten ein Ende zu machen. Sie fürchtete, dieselben möchten Einfluß auf das schwache Gemüth des Königs gewinnen und ihr eigenes Ansehen verdrängen. In dieser persönlichen Gefahr glaubte sie nicht länger zögern zu dürfen. Mit der unwiderstehlichen und magischen Gewalt, die sie über ihre Kinder ausübte, erweckte sie in Karl IX. den ganzen Fanatismus, der in ihm schlief. Beide beriethen nun unter Zuziehung Anjou's, Tavannes', der Guisen und anderer hochgestellter Katholiken einen Plan, wornach die Ketzer mit einem Schlage vertilgt werden sollten. Das brandige Glied, hieß es, müsse abgelöst werden, damit der Staatskörper gesund bleibe. Da aber die Unmöglichkeit vorliege, die Hugenotten in offener Fehde zu erdrücken, so müsse man auf andere Mittel denken, mit ihnen fertig zu werden. Als passendstes Mittel erschien der Meuchelmord. So kam man denn überein, an einem bestimmten Tage in allen Theilen

der Monarchie gleichzeitig über die Ketzer herzufallen und sie umzubringen. Sollte indeß dieser Plan gelingen, so durften vor Allem die dem Tode Geweihten keinen Wind davon bekommen. Man gelobte sich also bis zur Stunde der Ausführung Verschwiegenheit und Verstellung.

Selten wird ein Geheimniß so gut bewahrt worden sein, wie dieses. Während von allen Seiten Vorbereitungen zu dem satanischen Werke getroffen wurden, verdoppelten die Mitwisser des Mordplanes ihre Artigkeiten und Zuvorkommenheiten gegen die ausersehenen Opfer. Der Glaubensverschiedenheit wurde fast mit keinem Worte mehr erwähnt; das herzlichste Einverständniß schien obzuwalten. Die Hugenotten, durch eine zweijährige Ruhe sicher gemacht, ahnten nichts. Wer hätte auch an eine so riesenhafte Abscheulichkeit denken sollen! Und wäre selbst bei dem Einen oder dem Andern ein leises Mißtrauen aufgestiegen, so würde er doch einen solchen Verdacht, als der menschlichen Natur unwürdig, von sich gewiesen haben. Ein so kolossales Verbrechen lag außer aller menschlichen Berechnung.

So nahte das Vermählungsfest Heinrich's von Navarra heran. Die Hugenotten betrachteten es als ein Versöhnungsfest. Und gerade während dieses Festes sollte die Mine auffliegen, welche die Bosheit ihrer Feinde gelegt hatte! Die Schändlichen berechneten sehr

richtig, daß die Evangelischen bei einer solchen Gelegenheit am wenigsten einen Angriff vermuthen würden.

Ehe indeß noch der Hochzeitstag erschien, verstarb die Mutter des Bräutigams, Jeanne d'Albret, eines plötzlichen Todes, man sagt, an vergifteten Handschuhen, die ihr wenige Tage vorher ein Italiener verkauft hatte. Man scheint den wachsamen Blick dieser Frau gefürchtet zu haben! Heinrich, auf den nun der Titel eines Königs von Navarra überging, wurde durch diesen Todesfall so angegriffen, daß die Trauung verschoben werden mußte. Am 18. August 1572 fand sie endlich mit großer Pracht statt. Nach der Sitte der damaligen Zeit dauerten die Festlichkeiten mehre Tage und Nächte hindurch. Am 22. August ereignete sich wieder Etwas, was die Hugenotten allenfalls hätte stutzig machen können. Als nämlich Coligny an diesem Tage den königlichen Pallast verließ, fielen aus einem Hause in der Nähe, das den Guisen gehörte, zwei Büchsenschüsse, die ihn an der rechten Hand und an der linken Schulter verwundeten. Das Haus wurde sofort durchsucht; aber die Mörder waren entflohen. Als der König Nachricht von dem Vorfalle erhielt, machte er dem Verwundeten einen Besuch, erschöpfte sich in Beileidsbezeigungen und sagte unter Anderm: „Mein Vater, Ihr habt die Wunde, ich den Schmerz.“ So schläferte der Heuchler den in Coligny's Brust bereits erwachten Argwohn wieder ein.

Ein unerbittliches Schicksal schien den Untergang der Hugenotten beschlossen zu haben.

Der 23. August verging ruhig, eben so der 24., der Tag des heiligen Bartholomäus. Aber in der Nacht, die diesem Tage folgt, ertönt plötzlich ein furchtbares Signal. Ein Pistolenschuß fällt in der Nähe des Louvre, wo der König wohnt. Auf dieses Zeichen fängt die große Glocke der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois an zu stürmen und alle Sturmglocken der Stadt Paris antworten. Ein wildes Geschrei erhebt sich. Schaaren von Mördern, ein weißes Band um den linken Arm und ein rothes Kreuz am Hute, durchziehen die Straßen, um die schlummernden Hugenotten zu würgen. Fackeln vor allen Fenstern leuchten zu dem gräßlichen Geschäft. Ketten sperren die Ausgänge der Straßen und zahlreiche Wachen verhindern jede Flucht. Blutgeruch durchdringt die Luft.

Im Louvre sind die Anstifter des Blutbades versammelt. Als die Stunde naht, wo das Verbrechen, das so lange ihre Seele beschäftigt hat, in's Leben treten soll, erbleichen sie und zittern. Aber bald geht diese Anwandlung von Schwäche vorüber. Durch fanatische Reden übertäuben sie das mahnende Gewissen und stacheln den Tiger in ihrer Brust auf. Die Rollen sind vertheilt; von den vornehmsten Hugenotten ist jeder seinem persönlichen Feinde zugewiesen. Coligny ist dem

Herzoge Heinrich von Guise zugefallen, der in ihm immer noch den vermeintlichen Mörder seines Vaters haßt. In fieberhafter Spannung lauschen die Verschwornen auf das Signal, und als die dumpfen Klänge der Glocken durch die schweigende Nacht zittern, stürzen sie aus dem Pallaste, um an dem blutigen Werke Theil zu nehmen.

Heinrich von Guise eilt mit einer Schaar Bewaffneter nach dem Hause des Admirals. — „Woher dieser Lärm?" fragt Coligny einen eben hereintretenden Diener. — „Edler Herr," versetzt dieser, vor Schrecken bleich, „Gott ist es, der Euch abfordert." — „Ich verstehe Dich," antwortet der alte Held; „flieht, meine Freunde! Ich aber, ich bin längst auf den Tod bereitet; ich befehle mich der Barmherzigkeit Gottes." Die Diener entfliehen. Unmittelbar darauf wird die Thür von den Eindringenden gesprengt und die Wache unter dem Rufe: „Im Namen des Königs!" niedergestoßen. Coligny lehnt mit gefalteten Händen an der Wand und betrachtet mit ruhigen Blicken den blutlechzenden Haufen. — Einer der Vordersten, ein deutscher Junker, Namens Bême*), schreit ihn an: „Bist Du Coligny?" —

*) Dies die französische Schreibart. Sein deutscher Name soll Böhm, sein Vaterland Würtemberg gewesen sein. Nach Andern war er von Geburt ein Böhme und hieß eigentlich Dianowicz.

„Ich bin es," erwiedert der Admiral; „Jüngling, Du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren; aber thue, wie Du willst!" In demselben Augenblicke empfängt er aus Bême's Hand einen Degenstoß in die Brust und zwei Hiebe über das Gesicht. Der Greis sinkt lautlos zusammen. Nun haut und sticht die ganze Rotte auf ihn ein. Zuletzt wird der Leichnam aus dem Fenster in den Hof geworfen, wo Guise, der Graf von Angouleme und andere adlige Banditen in unruhiger Erwartung harren. Um seiner Beute gewiß zu sein, wischt Guise mit seinem Schnupftuch das Blut aus des Todten Angesicht und murmelt zufrieden vor sich hin: „Es ist der Rechte." Dann stößt er ihn mit dem Fuße verächtlich von sich und überläßt ihn dem Pöbel, der noch mit der Heldenleiche seinen schnöden Muthwillen treibt.

Nun wird das Morden allgemein. Die Hugenotten, aus ihren Betten aufgeschreckt, suchen sich zur Wehre zu setzen. Vergebens; die Uebermacht schlägt sie zu Boden. Viele fliehen auf die Dächer; auch dahin werden sie verfolgt. Alles wiederhallt von dem Tumult unzählicher Kämpfe. Bald sieht man nichts als Todte und Sterbende. Kein Alter, kein Geschlecht wird verschont. Männer, Weiber, Greise kommen in einem schauervollen Wirrwarr um. Selbst Kinder befinden sich im Gefolge der Mörder und würgen ihre Ge-

spielen, die Hugenottenkinder. Eine grosse Menge der Verfolgten wälzt sich nach dem königlichen Schlosse; dort glaubt sie Schutz und Rettung zu finden. Aber vor dem Eingange desselben stehen zwei Reihen Garden, die mit ihren Hellebarden Jeden, der nicht die katholischen Abzeichen, Band und Kreuz, trägt, niederstossen. Der König selbst schiesst aus einem Fenster des Schlosses auf die Hülfesuchenden herab und muntert mit lauter Stimme zur Niedermetzelung der Unglücklichen auf. In den Gängen und Gemächern des Louvre fliesst das Blut eben so reichlich, wie in den Bürgerhäusern. — Paris ist ein grosser Schlachthof. Entsetzliche Scenen reihen sich an einander und bilden ein unerhörtes Schreckensdrama. Mit dem wilden Gebrüll der Todtschläger, dem Angstgeschrei der Fliehenden, dem Röcheln der Sterbenden, den Seufzern und Verwünschungen der Verwundeten vermischen sich fromme Litaneien, gesungen von Priestern und Mönchen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau. Und dazwischen tönt die Stimme des wüthenden Tavannes: „Nur frisch zu mit dem Aderlassen! Die Aerzte sagen, daß der Aderlaß im August so gesund sei, wie im Monat Mai.“

Aber nicht blos Hugenotten, auch Katholiken fallen als Opfer. Der Privathaß benutzt die allgemeine Verwirrung, um sein Müthchen zu kühlen. Der Schuldner mordet seinen Gläubiger, der Liebhaber seinen Neben-

buhler, der Beleidigte seinen Beleidiger, Handwerker und Künstler ihre glücklicheren Berufsgenossen. Selbst Gelehrte machen sich die Gelegenheit zu nutze, um sich ihrer wissenschaftlichen Gegner zu entledigen. So wird der berühmte Petrus Ramus in einem Keller, wohin er sich geflüchtet hat, von Studenten erschlagen, die sein eifersüchtiger College Charpentier gedungen hat. Eine gewisse Trunkenheit beherrscht die Gemüther; je mehr Blut vergossen wird, um so höher steigert sich die Wuth; der Blutdurst will befriedigt sein, gleichviel, wer das Opfer sei. Ist es ein Hugenott, nun, so hat er den Tod verdient; ist es ein Katholik, wohlan, so hilft man ihm um so eher ins Himmelreich. Dabei Raub, Nothzucht, die Entfesselung aller schlechten Begierden.

Der Tag bricht an; aber die Blutarbeit dauert fort. Von seinem Hofstaate begleitet, verläßt der König das Louvre und macht einen Morgenspaziergang durch die Straßen der Stadt, um sein Werk in Augenschein zu nehmen. Als er an den Galgen kommt, woran der verstümmelte Leichnam Coligny's gehängt ist, und die Hofleute sich voll Abscheu von dem unschönen Anblicke abwenden, sagt er mit rohem Spott: „Ein todter Feind riecht immer gut." Auch Katharina von Medicis streift mit ihren Hoffräuleins in Paris umher. Scherzend und lachend wandeln die zarten Damen durch die Greuel der Verwüstung. Wie zierlich wissen sie die

Füßchen zu setzen, um die seidenen Strümpfe nicht zu beschmutzen, wenn sie an eine Blutpfütze kommen. Bei nackten Männerleichen bleiben sie stehen und machen ihre geilen Bemerkungen. Ihre Schamlosigkeit geht so weit ... Doch, wozu die Phantasie des Lesers länger mit diesen ekelhaften Bildern ermüden? Genug, genug der Verworfenheit und Unmenschlichkeit!

Drei Tage währte das Morden, und als die Henker in Paris ermatteten, begann die Schlächterei in den Provinzen, wohin königliche Blutbefehle gedrungen waren. In Meaux, Orleans, Angers, Troyes, Rouen, Bordeaux, Toulouse, Lyon, Bourges und andern Orten erneuerten sich die Schrecken der Hauptstadt. Doch, — zur Ehre der Menschheit sei es gesagt — es gab Behörden, geistliche sowohl als weltliche, welche sich dem königlichen Schmachgebote widersetzten. Der Vicomte von Orthez und der Bischof von Lisieux, Jean Hennuyer, duldeten in ihren Bezirken keine Blutthat. Sogar der Scharfrichter in Troyes — Charles hieß der wackere Mann — wies den Befehl, die gefangenen Reformirten hinzurichten, mit der Erklärung zurück: „seine Hände seien nur gewohnt, im Dienste der Gerechtigkeit zu arbeiten." Karl IX. und dieser Scharfrichter! Wer hätte hier verdient, Henker zu sein, und wer König? — In Dieppe redete der Gouverneur die Bürgerversammlung, die aus Huge-

netten und Katholiken gemischt war, folgendermaßen an: „Meine Herren! Die königliche Verordnung kann nur den Calvinisten gelten, die sich durch Aufruhr strafbar machen. Wir haben, Gott sei Dank, deren keine unter uns. Wir lesen im Evangelium, daß die Liebe Gottes und des Nächsten das vornehmste Gebot sei für den Christen und daß an ihm das Gesetz und die Propheten hangen. Laßt uns diese schöne Lehre wohl zu Herzen nehmen, die uns von Jesus Christus selbst gegeben ist! Kinder eines Gottes, laßt uns als Brüder leben und gegenseitig an einander die Barmherzigkeit des Samariters üben! Das sind meine Gefühle. Ich hoffe, daß Ihr sie theilt, und diesen Gefühlen zufolge kann ich nicht finden, daß Einer unter uns sei, der das Leben verwirkt habe.“ Solcher Züge mögen mehre vorgekommen sein. Sie sind Lichtblicke, die leider nur dazu dienen, das düstere Gemälde, auf das sie fallen, in seiner ganzen grauenhaften Schwärze erscheinen zu lassen.

Wie viele Menschen in dem großen Blutbade, das mit dem gemeinsamen Namen der Bartholomäusnacht oder der Pariser Bluthochzeit bezeichnet wird, umgekommen sind, hat sich nicht genau ermitteln lassen. Manche Schriftsteller sprechen von 70,000, manche von 100,000. Mögen diese Zahlen übertrieben sein; aber so viel ist gewiß, daß mehr als 50,000 Hu-

genotten damals ihr Leben verloren haben. Ein Pariser Goldschmied, Namens Crucé, rühmte sich, allein über 500 Ketzer umgebracht zu haben, und ward bald darauf Einsiedler zur Ehre Gottes.

Auch Tavannes, der Sieger von Jarnac und Moncontour, prahlte mit seinen Mordthaten; noch in seiner Todesstunde glaubte der tapfere, aber unglaublich fanatische Krieger allen Ernstes, er habe sich dadurch unabweisbare Ansprüche auf den Himmel erworben.

Was Karl IX. betrifft, so war er mit seinem Werke zufrieden und nahm in einer Parlamentssitzung, die er am 26. August 1572 abhielt, alle Verantwortlichkeit auf sich. Er konnte dies freilich leicht thun; denn wer sollte ihn zur Verantwortung ziehen! Diejenigen, die es hätten thun können, waren wohlweislich aus dem Wege geräumt. Hatte er doch gleich beim Beginne der Mordscenen geschworen: „es solle Niemand übrig bleiben, der ihm die begangene Frevelthat vorwerfen könnte!"

Man ereifert sich so sehr gegen die Schreckensmänner der französischen Revolution; man nennt vorzugsweise ihre Namen, wenn man von Blutmenschen spricht. Ach, sie waren arme Stümper gegen Karl IX., diesen königlichen Schreckensmann, der in einer einzigen Woche über 50,000 seiner Unterthanen „expediren" ließ.

Hierher, zu diesem Bilde tretet, ihr Vergötterer der absoluten Gewalt, und wagt es, nach Anschauung desselben noch in der ruchlosen Anbetung fürstlicher Willkür zu verharren!

Die Lage der dem Blutbade entronnenen Hugenotten war verzweifelt. Der Kern ihrer Partei war vernichtet. Haufenweise lagen die Leichen auf den Feldern oder trieben in den Flüssen, die Luft verpestend und das Wasser, ja sogar die Fische ungenießbar machend. Fast alle berühmte Namen, um die sich die Reste der Reformirten hätten sammeln können, waren aus dem Buche des Lebens ausgestrichen. So Teligny, Coligny's Eidam; so Berni, Clermont, Lavardie de la Force, de Larochefoucauld und Andere. — Heinrich von Navarra und Prinz Heinrich von Condé lebten zwar noch, aber — als Katholiken. — Bei Beginn der Würgerei in Paris waren sie vor den König berufen und von diesem mit kurzen Worten bedeutet worden, daß sie nur die Wahl zwischen „Tod, Messe oder Bastille" hätten. Die Jünglinge, um ihr Leben zu retten, hatten ihren Glauben abgeschworen. Sie hatten dies allerdings nur zum Scheine gethan; aber so lange sie die verhaßte Maske tragen mußten, waren sie doch für die Hugenotten verloren.

Gleichwohl ließ die hart geprüfte Partei den Muth nicht sinken. Obschon decimirt, war die Zahl ihrer An-

hänger immer noch bedeutend genug. Einige ihrer Führer, für die ebenfalls schon der Mordstahl geschliffen gewesen, hatten sich glücklicherweise gerettet und hielten sich nun in Deutschland, England oder der Schweiz auf, um den Sturm im Vaterlande vorüber zu lassen. Dahin gehören: die Söhne Coligny's, der Sohn Andelot's, Graf Laval, Marquis Rosny und Duplessis-Mornay. Sie belebten von ihren Asylen aus durch feurige Sendschreiben die Hoffnung ihrer zurückgebliebenen Glaubensbrüder und ermahnten sie, unerschütterlich festzuhalten an der reinen Lehre. In der That traten auch nur Wenige aus Furcht zum Katholicismus über, und der Ausfall, der etwa hierdurch entstand, wurde reichlich ersetzt durch die vielen Katholiken, die sich jetzt offen zum Calvinismus bekannten. Es waren dies meist aufgeklärte Männer, welche schon längst des römischen Gaukelspiels überdrüssig gewesen waren und nun vollends nichts mehr von einer Kirche wissen mochten, die von Menschenblute triefte.

Diese helldenkenden Katholiken waren übrigens während der Bartholomäusnacht nicht weniger bedroht gewesen, als die Hugenotten. Wir führen nur den einzigen Michael de l'Hôpital an. Dieser tugendhafte Greis, der von Karl IX. längst seines Amtes als Kanzler entsetzt worden war, lebte zurückgezogen auf einem Landgute, als eines Tages eine Mörderbande

sich nahte, um sein Leben zu fordern. „Laßt sie immer herein," sagte der christliche Weise, „und wenn die kleine Thür zu eng ist, so macht das große Thor auf!" Da erschien noch zu rechter Zeit eine Reiterschaar, gesendet von seinen Freunden in Paris, um ihn zu beschützen. L'Hôpital überlebte das Blutbad nur sechs Monate; er starb zwar im katholischen Glauben, aber seine Ueberzeugungen gehörten einer geläuterteren Lehre an.

Der Eindruck, den das furchtbare Ereigniß auf die Welt machte, war groß und erschütternd, obwohl verschiedenartig in seinen Kundgebungen. Ein kleiner Theil des europäischen Publikums frohlockte. Nichts glich dem unanständigen Jubel, welchen Papst Gregor XIII. und seine Römer über diesen „Triumph der Rechtgläubigkeit" an den Tag legten. Auch der Senat von Venedig betrachtete in frommer Beschränktheit die Metzelei als eine „Gnade Gottes," und Philipp II. von Spanien gestand, der Tag der Bluthochzeit sei einer der wenigen glücklichen Tage seines Lebens. Aber weitaus die größere Mehrzahl der Menschen war empört über die Schandthat und verfluchte ihre Urheber. Das traurige Schicksal der Hugenotten fand überall, wo fühlende Herzen schlugen, namentlich in Deutschland, England, der Schweiz, Schweden und Dänemark, die wärmste Theilnahme, und diese Theilnahme beschränkte sich nicht

auf bloße Worte. Man unterstützte die Bedrängten mit ansehnlichen Geldsummen, damit sie, falls ein neuer Krieg nothwendig würde, ihren Glaubensfeinden um so kräftiger widerstehen könnten.

Und dieser Krieg ließ nicht lange auf sich warten. Am 3. November 1572 publicirte Karl IX. eine Verordnung, kraft welcher er alle früheren Duldungsedicte widerrief und somit die Hugenotten außer dem Gesetze erklärte. Dadurch war die Losung zum vierten Religionskriege gegeben. Die Reformirten, die nur noch Heil in den Waffen sahen, sammelten sich in ihren festen Plätzen, entschlossen, in der Vertheidigung derselben lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Mit einem gewaltigen Heere zog der Herzog von Anjou gegen sie heran. Aber an Rochelle's Mauern zerschellte seine Macht. Acht Monate lang belagerte er dieses Bollwerk des Evangeliums, ohne es einnehmen zu können. Eben so tapfer hielten sich Nimes, Montauban und vor Allem Sancerre. Hier waren Weiber und Kinder mit auf den Wällen thätig. Nach der Versicherung eines Schriftstellers sollen allein vor dieser Feste 40,000 Katholiken ihr Leben gelassen haben.

Anjou verließ endlich unmuthig das Heer und folgte einem Rufe der Polen, die ihn zu ihrem Könige gewählt hatten, indem sie ihn wegen der Schlachten von Jarnac und Moncontour irrthümlicher Weise für einen

großen Kriegshelden hielten. Nach seinem Weggange machte Karl IX. mit den Hugenotten Frieden, in Folge dessen er ihnen die früheren Gewährungen erneuerte (1573). Rochelle, Montauban und Nimes erlangten die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes und eine republikanische Verfassung. Nur Sancerre war nicht in den Vertrag eingeschlossen. Es wehrte sich noch zwei Monate. Zuletzt aber mußte es sich der Uebermacht beugen, verlor seine Mauern, seine Glocken, seine städtischen Einrichtungen, und wurde in Allem einem Dorfe gleichgestellt. Warum die Hugenotten einen Frieden eingingen, der zwar im Ganzen vortheilhaft war, aber das tapfere Sancerre den Streichen des feindlichen Grimmes preisgab, haben wir uns nicht erklären können. — Uebrigens erhoben sie sich allenthalben wieder in voriger Macht.

Inzwischen hatte sich am Hofe eine neue Partei gebildet, aus Mißvergnügten beider Confessionen zusammengesetzt und die Partei der Politiker genannt, weil ihre Beschwerden sich auf Staats-, nicht auf Religionssachen bezogen. An ihrer Spitze stand Katharinens vierter Sohn, Herzog Franz von Alençon, der den ehrgeizigen Gedanken nährte, sich mit Uebergehung des nach Polen gegangenen Heinrich's von Anjou zum Nachfolger seines Bruders Karl ernennen zu lassen. Auch Heinrich von Navarra und Condé waren mit im

Bunde. Aber der Anschlag ward entdeckt; einige Theilnehmer büßten mit ihrem Leben; Alençon und Navarra wurden in's Gefängniß geworfen; Condé floh nach Deutschland.

Bald darauf starb der vierundzwanzigjährige Greis, der auf Frankreichs Throne saß, in den Strömen seines eigenen Blutes. Ein Blutfluß machte dem Leben Karl's IX. ein Ende, am 30. Mai 1574. Er hatte über 13 Jahre den königlichen Purpur getragen. Aber seit der Bartholomäusnacht war alle Ruhe von ihm gewichen. Der freche Trotz, den er anfangs zur Schau getragen, war je länger je mehr vor den Gewissensbissen zusammengeknickt. Er hatte im Traume schreckhafte Erscheinungen und selbst im Wachen glaubte er sich von den Geistern der Erschlagenen verfolgt. Seine letzten Tage waren über alle Begriffe peinvoll. Wenn er nicht die Schweigsamkeit der Vernichtung beobachtete, so geschah es, um den Aufruhr seiner Gedanken in verworrenen Worten kundzuthun. Außer Stande, in der Religion Trost zu finden, weinte er, wie ein Kind, sah mit der Angst eines feigen Mörders den Geheimnissen des Jenseits entgegen und fuhr endlich in rathloser Verzweiflung dahin. Er nahm den schrecklichen Verdacht mit in's Grab, von seiner eigenen Mutter vergiftet worden zu sein.

Ihm folgte sein Bruder Heinrich, der ehemalige

Herzog von Anjou und jetzige König von Polen. Froh verließ dieser das unwirthliche Land der Sarmaten, um als Heinrich III. die Herrschaft über das schöne und galante Frankreich zu übernehmen. Er war wo möglich noch verächtlicher, als sein sauberer Bruder. Schwach, wollüstig, grausam, bigott, hatte er beinahe alle Laster und keine einzige Tugend. Der Einfluß Katharinens, deren Lieblingssohn er war, dauerte unter ihm fort.

Aus dem Taumel schändlicher Vergnügungen, in die sich der neue Monarch sofort nach seiner Thronbesteigung stürzte, weckten ihn bald ernstliche Verwickelungen. Heinrich von Navarra, der aus seinem Gewahrsam entkommen und in Tours wieder zur protestantischen Confession zurückgetreten war, hatte sich an die Spitze seiner Glaubensbrüder gestellt, um mit den Waffen in der Hand etwaigen hinterlistigen Anschlägen des Königs, dem er nicht viel Gutes zutraute, zu begegnen. Condé warb Truppen in Deutschland, und um die Verwirrung voll zu machen, vereinigte Alençon, der ebenfalls seiner Haft zu entfliehen gewußt hatte, seine Macht mit der der Hugenotten, eine allgemeine Staatsreform und Einberufung der Reichsstände verlangend. Heinrich III., zu muthlos, um seinen vereinigten Gegnern die Spitze zu bieten, suchte sich vorerst durch einen Waffenstillstand zu retten und schloß dann (1576) einen Frieden, worin

er seinen Bruder Alençon durch die Ueberlassung der Provinzen Anjou, Touraine und Berry beruhigte, den Hugenotten aber acht neue Sicherheitsplätze, das Recht auf die Hälfte der Stellen in den Parlamenten und uneingeschränkte Religionsübung in ganz Frankreich, Paris ausgenommen, zugestand. Zugleich machte er sich anheischig, das Andenken des gemordeten Coligny wiederherzustellen und die Schandthaten der Bartholomäusnacht offen zu mißbilligen. Es war dies der fünfte Religionsfriede, der in Frankreich zu Stande kam; aber obschon er „für immer" geschlossen sein sollte, hielt er doch nicht länger, als die früheren.

Die eifrigen Katholiken, die Helden der Bartholomäusnacht waren nämlich empört über die Zugeständnisse, welche der König den „Ketzern" gemacht hatte. Sie schlossen einen Bund, der die Beschützung des katholischen Glaubens und die Ausrottung der Ketzerei zum Zwecke hatte, übrigens aber gegen Jedermann gerichtet war, der sich weigern würde, ihm beizutreten, also nöthigen Falls auch gegen den König selbst. Dieser Bund nannte sich die heilige Ligue und erkannte den Herzog Heinrich von Guise als Oberhaupt an. Auf dem Reichstage zu Blois, der 1576 gehalten wurde, trat der Einfluß der Verbündeten zum ersten Male hervor. Sie wollten dem König einen Reichsrath an die Seite setzen, wodurch sie denselben so erschreckten,

daß er, um die Liguisten zu versöhnen, sich zu ihrem Protektor erklärte. Die Liguisten ließen sich dies gefallen, verlangten aber nun als Unterpfand seiner Sinnesänderung von ihm, daß er den Reformirten die Religionsfreiheit aufkündige. Der König sträubte sich eine Weile, nicht aus Gerechtigkeitsgefühl, sondern weil er die Wechselfälle des Bürgerkrieges fürchtete; endlich aber mußte er nachgeben, und der Religionskampf, der sechste in der Reihenfolge, brach von Neuem los. Ehe es indeß zu einem bedeutenden Gefechte kam, beeilte sich der verzagte König, in dem Frieden von Poitiers (1577) den alten Rechtszustand wiederherzustellen. Nun blieb es ruhig bis zum Jahre 1580, wo die Umtriebe der Liguisten den siebenten Religionskrieg zum Ausbruch brachten, der jedoch eben so schnell, wie der vorige, durch einen, alle früheren Rechte der Hugenotten erneuernden Frieden beendigt wurde.

Daß auch dieser Friede ein fauler Friede sei, verhehlten sich die Hugenotten nicht. Sie wußten, wessen sie sich von der Ligue zu versehen hatten, und waren daher auf ihrer Hut. Es dauerte auch nicht lange, als ein neuer Zankapfel unter die sich beobachtenden Parteien geschleudert wurde. Der Herzog Franz von Alençon, der sich seither von den französischen Streitigkeiten fern gehalten und dafür die gegen König Philipp II. von Spanien aufgestandenen Niederlande zum

Schauplatze seiner ränkevollen Thätigkeit erwählt hatte, ging 1584 mit Tode ab, ohne Erben zu hinterlassen. Mit ihm starb der rechtmäßige Nachfolger des Königs; denn auch dieser hatte keine Kinder. Es fragte sich nun, wer, wenn Heinrich III. das Zeitliche segne und somit das Haus Valois erlösche, die Krone von Frankreich tragen solle. Die nächsten Ansprüche hatte Heinrich von Navarra, der Repräsentant des Hauses Bourbon. Ihn aber, den Hugenotten, sich als König zu denken, war allen katholischen Herzen ein Greuel. Bei dieser Stimmung des Volkes faßte Heinrich von Guise einen kühnen Gedanken. Er beschloß, mit Verdrängung der Linie Bourbon dem Hause Guise-Lothringen, und, da er nach dem Ableben seiner Oheime*) das unbestrittene Haupt desselben war, somit sich selbst die

*) Heinrich's Vater, Franz von Guise, hatte fünf jüngere Brüder gehabt, Karl, Ludwig, Claudius, Franz und Renatus. Franz, Mitglied des Malteserordens und Admiral der französischen Galeerenflotte, war 1563, Renatus, Marquis von Elboeuf und Nachfolger seines Bruders in der Admiralswürde, 1566 gestorben; Claudius, Herzog von Aumale war 1573 vor Rochelle geblieben; Karl, der früher erwähnte „Cardinal von Lothringen" und Erzbischof von Rheims, hatte seine einflußreiche Laufbahn 1574 geendet, und 1578 war auch der letzte der Brüder, Ludwig, der sogenannte „Cardinal von Guise," aus der Reihe der Lebendigen geschieden.

Thronfolge zu sichern. Je mehr er sich aber in die Idee hineinlebte, einst König zu sein, um so langweiliger erschien es ihm auch, auf Heinrich's III. Tod warten zu sollen. Er arbeitete daher auf dessen Entthronung hin.

Heinrich von Guise, an ritterlichen Eigenschaften und großartigem Ehrgeize seinem Vater gleich, leitete seine Abstammung von Karl dem Großen her. Darauf begründete er seine Ansprüche auf den Thron. — Bekanntlich herrschten in Frankreich erst die Merowinger, dann die Carolinger, hierauf die Capetinger, endlich die Valesier*). Guise's Anhänger raunten nun dem Volke in's Ohr, die Unfälle, welche das Land während der Regierung der Capetinger und Valesier betroffen, seien ein deutliches Zeichen, wie unangenehm dem Himmel die Verdrängung des erlauchten carolingischen Hauses gewesen; es sei daher an der Zeit, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, und zwar dadurch, daß man den letzten Valesier, der wegen seiner schwankenden, ketzerfreundlichen Gesinnung ohnehin seiner hohen Stellung unwerth sei, absetze und das Scepter Demjenigen übergebe, dem es von Rechtswegen gehöre, nämlich dem Abkömmlinge der Carolinger, Herzog Heinrich von Guise. Die Leute liehen solchen Einflüsterun-

*) Valesius, das lateinische Wort für Valois.

gen ein nur zu williges Gehör. Heinrich III. hatte sich durch sein liederliches Leben längst um die Achtung seiner Unterthanen gebracht, und was seine katholische Gesinnung betraf, so war sie durch die Energielosigkeit, die er den Hugenotten gegenüber bewiesen, den eifrigen Liguisten mehr als verdächtig geworden. Man betrachtete ihn bereits als einen halben Ketzer. Und nach seinem Tode sollte gar ein ganzer Ketzer den Thron besteigen? Welche Aussicht für die strenggläubigen Katholiken! Die Erbfolgefrage war für sie eine reine Religionsfrage. Es handelte sich nach ihrer Ansicht einfach darum, ob Frankreich katholisch bleiben oder reformirt werden solle. Bourbon und Calvinismus, Guise und Katholicismus waren ihnen gleichbedeutende Begriffe. Kein Wunder, daß sie sich da für Guise entschieden! Er wurde der Abgott des Volkes; auf ihm ruhten die Hoffnungen Philipp's von Spanien, des Papstes und der Ligue; der Wind des Glückes wehte auf seiner Seite.

Um nun die günstige Stimmung, die sich allenthalben für ihn kundgab, zu verstärken und zugleich seine Macht auf eine unverfängliche Weise um sich zu versammeln, brauchte Guise Krieg. Leicht erlangte er von dem heiligen Vater (Sixtus V.) die Erlaubniß, auch ohne Beistimmung des Königs den Kampf gegen die Ketzer beginnen zu dürfen. So nahm er denn mitten im Frieden Toul, Verdun, Orleans, Bourges, Lyon,



Mezieres und andere wichtige Städte ohne Schwertstreich weg. Der verblüffte König wußte sich wieder nicht anders zu helfen, als daß er die Sache der Ligue zu der seinigen machte. Man nahm ihn aber nicht eher an und auf, als bis er der Ligue zehn Sicherheitsplätze einräumte und den Hugenotten die ihrigen, sowie ihre Religionsfreiheit aufkündigte. Dies geschah 1585 durch das Edict von Nemours.

Nun war der offene Krieg nicht mehr zurückzuhalten. Heinrich von Navarra, zum Manne gereift und durch die ununterbrochenen Kämpfe zum Feldherrn gebildet, rief die Hugenotten unter seine Fahnen und verbreitete in ihren Reihen jene freudige Begeisterung, die seine eigne Seele erfüllte. Zwei Heere zogen gegen ihn, eins von König Heinrich, das andere von Heinrich Guise und der Ligue zusammengebracht. Nicht unpassend ist daher dieser achte Religionskrieg der Krieg der drei Heinriche genannt worden.

Navarra würde sich in einer schlimmen Lage befunden haben, wenn der König und die Ligue gemeinsam operirt hätten. Aber so schien es dem Könige nicht rechter Ernst zu sein. Alle seine Maaßregeln waren halb und erfolglos. Natürlich; er haßte zwar die Neugläubigen, weil er vermöge seiner bigotten und gemeinen Natur nicht anders konnte, zitterte aber auch vor dem Uebermuthe Guise's, falls diesen das Glück zum

Sieger mache. So kam es, daß er die Niederlage der Katholiken fürchtete und doch wünschen mußte. Zerrüttet durch diesen inneren Zwiespalt, wagte er seinen Neigungen nicht mehr zu folgen, seinen eignen Gedanken nicht mehr zu glauben. Eine Stimmung, die ihm nothwendig alles Vertrauen rauben und ihn geradewegs ins Verderben führen mußte.

Guise dagegen war voll Feuer und Leben, voll Eifer und Thätigkeit. Er schwor: wenn ihm Gott den Sieg verleihe, so wolle er nicht wieder vom Pferde steigen, bis er die katholische Religion in Frankreich auf immer befestiget habe. Durch kluge Manöver schnitt er die deutschen Truppen, welche den Hugenotten zu Hülfe eilten, von letzteren ab, griff sie bei Auneau an und vernichtete sie beinahe gänzlich. So schmerzlich dieser Schlag für Navarra war, indem er stark auf den Zuzug der Deutschen gerechnet hatte, so ließ er sich doch dadurch nicht entmuthigen, sondern bereitete Alles zu einer letzten Entscheidung vor. Auch die Katholiken drängte es, der Sache ein Ende zu machen. Das königliche Heer vereinigte sich mit dem liguistischen, und Joyeuse, des Königs Feldoberster, übernahm den Oberbefehl. Mit leichter Mühe, hoffte man, werde es der Uebermacht gelingen, das Ketzerhäuflein zu erdrücken.

Aber anders war es im Rathe des Schicksals be-

schlossen. Bei Coutras in der Provinz Guyenne kam es am 20. October 1587 zur Schlacht. Eine schwärmerische Kampflust beseelte die Hugenotten. Vor Beginn des Streites sanken sie auf ihre Kniee und richteten ein gemeinschaftliches Gebet an den Herrn der Heerschaaren. Dann erhöben sie sich, zogen die Schwerter und stürmten unter dem Rufe: „Ergebt euch, ihr Philister!“ in die dicksten Reihen der Feinde. Die Prediger, welche sich ebenfalls in Harnisch geworfen, fochten mitten unter den Kriegern, und bald durchbrauste der von ihnen angestimmte Psalm: „Das ist der Tag des Heils, wo Gott seine Auserwählten krönt!“ das Schlachtfeld. Die Heftigkeit des Angriffs trennte die Glieder der Katholischen und brachte sie in Verwirrung. Umsonst suchte Joyeuse die Ordnung wieder herzustellen; er fiel unter den Streichen der Hugenotten. Mit ihm sanken Lavardin und andere Anführer. Heinrich von Navarra, der an diesem Tage den ganzen Reichthum seines Genies entfaltete, war überall da, wo die Gefahr war. Seine Anordnungen, die von seinen Unterbefehlshabern Condé, Mornay und Crillon trefflich ausgeführt wurden, hatten den gewünschten Erfolg. Die Hugenotten erfochten einen glänzenden Sieg. Sobald Navarra die Gegner fliehen sah, gab er den Befehl, mit dem Blutvergießen einzuhalten. Ein schöner Zug von Milde und Menschlichkeit, der einen wohlthuenden Contrast

bildet zu der rohen Barbarei der Katholiken, die sich vor der Schlacht durch einen feierlichen Eid verpflichtet hatten, Alles, was in ihre Hände fiele, niederzumachen! Mit Wehmuth betrachtete Navarra den Wahlplatz, auf dem so viele tapfere Männer hingestreckt lagen, und als er die Leiche des feindlichen Feldherrn erblickte, brach er in die Worte aus: „Das ist ein Anblick der Thränen, auch für die Sieger."

Der Sieg von Coutras war der erste, den die Hugenotten erkämpften. Wahrlich eine verdiente Belohnung ihrer langen und heldenmüthigen Ausdauer! — Ueberrascht und erhoben durch den Wechsel des Glückes, gaben sie sich den freudigsten Hoffnungen auf einen günstigen Umschwung der Dinge hin. Gleichwohl kam es zu keinem Frieden. Nicht als ob der König einem solchen abgeneigt gewesen wäre; im Gegentheile, die Niederlage seiner Truppen hatte ihn völlig mürbe gemacht. Aber die Ligue war mächtiger als er. Sie beschloß die Fortsetzung des Krieges, und von ihrem Hauche entflammt, wurde das katholische Frankreich plötzlich von einer furchtbaren Bewegung ergriffen.

Der Ligue zur Seite bildete sich eine geheime Union der Bürger im katholischen Sinne, der Bund der Sechzehner genannt, weil er von einem aus sechzehn Personen bestehenden Ausschusse geleitet wurde. Diese Verbindung war militärisch organisirt und breitete ihr

Metz nicht nur über ganz Paris aus, sondern zog auch Orleans, Lyon, Toulouse, Bordeaux, Rouen und andere Städte hinein. Die Mitglieder verbanden sich eidlich, keinen Hugenotten in Frankreich zu dulden und die Mißbräuche der Regierung abzuschaffen. Der schwankende, unzuverlässige König war ihnen ein Dorn im Auge. Sie argwöhnten, er wünsche insgeheim noch größere Erfolge der hugenottischen Waffen, um alsdann, von ihrer gefahrdrohenden Macht scheinbar gezwungen, einen für die Katholischen unvortheilhaften Frieden schließen zu können. Um diesem vermeintlichen Scandale ein baldiges Ziel zu setzen, nahmen sie die Absetzung Heinrich's III. und die Erhebung Guise's auf den Königsthron in ihre Bundesformel auf.

Der König, dem von Tag zu Tage die Bewegungen seiner Gegner hinterbracht wurden, fühlte den Boden unter seinen Füßen beben. Er wollte die Verschwörer einschüchtern und ließ die Schweizergarde in die Nähe von Paris einrücken. Doch er beschleunigte damit nur den Ausbruch der Explosion. Erschrocken über die Drohung, die in der Maaßregel des Königs lag, schickten die Bürger an Guise, der im Feldlager war, und baten ihn, zu kommen und sie zu beschützen. Der König ließ ihn wissen, daß er es nicht gern sehen werde. Trotzdem hatte Guise die Kühnheit, zu kommen. Nun ließ der König die Schweizer einrücken, am 12. Mai

1588. Aber der Empfang, der diesen Soldknechten wurde, war furchtbar. Auf den Ton der Sturmglocke erhoben sich die sechzehn Quartiere von Paris in gemeinschaftlichem Aufschwung. Männer, Weiber und Kinder eilten auf die Straßen und öffentlichen Plätze. In einem Momente war die Stadt verbarrikadirt. Aus den Fenstern hagelten glühende Kohlen, schwere Steine, Wurfgeschosse aller Art auf die angreifenden Soldaten herab. Sie wurden zurückgeschlagen und ließen viele der Ihrigen auf dem Pflaster. Guise war Herr der Stadt. Mit einem einfachen Stabe bewaffnet, ging er von Barrikade zu Barrikade, und wo er sich zeigte, ward er mit lautem Jubel empfangen. „Sonst waren wir nur Fliegen," rief ihm Einer aus der Menge zu, „durch Eure Gegenwart sind wir Löwen."

Der König, der anfangs im Louvre gefangen gehalten worden war, entwischte später in armseliger Verkleidung nach Chartres. Von hier aus trat er auf den Rath seiner Mutter mit den Siegern in Unterhandlungen, die damit endeten, daß er ihre Forderungen bewilligte. Die Ligue erhielt noch mehr Sicherheitsplätze eingeräumt; der Calvinismus wurde aufs Neue geächtet; eine zweite Reichsversammlung ward nach Blois einberufen und Guise zum Generallieutenant des Königreichs, d. h. zu des Königs Stellvertreter ernannt.

Gegen Ende des Jahres 1588 traten die Stände

in Blois zusammen. Guise lenkte sie nach seinem Willen. Er war jetzt allmächtig, der König nur ein Schattenbild. Heinrich III. knirschte im Stillen; er verhehlte sich die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit seiner Rolle nicht. Die festesten Plätze und somit die Hälfte Frankreichs hatte Guise als Oberhaupt der Ligue factisch in seinen Händen; über die andere Hälfte übte er vermöge seiner neuen Würde eine gesetzliche Autorität. Mit Gewalt — das hatte Heinrich am Tage des Barrikadengefechtes einsehen gelernt — war gegen den Verhaßten nichts auszurichten; er mußte also, wollte er seine Krone retten, zur List seine Zuflucht nehmen. Nach einer längeren Berathung mit seiner Mutter war er entschlossen — zum Meuchelmorde. Er berief eines Tages Guise in seinen Pallast zu Blois. Dieser, obschon von seinen Freunden gewarnt, erschien. Als er das Zimmer des Königs betreten hatte, überschüttete ihn der gereizte Monarch mit einer Fluth von Vorwürfen wegen seiner thronräuberischen Absichten. Guise wollte antworten, aber der König ging, ohne ihn anzuhören, in ein Nebengemach, aus dem sofort eine Mörderschaar hervorstürzte und den Herzog niederstieß, ehe dieser noch sein Schwert ziehen konnte. So starb Heinrich von Guise, wie sein Vater, eines unnatürlichen Todes. — Gleichzeitig ließ der König des Ermordeten Bruder, den

Cardinal Ludwig von Guise, verhaften und des andern Tages im Gefängnisse umbringen.

Der Fall der Guisen brachte ihrem feigen Mörder keinen Vortheil. Vielmehr hatte er dadurch selbst das letzte Band des Gehorsams zerschnitten, das seine Unterthanen noch an ihn knüpfte. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Frankreich. Paris gab das Beispiel der Empörung; ihm folgten Orleans, Chartres und der größte Theil des Landes. Keine andern Befehle wurden respectirt, als die der Ligue, und an der Spitze derselben stand — wieder ein Guise. Ja, noch lebte den Erschlagenen ein Rächer aus ihrem Geschlechte. Es war dies ihr Bruder, Herzog Karl v. Mayenne, des Geschmarrten dritter Sohn*). Er erbte die Würden des getödteten Heinrich. Die Ligue erkannte ihn als ihr Oberhaupt und als Reichsstatthalter an.

Eine beispiellose Wuth gegen den König, den man nur noch schlechthin Heinrich von Valois nannte, that sich allenthalben kund. Sein Name wurde nie ohne

*) Franz von Guise trug wegen einer großen Narbe im Gesicht, die er 1445 bei der Belagerung von Boulogne erhalten hatte, den Beinamen „der Geschmarrte" (le Balafré). Auch Heinrich von Guise kommt bei manchen Schriftstellern unter diesem Namen vor; er zeichnete sich ebenfalls durch eine bedeutende Schmarre aus, die er in einem Gefechte bei Chateau-Thierry davongetragen.

Flüche ausgesprochen; die Kanzeln ertönten von Verwünschungen gegen den Verruchten, den Sohn der Hölle, der die zwei festesten Säulen der Kirche vernichtet habe; in den Gerichtssälen, wie in den Tempeln, in den Collegien, wie auf dem Markte ward die Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit des Königsmordes lebhaft erörtert. Ein Pariser Geistlicher, Namens Lincestre, schloß keine seiner Predigten, ohne die Hinwegräumung Heinrich's von Valois zu berühren. „Was mich betrifft," setzte er hinzu, „so bin ich jeden Augenblick zu der That bereit, die Tage ausgenommen, wo ich den Leib des Herrn weihe."

Mitten in dieser Verwirrung endete Katharina von Medicis ihr fluchbeladenes Leben. Ehe sie starb, gab sie ihrem Sohne noch den klugen Rath, sich mit Navarra zu verbinden, um sich der Ligue zu erwehren. Heinrich III. befolgte denselben. Im April 1589 kam er mit seinem langjährigen Gegner auf dem Schlosse Plessis-les-Tours zusammen, und nach geschehener Aussöhnung zogen Beide vereinigt vor das rebellische Paris. Dieser offene Anschluß Heinrich's an die Ketzer stieß, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, dem Fasse den Boden aus. Papst Sixtus that ihn in den Bann und die Folgen dieser Maaßregel blieben nicht lange aus.

Am 1. August 1589 erschien ein Dominicaner-

Cardinal Ludwig von Guise, verhaften und des andern Tages im Gefängnisse umbringen.

Der Fall der Guisen brachte ihrem feigen Mörder keinen Vortheil. Vielmehr hatte er dadurch selbst das letzte Band des Gehorsams zerschnitten, das seine Unterthanen noch an ihn knüpfte. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Frankreich. Paris gab das Beispiel der Empörung; ihm folgten Orleans, Chartres und der größte Theil des Landes. Keine andern Befehle wurden respectirt, als die der Ligue, und an der Spitze derselben stand — wieder ein Guise. Ja, noch lebte den Erschlagenen ein Rächer aus ihrem Geschlechte. Es war dies ihr Bruder, Herzog Karl v. Mayenne, des Geschmarrten dritter Sohn*). Er erbte die Würden des getödteten Heinrich. Die Ligue erkannte ihn als ihr Oberhaupt und als Reichsstatthalter an.

Eine beispiellose Wuth gegen den König, den man nur noch schlechthin Heinrich von Valois nannte, that sich allenthalben kund. Sein Name wurde nie ohne

---

*) Franz von Guise trug wegen einer großen Narbe im Gesicht, die er 1445 bei der Belagerung von Boulogne erhalten hatte, den Beinamen „der Geschmarrte“ (le Balafré). Auch Heinrich von Guise kommt bei manchen Schriftstellern unter diesem Namen vor; er zeichnete sich ebenfalls durch eine bedeutende Schmarre aus, die er in einem Gefechte bei Chateau-Thierry davongetragen.

Flüche ausgesprochen; die Kanzeln ertönten von Verwünschungen gegen den Verruchten, den Sohn der Hölle, der die zwei festesten Säulen der Kirche vernichtet habe; in den Gerichtssälen, wie in den Tempeln, in den Collegien, wie auf dem Markte ward die Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit des Königsmordes lebhaft erörtert. Ein Pariser Geistlicher, Namens Lincestre, schloß keine seiner Predigten, ohne die Hinwegräumung Heinrich's von Valois zu berühren. „Was mich betrifft," setzte er hinzu, „so bin ich jeden Augenblick zu der That bereit, die Tage ausgenommen, wo ich den Leib des Herrn weihe."

Mitten in dieser Verwirrung endete Katharina von Medicis ihr fluchbeladenes Leben. Ehe sie starb, gab sie ihrem Sohne noch den klugen Rath, sich mit Navarra zu verbinden, um sich der Ligue zu erwehren. Heinrich III. befolgte denselben. Im April 1589 kam er mit seinem langjährigen Gegner auf dem Schlosse Plessis-les-Tours zusammen, und nach geschehener Aussöhnung zogen Beide vereinigt vor das rebellische Paris. Dieser offene Anschluß Heinrich's an die Ketzer stieß, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, dem Fasse den Boden aus. Papst Sixtus that ihn in den Bann und die Folgen dieser Maaßregel blieben nicht lange aus. —

Am 1. August 1589 erschien ein Dominicaner-

mönch, Namens Jacques Clement, in Saint-Cloud, wo der König Hof hielt, und bat um eine Audienz. Er wurde vorgelassen, überreichte dem Monarchen eine Schrift und stieß ihm während des Lesens ein vergiftetes Messer in den Unterleib. Der tödtlich Verwundete lebte nur noch wenige Stunden; gegen Abend gab er unter großen Schmerzen seinen Geist auf. Clement war von den herbeigeeilten Dienern des Königs ohne Weiteres niedergehauen worden. So blieben die Mitwisser des Mordplanes verborgen. Man sagt, der Thäter sei von der Schwester des ermordeten Heinrich von Guise, der Herzogin von Montpensier, gedungen gewesen. Es ist möglich, daß dem so ist. Aber man braucht nicht einmal dieses Motiv anzunehmen, um das Verbrechen zu erklären. Clement glaubte ein gottwohlgefälliges Werk zu verrichten, wenn er den gebannten König, der ihm der Inbegriff aller Abscheulichkeit war, aus der Welt schaffte, und in der That erschien auch allen eifrigen Katholiken das gräßliche Ereigniß in diesem Lichte. Man verehrte das Andenken Clement's, wie das eines Heiligen, und der Papst stellte ihn der Judith gleich. Bedauern erregte Heinrich's III. gewaltsamer Tod nirgends. Er war verachtet, und mit Recht; denn nie hat vielleicht ein so elender und nichtswürdiger Fürst über Frankreich regiert, als dieser letzte Valesier.

Karl IX. war ein grösseres Ungeheuer, Heinrich III. ein grösserer Schwächling.

Heinrich von Navarra, der, wie oben erwähnt, nach dem Erlöschen der Linie Valois das nächste Anrecht auf die Thronfolge hatte, trat nun als Heinrich IV., König von Frankreich, auf. Vor der Hand wurde er freilich nur von den Hugenotten als solcher anerkannt. Die Katholiken mochten nichts von ihm wissen, wagten aber auch nicht, den ältesten Sohn ihres Lieblings Heinrich von Guise, Herzog Karl, zum Könige auszurufen. Um das unzweifelhafte Erbrecht des Hauses Bourbon scheinbar zu ehren, wählten sie in der Person des Cardinals Karl von Bourbon einen Gegenkönig, der sich Karl X. nannte. Dieser Karl X. aber sollte nichts als ein Schattenkönig sein, den man beliebig wieder entfernen könnte, wenn man ihn nicht mehr brauchte. Er erlangte auch in der That nie den mindesten Einfluß. Die Geschäfte wurden von Andern besorgt. Mayenne blieb Reichsstatthalter; der Ausschuß der Sechzehner beherrschte Paris und eine von den Generalständen gewählte, aus 40 Deputirten zusammengesetzte Corporation regierte das Reich.

Als Heinrich IV. sah, daß die Ligue ihn unter keiner Bedingung zum Genusse seiner Rechte gelangen lassen wolle, bedachte er sich nicht, das mit dem Schwerte zu erzwingen, was man ihm in Güte verweigere. Er

suchte das ligistische Heer auf, das von Mayenne befehligt wurde, und schlug es am 21. September 1589 bei Arques auf's Haupt. Doch die besiegte Partei gab ihre Sache noch nicht verloren. Von spanischen Hülfstruppen unterstützt, war es ihr möglich, wiederum eine Streitmacht von 17000 Mann in's Feld zu stellen. Heinrich IV. hatte zwar nur 8000 Mann Fußvolk, 2000 Reiter und weniges Geschütz; aber, auf die erprobte Tapferkeit seiner Truppen vertrauend, lieferte er am 14. März 1590 eine neue Schlacht bei Ivry. Mit dem Feldgeschrei: „Es lebe der König!" griffen die Hugenotten an. Die Nähe ihres bewährten Führers erfüllte sie mit Siegesgewißheit; denn, wie alle große Männer, übte Heinrich einen zauberähnlichen Einfluß auf seine Umgebung. Wo sein weißer Helmbusch sich zeigte, war der Anprall seiner Krieger unwiderstehlich. Der Feind erlitt eine vollständige Niederlage. Beinahe alle seine Fahnen und sämmtliches Gepäck gingen verloren. Mayenne rettete sich mit den Trümmern des geschlagenen Heeres nach Paris, wo er im Bunde mit den Sechzehnern Alles zur hartnäckigsten Vertheidigung aufbot.

Heinrich IV. erschien bald im Angesichte der Hauptstadt, deren Thore ihm verschlossen blieben. Ein Sturm, den er unternahm, brachte ihn blos in den Besitz der Vorstädte. Die starken Befestigungen der innern Stadt

spotteten aller Angriffe. Nur durch Hunger konnte die französische Bevölkerung zur Uebergabe gezwungen werden. So gern sich nun Heinrich's menschenfreundliches Herz der Nothwendigkeit überhoben gesehen hätte, die Leiden einer Hungersnoth über seine Unterthanen zu verhängen, so ließ ihn doch die Ueberzeugung, daß dadurch allein der Widerstand seiner Gegner zu brechen sei, die strenge Maaßregel in Ausführung bringen. Paris wurde auf das Engste eingeschlossen. Anfangs blieben die Belagerten gutes Muthes. Als aber die Lebensmittelvorräthe aufgezehrt waren, als man zu Hunde- und Katzenfleisch, zu Gras und Knochenmehl seine Zuflucht nehmen mußte, als bösartige Seuchen, durch den Genuß der ungesunden Nahrungsmittel erzeugt, unter der zusammengedrängten Menschenmasse zu wüthen begannen, da kam es zu Scenen des Jammers und der Verzweiflung. Gleichwohl blieb der Trotz der Sechzehner ungebeugt. Sie verwarfen mit brutalem Hohne alle Aufforderungen zur Uebergabe und bestraften Jeden mit dem Tode, der von Frieden und Unterwerfung sprach. Ihre Schreckensherrschaft hielt den Widerstand der Pariser aufrecht. Endlich konnte der König das Elend der Unglücklichen nicht mehr mit ansehen. Er ließ eine Milderung in der Sperre eintreten und duldete es, daß Lebensmittel in die Verschanzungen gelangten. Drei- bis viertausend Menschen, welche aus der Stadt getrieb

ben wurden, damit der Verzehrenden weniger würden, fanden in seinem Lager freündliche Aufnahme und Brod zur Sättigung ihres Hungers.

Als kurz darauf die Nachricht eintraf, daß ein spanisches Hülfscorps unter dem Commando des kriegskundigen Herzogs von Parma zum Entsatze herbeieile, hob Heinrich die Belagerung ganz auf und warf sich vor Rouen, das er jedoch ebenfalls nach einiger Zeit verließ, als ihn der spanische Feldherr im Rücken bedrohte.

Mittlerweile war in der Stimmung der Franzosen eine eigenthümliche Aenderung eingetreten. Heinrich's mildes und doch kraftvolles Benehmen, seine hohen Eigenschaften und namentlich sein väterliches Wohlwollen gegen das empörte Paris hatten ihm viele Herzen gewonnen. Eine nicht unbedeutende Anzahl einflußreicher Katholiken, die ihn als rechtmäßigen König anerkannten, diente bereits unter seinen Fahnen; mehre Andere fielen ihm nach dem Ableben des sogenannten Karl's X., das während der Belagerung erfolgte, zu. Nur die Furcht vor der Ligue und den Sechzehnern verhinderte noch eine Erhebung der Masse zu Heinrich's Gunsten. Das Wichtigste aber war, daß sich die Häupter der herrschenden Partei selbst entzweiten. Die Sechzehner hielten zu dem Könige von Spanien, der seine Tochter Clara Eugenia, allenfalls mit dem jungen Herzoge

Karl von Guise vermählt, auf den französischen Thron erhoben zu sehen wünschte; Mayenne hätte am Liebsten die Krone für sich gehabt; Andere wollten eine republikanische Verfassung. Die Sechzehner ließen sich in ihrem Eifer gegen wahre oder vermeintliche Abtrünnige zu grausamen Blutthaten, z. B. der Ermordung des Präsidenten Brisson, hinreißen, wofür sie wieder von Mayenne dadurch gezüchtigt wurden, daß er mehre ihrer wildesten Anführer dem Henker überantwortete. Von diesem Zwiespalte begünstigt, gewann allmählig eine zwar katholische, aber politisch und kirchlich gemäßigte Gesinnung die Oberhand. Es bildete sich eine Verbindung, nicht viel anders als die Ligue selbst, welche sich das Ziel setzte, vor Allem die öffentlichen Aemter in die Hände einsichtsvoller, duldsamer Männer zu bringen. — Es wurde dies auch in Paris so ziemlich durchgeführt. Aehnliche Tendenzen zeigten sich in dem ganzen Reiche, und ob zwar der Krieg noch einige Jahre fortdauerte, so mußte sich doch endlich der Umschwung der öffentlichen Meinung auch äußerlich geltend machen.

Den Anlaß hierzu gaben die Wahlen zu der Reichsversammlung, welche die Ligue im Januar 1593 nach Paris ausschrieb, um über die Wiederbesetzung des erledigten Thrones Beschluß zu fassen. Diese Wahlen fielen anders aus, als die Fanatiker erwartet hatten. Die Gewählten waren meist Männer

von patriotischer, national-französischer Gesinnung, also der spanischen Politik, wie der Verlängerung der Kriegsgreuel gleich sehr abgeneigt. Ihre Berathungen lieferten ein Ergebniß, wie es nach dem Character der Versammlung vorauszusehen war. Man vereinigte sich dahin, daß Heinrich von Navarra unter dem Namen Heinrich IV. als König von Frankreich anerkannt werden solle, wenn er katholisch würde.

Heinrich, dem daran lag, seinem Volke den Frieden zu geben, nahm diese Bedingung an. Hatte er schon einmal aus Todesfurcht seinen Glauben abgeschworen, so glaubte er dies nun auch zum Heile des Staates thun zu dürfen. Paris, meinte er, sei wohl einer Messe werth. Die aufgeklärteren Hugenotten riethen ihm selbst dazu. Nur die Strenggläubigen, an deren Spitze Mornay stand, sahen es nicht gern; doch konnten auch sie sich nicht verhehlen, daß Heinrich's Uebertritt gewissermaßen von der Nothwendigkeit geboten werde. In einem vorzugsweise katholischen Lande hätte sich ein protestantischer Fürst nie behaupten können. — Uebrigens waren sie von Heinrich's Redlichkeit versichert, daß er auch als Katholik die Interessen der Evangelischen, seiner langjährigen Waffenbrüder, wahrnehmen und sicher stellen werde. Es söhnten sich denn nach und nach selbst die eifrigsten Hugenotten mit dem Unvermeidlichen aus, worauf am 25. Juli 1593 in den

Abtei Saint-Denis der Uebertritt Heinrich's zum Katholicismus stattfand.

Mit diesem Schritte hörte aller Grund zum Widerstande gegen Heinrich auf, und so sehr sich auch die Ligue bemühen mochte, die Aufrichtigkeit seiner Sinnesänderung in Zweifel zu ziehen und ihn als heimlichen Hugenottenfreund zu verschreien, so wollten doch diese Mittelchen nicht mehr verfangen. Stadt auf Stadt, Festung auf Festung öffnete dem Könige ihre Thore, und mit Schmerz gewahrten die Liguisten, daß selbst Paris nicht mehr zu halten war. Sie hielten es für gut, mit den spanischen Truppen abzuziehen; mehr als hundert der Gefährlichsten, welche bleiben wollten, wurden von den Gemäßigten förmlich verwiesen. Nach dieser Säuberung der Hauptstadt hielt Heinrich IV. am 22. März 1594 seinen feierlichen Einzug. Das Volk empfing ihn mit betäubendem Jubelruf; alle Gewalten leisteten ihm den Eid der Treue.

Die Theilnahme für den neuen König, der eben so gut Herzen wie Städte zu erobern verstand, schlug bald in innige Anhänglichkeit um, die sich noch erhöhte, als am 27. December 1594 ein Jesuitenzögling, Namens Jean Chatel, einen Mordversuch auf ihn machte. Heinrich wollte den verführten Jüngling, der ihn mit einem Messer, aber nicht gefährlich, verwundet hatte, freigeben; doch das Parlament verurtheilte ihn

von patriotischer, national-französischer Gesinnung, also der spanischen Politik, wie der Verlängerung der Kriegsgreuel gleich sehr abgeneigt. Ihre Berathungen lieferten ein Ergebniß, wie es nach dem Character der Versammlung vorauszusehen war. Man vereinigte sich dahin, daß Heinrich von Navarra unter dem Namen Heinrich IV. als König von Frankreich anerkannt werden solle, wenn er *katholisch würde*.

Heinrich, dem daran lag, seinem Volke den Frieden zu geben, nahm diese Bedingung an. Hatte er schon einmal aus Todesfurcht seinen Glauben abgeschworen, so glaubte er dies nun auch zum Heile des Staates thun zu dürfen. Paris, meinte er, sei wohl einer Messe werth. Die aufgeklärteren Hugenotten riethen ihm selbst dazu. Nur die Strenggläubigen, an deren Spitze Mornay stand, sahen es nicht gern; doch konnten auch sie sich nicht verhehlen, daß Heinrich's Uebertritt gewissermaßen von der Nothwendigkeit geboten werde. In einem vorzugsweise katholischen Lande hätte sich ein protestantischer Fürst nie behaupten können. — Uebrigens waren sie von Heinrich's Redlichkeit versichert, daß er auch als Katholik die Interessen der Evangelischen, seiner langjährigen Waffenbrüder, wahrnehmen und sicher stellen werde. So söhnten sich denn nach und nach selbst die eifrigsten Hugenotten mit dem Unvermeidlichen aus, worauf am 25. Juli 1593 in der

Abtei Saint-Denis der Uebertritt Heinrich's zum Katholicismus stattfand.

Mit diesem Schritte hörte aller Grund zum Widerstande gegen Heinrich auf, und so sehr sich auch die Ligue bemühen mochte, die Aufrichtigkeit seiner Sinnesänderung in Zweifel zu ziehen und ihn als heimlichen Hugenottenfreund zu verschreien, so wollten doch diese Mittelchen nicht mehr verfangen. Stadt auf Stadt, Festung auf Festung öffnete dem Könige ihre Thore, und mit Schmerz gewahrten die Liguisten, daß selbst Paris nicht mehr zu halten war. Sie hielten es für gut, mit den spanischen Truppen abzuziehen; mehr als hundert der Gefährlichsten, welche bleiben wollten, wurden von den Gemäßigten förmlich verwiesen. Nach dieser Säuberung der Hauptstadt hielt Heinrich IV. am 22. März 1594 seinen feierlichen Einzug. Das Volk empfing ihn mit betäubendem Jubelruf; alle Gewalten leisteten ihm den Eid der Treue.

Die Theilnahme für den neuen König, der eben so gut Herzen wie Städte zu erobern verstand, schlug bald in innige Anhänglichkeit um, die sich noch erhöhte, als am 27. December 1594 ein Jesuitenzögling, Namens Jean Chatel, einen Mordversuch auf ihn machte. Heinrich wollte den verführten Jüngling, der ihn mit einem Messer, aber nicht gefährlich, verwundet hatte, freigeben; doch das Parlament verurtheilte ihn

zum Tode. Das Volk konnte nur mit Mühe abgehalten werden, das Jesuitencollegium zu stürmen; es gab sich nicht eher zufrieden, bis ein Parlamentsbeschluß den gefährlichen Orden aus Frankreich verbannte.

Dies Ereigniß hatte übrigens die gute Folge, daß Heinrich nicht länger zögerte, der Ligue, die sich immer noch in einigen Provinzen hielt und jedenfalls mit dem versuchten Meuchelmorde in Verbindung stand, vollends den Kopf zu zertreten. Er brach mit einem wohlausgerüsteten Heere auf und schlug den Feind am 5. Juni 1595 bei Fontaine-Française dermaßen, daß er nicht wieder zu Athem kommen konnte. Mayenne und sein Neffe, Herzog Karl von Guise, unterwarfen sich; die Ligue löste sich auf; Frankreich war beruhiget.

In demselben Jahre entschloß sich Heinrich zu einem Schritte, der ihm zwar sauer ankam, aber von der Klugheit geboten wurde. Von Sixtus V. her lastete nämlich noch der päpstliche Bannfluch auf ihm, und da dieser Umstand bei seinen frommgläubigen Unterthanen leicht Aergerniß erregen konnte, so ersuchte er den jetzigen Papst Clemens VIII., ihn von dem Banne zu entbinden. Der Papst erklärte sich dazu bereit, wenn der König sich zu der vorgeschriebenen Kirchenbuße bequeme. Heinrich ließ die lächerliche Ceremonie durch zwei Abgesandte, die Cardinäle Düperron und d'Ossat, am 17. December 1595 in der Peterskirche zu Rom verrichten,

und nun hatte er auch dem scrupulösesten Katholiken genug gethan. Wer konnte noch an der Rechtgläubigkeit des Königs zweifeln, da der heilige Vater selbst sein apostolisches Siegel darauf gedrückt hatte?

Noch dauerte der Krieg mit Spanien fort; doch 1598 wurde auch er geendigt, indem König Philipp, durch Geldmangel und wiederholte Verluste zum Nachgeben gezwungen, am 2. Mai dieses Jahres den Frieden von Vervins unterzeichnete. Um dieselbe Zeit regelte Heinrich auch die Religionsverhältnisse seines Landes durch das berühmte Edict von Nantes, erlassen am 13. April 1598. Dieses denkwürdige Actenstück lautet in seinen wichtigsten Puncten wie folgt:

„Der König gestattet den Reformirten die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes in allen den Städten, welche das frühere Edict von Poitiers bezeichnet hat, unter der Bedingung jedoch, den Gottesdienst der Katholiken nicht zu stören. In den Städten aber, wo sie früher noch keinen Gottesdienst hatten, bleibt derselbe untersagt. Auch dürfen sie an solchen Orten weder Bücher drucken, noch verkaufen."

„Die Reformirten sind gehalten, sich im bürgerlichen Leben an die Einrichtung der katholischen Kirche zu halten, z. B. in Beobachtung der Feiertage und in Ehesachen. Dagegen sind sie aber auch im Genuß aller bürgerlichen Rechte und werden zu

allen, auch den höchsten Staatsämtern zugelassen. — Den Eid dürfen sie auf ihre Weise leisten, ohne nöthig zu haben, auf die Heiligen zu schwören."

„Die Kranken der Reformirten werden in die öffentlichen Spitäler aufgenommen, so gut als die der Katholiken, und die ihnen entzogenen Begräbnißplätze sollen ihnen zurückgegeben werden."

„Es ist verboten, reformirte Kinder ihren Eltern zu rauben und ihnen die katholische Taufe aufzunöthigen. Aber dieselbe Gewaltthat ist auch umgekehrt den Reformirten untersagt in Beziehung auf katholische Kinder."

„In den Parlamenten soll eine gleiche Anzahl von katholischen und reformirten Richtern niedergesetzt werden, um über die Beschwerden der einen oder der andern Partei zu richten, und überdies soll eine eigene Kammer des Edictes bestehen, um über die Aufrechterhaltung desselben zu wachen."

„Der König gestattet den reformirten Predigern allgemeine Zusammenkünfte oder Synoden; er giebt einen Beitrag zu ihrer Besoldung und erlaubt überdies den Reformirten, unter sich Abgaben zu Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse zu fixiren."

„Endlich räumt der König den Reformirten auf acht Jahre mehrere Sicherheitsplätze (darunter die wichtigen Festungen Rochelle und Montauban) ein."

Wenn man dieses Edict mit den Bestimmungen zusammenhält, die neuerdings in mehren deutschen Staaten rücksichtlich der Deutschkatholiken getroffen worden sind, so findet man in einigen Punkten eine auffallende Aehnlichkeit, in andern wieder eine Verschiedenheit, die nicht zu Gunsten des neunzehnten Jahrhunderts spricht. Ueber dem Edicte von Nantes steht keines dieser neuern Religionsgesetze; wohl aber stehen manche unter ihm.*) Genug, die französischen Hugenotten hatten alle Ursache, damit zufrieden zu sein. Nicht als ob sie nicht manche darin enthaltene Beschränkungen weggewünscht hätten (wann könnte sich eine Partei je befriedigt fühlen?); aber sie hätten blind sein müssen, um zu verkennen, daß ihnen Alles gewährt war, was ihnen vernünftigerweise von dem katholischen Beherrscher

*) Man denke an Oestreich und Baiern, welche jeden Deutschkatholiken, der sich blicken läßt, über die Grenze jagen, an das protestantische Kurhessen, das die todten Deutschkatholiken an der Kirchhofsmauer, wo die Selbstmörder liegen, zu begraben befiehlt, ja selbst an das humane Sachsen, das den neuen Gemeinden zumuthet, die kirchlichen Bedürfnisse der Römischkatholischen mit bestreiten zu helfen, während sie doch wahrlich genug zu thun haben, um sich selbst über dem Wasser zu erhalten. Eine solche Zumuthung machte man den Hugenotten nicht. Das war freilich vor dritthalbhundert Jahren!

eines katholischen Landes in damaliger Zeit gewährt werden konnte. Sie erfreuten sich zum ersten Male eines gesetzlich gesicherten Zustandes; denn diesmal waren es keine leeren Versprechungen, mit denen man sie abspeiste, sondern wirkliche, ehrlich gemeinte Zugeständnisse. Nach langen Kämpfen genossen sie endlich die ersehnte Anerkennung, und sicher unter dem Schutze eines rechtschaffenen Monarchen, konnten sie frei athmen und friedlich leben. Was ihre kirchlichen Verhältnisse betrifft, so besaßen sie damals 760 Kirchen, die kleineren Gemeinden, die keine besonderen Kirchen hatten, nicht mit eingerechnet. Außerdem hatten sie 4 Universitäten (Montauban, Saumur, Montpellier und Sédan), auf welchen ihre Theologen sich bildeten.

Was Heinrich IV. in politischer Hinsicht für sein Land that, dies ausführlich zu schildern, ist nicht die Aufgabe einer Reformationsgeschichte. Er war, um es kurz zu sagen, der beste und größte Fürst, den Frankreich je gehabt, und wenige Andeutungen werden genügen, diesen Ausspruch zu rechtfertigen. Er übernahm Frankreich in einem Zustande namenloser Zerrüttung, ja beinahe vollkommener Auflösung und hinterließ es geordnet, stark und mächtig. Er fand Verwüstung, Verarmung, Entblößung vor und brachte den Wohlstand des Landes zu einer Höhe, die noch nie dagewesen war. Er erbte, als er die Regierung antrat, eine Schulden-

läst von 330 Millionen Livres (gegen 1000 Millionen nach dem heutigen Fuße), und nach fünfjähriger Verwaltung hatte er alle Schulden getilgt, einen Schatz von 40 Millionen gesammelt, die Staatseinkünfte ansehnlich vermehrt und gleichwohl die Lasten des Volkes bedeutend vermindert. Seine Ordnung, seine Sparsamkeit und Rechtlichkeit, so wie die ausgezeichneten Talente seines trefflichen Ministers, Marquis von Rosny, den er unterdeß zum Herzoge von Sully erhoben, hatten solches Wunder bewirkt. Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schifffahrt, Gerechtigkeitspflege und Schulwesen, Künste und Wissenschaften waren gleichmäßig die Gegenstände seiner Sorgfalt.

Nachdem er nun die Wunden seines Landes geheilt und dasselbe zum blühendsten Reiche Europens gemacht, richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf die auswärtigen Angelegenheiten. Er beschloß vor Allem die Demüthigung Oestreichs, dessen überschwellende Macht dem Weltfrieden gefährlich zu werden drohte. Er gewann zu diesem Zwecke zahlreiche Bundesgenossen, traf großartige Zurüstungen, sah sich im Geiste schon als Sieger und träumte von der Errichtung einer allgemeinen christlichen Staatenrepublik, an deren Spitze Frankreich stehen sollte, als der Dolchstoß eines Fanatikers seinem kostbaren Leben im 57. Jahre ein Ende machte. Franz Ravaillac war es, der am 14. Mai

1610 die unerhörte That verübte. Er handelte als Werkzeug jener niederträchtigen Pfaffenpartei, welche es Heinrich nicht vergab, daß er Bildung und Aufklärung unter seinen Unterthanen beförderte und die Hugenotten in ihren wohlerworbenen Rechten schützte.

Ganz Frankreich zitterte bei dem Stoße, der den Vater des Vaterlandes von seinem Volke riß. Namentlich aber beweinten die Hugenotten den unersetzlichen Verlust. Und sie hatten Recht, zu trauern; denn für sie nahten wieder trübe Zeiten.

Heinrich IV. hatte sich von seiner ersten Gemahlin, Margarethe von Valois, scheiden lassen und von seiner zweiten, Maria von Medicis, 5 Kinder erhalten, 2 Söhne und 3 Töchter. Sein Erstgeborner folgte ihm unter dem Namen Ludwig XIII. in der Regierung, da er aber erst 9 Jahr alt war, so führte seine Mutter für ihn die Regentschaft. Maria von Medicis war eine ränkevolle, herrschsüchtige, bigotte Frau, die eine den Grundsätzen ihres verstorbenen Gatten entgegengesetzte Politik einschlug, sich möglichst eng an Spanien anschloß, Unordnung in der Verwaltung einreißen ließ und die Hugenotten mit scheelen Augen ansah. Sully und andere edle Männer verloren allen Einfluß und verließen den Hof. Die Gewalt ging in die Hände unwürdiger Günstlinge über, unter denen

vorzüglich der verschmitzte Italiener Concino Concini zu nennen ist, bekannter unter dem Namen des Marschalls von Ancre. Er und seine Gattin, Eleonora Dora Galigai, beherrschten die Königin-Mutter und durch sie den jungen König, der 1613 für mündig erklärt wurde.

Die Großen des Reichs, dieser Wirthschaft müde, wurden unruhig und verlangten Einberufung der Reichsstände. Um die Mißvergnügten zu beschwichtigen, bewilligte der Hof ihre Forderungen, gewährte den Parteiführern Statthalterschaften und Sicherheitsplätze, bestätigte den Hugenotten, an deren Spitze jetzt Prinz Heinrich von Condé stand, die ihnen günstigen Edicte und hielt 1614 eine Reichsversammlung ab, die jedoch in Folge höfischer Intriguen die Hoffnungen der Nation nicht erfüllte. Es war dies die letzte Versammlung der General- oder Reichsstände, die vor der Revolution (1789) gehalten wurde.

Die kaum gedämpften Unruhen brachen bald von Neuem aus durch Condé, der dafür drei Jahre lang (1616—1619) in der Bastille büßen mußte. Mittlerweile war zwar (am 24. April 1617) der Marschall von Ancre gestürzt, er und seine Gattin getödtet und die Königin-Mutter Maria vom Hofe verbannt worden; aber der neue Günstling, Connetable von

Luines*), hauste in der alten Weise. Er wußte dem Könige ein Edict abzulocken, welches den Hugenotten ihre Kirchengüter in dem altprotestantischen Fürstenthume Bearn entriß. Diese schnöde Rechtsverletzung führte zum neunten Religionskriege (1621). Die Hugenotten sammelten sich unter Condè, der wieder frei geworden war, und der Connetable rückte selbst gegen sie in's Feld. Vergebens aber belagerte er das feste Montauban; der Tod überraschte ihn, ehe er noch das Geringste ausgerichtet hatte. Nach seinem Hinscheiden ging das Commando an den Marschall Lesdiguieres, einen abgefallenen Hugenotten, über. Dieser erfahrne Krieger war glücklicher, als sein ungeschickter Vorgänger. Er zwang die Hugenotten 1622 zu dem Frieden von Montpellier, der ihnen zwar ihre Religionsfreiheit und bürgerlichen Rechte ließ, aber sie ihrer Sicherheitsplätze bis auf Rochelle und Montauban beraubte.

Der schwache Ludwig XIII., unfähig zu allen ernsten Geschäften, mußte sich nach Luines' Tode alsbald nach einem Andern umsehen, der die Last der Regierung für ihn tragen konnte. Sein Blick fiel diesmal auf einen Geistlichen, der Armand Jean du Plessis hieß

*) Das Amt eines Connetable war die höchste militärische Würde im alten Frankreich, ohngefähr so viel wie Generalissimus. Wir haben in diesem Capitel mehrfach den Ausdruck „Kronfeldherr" dafür gebraucht.

und Bischof von Luçon war. Derselbe hatte sich dadurch beliebt gemacht, daß er den König mit seiner Mutter ausgesöhnt hatte. Zum Danke dafür war ihm Zutritt in den Staatsrath gestattet und der Cardinalshut für ihn ausgewirkt worden. Im Jahre 1624 trat Cardinal Richelieu — so hieß er von nun an — in's Ministerium und wurde bald Alleinherrscher. Daß dieser listige, kraftvolle, unbeugsame, mehr furchtbare als große Character den ungeheuersten Einfluß auf die Geschicke Frankreichs übte, ist sattsam bekannt und sei hier nur beiläufig erwähnt. Wie sich die Lage der Hugenotten unter ihm gestaltete, erzählen wir in einem späteren Capitel.

Sechstes Capitel.

Reformatorische Keime in Spanien.

1525 — 1560.

Spanien, blühender Friedensgarten,
Weh, du unterliegst dem harten,
Dem entmenschten Blutgericht!
Deine freigesinnten Bürger
Sind erwürgt; es zürnt der Würger,
Daß an Opfern es gebricht.

Nach Chamisso.

Spanien — das schöne Land des Weins und der Gesänge, wie es Göthe nennt — spielte nicht immer die finstere und traurige Rolle, in der es sich später auf der Weltbühne bemerkbar machte. Es gab eine Zeit, wo dort feuriger Strebegeist und heroische Thatkraft walteten, wo seine Bewohner, aufgeweckt, muthig und selbstvertrauend, eine edlere Bestimmung verfolgten, als sich

in den Leichenmantel dumpfer Bigotterie zu wickeln. Es war dies die goldene Zeit seiner Freiheitsrechte. Erst als sie vorübergerauscht, als der Unabhängigkeitssinn der Nation durch Despotendruck ertödtet war, versank das Land in jenen fürchterlichen Abgrund willenloser Knechtschaft und stupider Pfafferei, aus dem es sich erst nach Jahrhunderten wieder ein wenig emporraffen sollte. Wie konnte es auch anders sein? Die Freiheit ist der Lebensodem der Völker; wo sie verkümmert wird, da schwindet auch Kraft, Einfluß, Wohlstand, Blüthe, kurz Alles, was das Glück und die Ehre eines Volkes ausmacht.

Das Jahrhundert der Reformation war der Wendepunkt in Spaniens Geschick. Zwar nagten schon seit Ferdinand's des Katholischen Zeiten weltlicher Absolutismus und geistliche Inquisition wie gefräßige Würmer an dem Marke des Landes; aber noch war der Volksgeist nicht so weit entnervt, daß er unfähig gewesen wäre, die befreienden Lehren der Reformation in sich aufzunehmen. Und hätte Luther's heilbringende Botschaft am Hofe zu Madrid einen günstigeren Boden gefunden, so daß ihr Zeit gelassen worden wäre, festen Fuß zu fassen in der Nation, wahrlich, Spanien hätte sich glänzend verjüngt und wäre nie von der hohen Stufe herabgestiegen, die es unter den Staaten Europa's einnahm. Denn es liegt in dem Wesen großer,

weltbewegender Ideen, daß sie diejenigen Völker, welche sie mit ungetheilter Wärme erfassen, zu dem Gipfel der Macht führen. Aber das Unglück Spaniens war es, daß es damals Fürsten hatte, welche ihre Zeit verkannten. Sie wollten keine Neuerungen, keine Opposition, keinen Kampf und kein Leben, sondern nur den Tod der lautlosen Monarchie und das Grab des stillen Glaubens.

So erscheinen die reformatorischen Bestrebungen Einzelner, die der Anfang einer geistigen Wiedergeburt der iberischen Halbinsel hätten werden können, blos als die letzten Lichtblitze der verlöschenden Lampe. Doch immerhin gewährt es Genuß, auch diesen letzten Zuckungen des Menschengeistes, wie er sich in einem großen Volksganzen manifestirt, zu folgen. Ein Genuß, der freilich von tiefschmerzlicher Beimischung nicht frei ist!

Die evangelischen Grundsätze, wie sie von Luther in Deutschland verkündigt wurden, fanden auf verschiedenen Wegen Eingang nach Spanien. Leute aus der Umgebung des Kaisers, Offiziere aus dessen Heergefolge, selbst Staatsmänner und Priester, welche während ihres kürzeren oder längeren Aufenthaltes in Deutschland Gelegenheit gefunden hatten, mit dem Inhalte der neuen Lehre vertraut zu werden, brachten sie mit in die spanische Heimath zurück. Und als später in dem französischen Fürstenthum Bearn, das nur durch die Pyre-

näen von der spanischen Provinz Arragonien getrennt ist, die protestantischen Ideen einen festen Anhaltepunkt gefunden hatten, machte sich die Uebertragung derselben nach Spanien vermittelst des Handelsverkehrs von selbst.

Karl V., der übrigens als König von Spanien Karl I. hieß, war, was seine Regierungsgrundsätze betraf, in die Fußstapfen seines Vorgängers Ferdinand getreten. Er wollte, wie wir wissen, unumschränkt herrschen, und darum verlangte er auch Einheit des Glaubens unter den Beherrschten. Gleichwohl zog er manche freisinnige Männer in seine Nähe, die bei den katholischen Eiferern bald — und nicht mit Unrecht — in den Geruch der Begünstigung des Lutherthums kamen. Darunter ist vor Allen der treffliche Kanzler Mercurino Gattinara, der leider zu früh verstarb, so wie der Geheimschreiber Alfonso Valdez zu nennen, der häufige Zusammenkünfte mit Melanchthon hatte. Beide bemühten sich, dem Kaiser eine bessere Meinung von den Protestanten beizubringen. Auch ein spanischer Gesandter in Rom, Don Juan de Manuel, sprach sich in seinen Briefen an Karl mehrfach zu Gunsten Luther's aus. Doch andere Einflüsse traten bald wieder den Samen aus, den die Worte jener Männer allenfalls in das Gemüth des Kaisers geworfen hatten. Nur die Wirkung blieb, daß er sich vor zu großer Härte gegen die Protestanten (namentlich die deutschen) hütete.

Unter den spanischen Priestern, welche mit bei dem Reichstage zu Worms gewesen, befand sich auch ein Provincial des Angeli-Ordens, Francisco de Angelis. Dieser kam mit einer den Bestrebungen Luther's günstigen Stimmung in sein Kloster zurück und verschwieg sie nicht. Doch als der erste Verbreiter der gereinigten Lehre in Spanien ist Juan de Avila, der „Apostel von Andalusien", zu betrachten. Dieser ehrwürdige, wegen seiner wahren Frömmigkeit allgemein geachtete Geistliche hielt sich, ohne sich gerade auf Luther's Autorität zu stützen, in seinen Predigten an das einfache Wort der Schrift. Dies war indeß genug, ihn der „Ketzerei" verdächtig zu machen. Er wurde 1526 bei der Inquisition angeklagt und konnte von Glück sagen, daß blos seine Schriften verboten wurden.

Die Inquisition, einmal stutzig gemacht, spähte bald nach weiteren Opfern umher. Ihre Augen fielen auf Pedro de Lerma, Professor der Universität zu Alcala, und dessen Neffen, Luis de Cadena. Beide waren als freisinnige Gelehrte bekannt, und nur schleunige Flucht nach Paris rettete die Ehrenmänner vor der Rache des heiligen Gerichts.

Andere, die nicht so glücklich waren, der Wuth der geistlichen Hyänen entfliehen zu können, wurden so lange in scheußlichen Kerkern herumgeschleppt, bis sie, der Marter müde, ihre Ueberzeugungen abschworen und

sich den ihnen auferlegten Bußübungen unterzogen. Selbst der Hofcaplan Kaiser Karl's, Alfonso de Virves, unterlag diesem Schicksal.

Hören wir, was dieser Mann selbst über das Verfahren der Inquisition in jenen Zeiten uns meldet! „Manche“, sagt er, „haben sich den Grundsatz angeeignet, daß es erlaubt sei, einen Ketzer durch Wort und Schrift zu beschimpfen, wenn man ihn nicht tödten oder foltern könne. Fällt ein armer Mann, den sie ungestraft mißhandeln können, in ihre Hände, so sprechen sie ein entehrendes Urtheil über ihn aus, so daß er, wenn er auch seine Unschuld beweist und seine Lossprechung erhält, dennoch auf Lebenszeit als Verbrecher gebrandmarkt ist. Ist aber der Unglückliche aus Unachtsamkeit oder durch den Umgang mit Andern wirklich in einen Irrthum verfallen, so suchen seine Richter nicht durch Auseinandersetzung der Schriftlehre, durch sanften Zuspruch und väterlichen Rath ihn von demselben zu befreien, sondern nehmen, im schneidendsten Gegensatz zu dem Charakter der Kirchenväter, auf welche sie sich berufen, zum Gefängnisse, zur Folter, zu Fesseln und zum Beile ihre Zuflucht. Und was ist die Wirkung jener furchtbaren Mittel? Alle jene dem Leibe zugefügten Qualen vermögen nicht die geringste Aenderung in den Vorstellungen der Seele hervorzubringen, die nur durch das Wort Gottes zur Wahrheit zurückgeführt werden

sam, welches lebendig und kräftig ist und schärfer denn ein zweischneidiges Schwert."

Gewiß, ein bemerkenswerthes Urtheil aus dem Munde eines spanischen Katholiken in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts! *).

Aber nicht blos Theologen, auch Laien fanden sich, welche gegen die unsinnigen Dogmen der Hierarchie ankämpften. Unter ihnen machte sich besonders Rodrigo de Valer in Sevilla einen Namen. Vorher ein lockerer Gesell, war er nachmals durch den Ernst des Lebens zur Religion hingeführt worden und durch fortgesetztes Nachdenken leicht zur Erkenntniß der totalen Nichtigkeit aller römischen Anmaßungen gelangt. Er mochte seine neugewonne Ueberzeugung nicht verhehlen und fiel so der Inquisition in die Hände. Erst beraubte sie ihn des Vermögens, und als er später nochmals angeklagt wurde, verurtheilte sie ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft. In dieser starb er.

Doch er hatte Schüler gewonnen, welche sein Werk fortsetzten. Der ausgezeichnetste derselben, ein Arragonier, Namens Juan Gil, gewöhnlich Doctor Egidius genannt, wurde nun das Haupt der Neugläubi-

*) Mit gewissen Modificationen passen jene Worte auch auf das schriftliche und geheime Gerichtsverfahren (das sogenannte Inquisitionsverfahren), das noch heutzutage in Deutschland besteht.

gen. Natürlich fiel auf ihn so gut, wie auf seinen Lehrer, der Haß der Inquisition. Aber Karl V., der die hervorragenden Eigenschaften des Mannes schätzte, schützte ihn und übertrug ihm sogar 1550 das Bisthum Tortosa. Eine Weile ging es nun. Indessen die Feinde des aufgeklärten Prälaten ruhten nicht. Sie wußten einen Prozeß gegen ihn einzuleiten, der damit endete, daß er seines Amtes entsetzt, auf einige Jahre eingesperrt und ihm alles fernere Lehren und Schreiben untersagt wurde bei Strafe des Scheiterhaufens. Doctor Egidius unterlag den Leiden, welche über ihn verhängt wurden; bald nach überstandener Gefangenschaft starb er. Aber selbst nach seinem Tode gab sich der Haß der Pfaffen noch nicht zufrieden. Auf das Gerücht hin, daß er im Bekenntniß des lutherischen Glaubens gestorben, ließ die Inquisition seine schon beerdigten Gebeine ausgraben und verbrennen, zog sein Vermögen ein und erklärte seinen Namen — für infam. Nur gut, daß die Geschichte nicht ihr Ja dazu sagt!

Nach Egidius' Tode nahm einer seiner fähigsten Jünger, Constantino Ponce de la Fuente, seine Stelle als Leiter der reformatorischen Bewegung ein. Er hatte eine Reise in die Niederlande lediglich aus der Absicht unternommen, um mit den Stimmführern des Protestantismus daselbst in engeres Vernehmen zu tre-

ten, und schlug, als er 1555 zurückkehrte, seinen Sitz ebenfalls da auf, wo Valer und Egidius gewirkt hatten, in Sevilla. So blieb Sevilla für das südliche Spanien immer der Hauptheerd der evangelischen Propaganda, wie es Valladolid für das nördliche war. La Fuente arbeitete eine Zeitlang mit vorzüglichem Erfolge und gründete sogar eine evangelische Gemeinde, bis auch ihm die Inquisition das Handwerk legte. Er starb in Folge erlittener Mißhandlungen.

Bis dahin hatte die Inquisition die der lutherischen Ketzerei Verdächtigen nur in den Gefängnissen herumgezogen und mit der Folter gepeinigt. Als aber die Sache bedrohlicher wurde, verschritt sie auch zu Hinrichtungen. Die Auszeichnung, der erste protestantische Blutzeuge in Spanien zu sein, ward einem angesehenen Kaufmanne aus Burgos, Francisco San-Roman, zu Theil. In den Niederlanden, wohin ihn Handelsgeschäfte geführt, hatte er mit der Lehre der Reformatoren Bekanntschaft gemacht und sich offen an die Personen angeschlossen, welche jener Lehre anhingen. Deshalb schon zu Antwerpen verhaftet, wurde er im Gefolge des Kaisers mit auf den Reichstag zu Regensburg, ja sogar mit nach Italien und Afrika geschleppt, endlich nach dem unglücklichen Feldzuge Karl's gegen Algier in Spanien wieder an's Land gesetzt und der Inquisition zu Valladolid übergeben. Sein Prozeß war kurz.

Da er nichts von dem, was man ihm Schuld gab, leugnete, so verurtheilte man ihn zu lebenslänglichem Gefängnisse. Man hatte dabei die Hoffnung, ihn noch zu bekehren. Aber vergebens waren die Bemühungen der Mönche, ihn von seinem Glauben abzubringen. San-Roman blieb standhaft und ertrug die Leiden des Kerkers mit musterhafter Geduld. Da beschloß das erbitterte Blutgericht, den Verstockten noch nachträglich dem Scheiterhaufen zu übergeben. San-Roman hörte das Urtheil mit Gleichmuth an. Auf dem Richtplatze angelangt, weigerte er sich, dem Priester zu beichten und sich vor dem Crucifix zu neigen, das ihm vorgehalten wurde. Festen Schrittes bestieg er den Holzstoß. Als ihn schon die Flammen umloderten, machte er eine unwillkührliche Bewegung mit dem Kopfe. Die Mönche glaubten darin ein Zeichen der Reue zu erkennen. Ein Wink des Großinquisitors, und er wurde aus dem Feuer geholt. Kaum aber war der Märtyrer wieder zu Athem gekommen, als er seinen geistlichen Henkern ruhig ins Gesicht blickte und sie lächelnd fragte: „Beneidet ihr mich um mein Glück?“ Darauf stieß man ihn in die Flammen zurück, von denen er alsobald verzehrt wurde. Die Todesfreudigkeit des heldenmüthigen Mannes machte auf alle Zuschauer den gewaltigsten Eindruck. Soldaten von der kaiserlichen Leibwache sammelten seine Asche; der englische Gesandte verschaffte

sich einen Theil seiner Gebeine, um sie als Reliquie aufzubewahren, und wenige Tage nach der Hinrichtung traten viele evangelisch gesinnte Einwohner Valladolids zu einer Gemeinde zusammen, die sich zwar insgeheim aber regelmäßig zum Zwecke christlicher Erbauung versammelte.

Auch außer Landes machten sich einige Spanier als Vorkämpfer der Reformation bemerklich. Juan Diaz aus Cuenca, der zu Neuburg an der Donau mit Hülfe seines eigenen Bruders Alfonso meuchlings ermordet wurde, und Miguel Servedo, dessen Laufbahn zu Genf ein beklagenswerthes Ende fand, kennen wir bereits*). Außer ihnen ist noch Jayme Enzinas zu nennen, welcher in Rom den Märtyrertod starb. Ein Bruder desselben, Francisco Enzinas, mit dem griechischen Beinamen Dryander, nahm den bereits von Juan Diaz gefaßten Plan wieder auf, die Bibel in das Spanische zu übersetzen. Vergebliches Beginnen! Schon der Titel des Buches: „Das neue Testament, d. i. der neue Bund unseres alleinigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi“ gab den Censoren vielen Anstoß; denn die Ausdrücke „neuer Bund“ und „alleiniger Seligmacher“ rochen nach dem Lutherthum. Man begnügte sich nicht damit, diese Worte auf dem Titel

*) S. 37 — 40, S. 256 — 259.

zu streichen, sondern der Uebersetzer selbst, da er auch noch eine Schrift Luther's ins Spanische übertragen hatte, wurde später eingekerkert und seine Bibelübersetzung, sowie einige andere, welche um diese Zeit entstanden, durch eine päpstliche Bulle verboten.

So standen die Angelegenheiten, als Karl V. abdankte und sein Sohn Philipp II. die Regierung der spanischen Erblande übernahm. Die Reformation hatte, wenn auch hie und da Opfer gefallen waren, doch im Ganzen ziemlich bedeutende Fortschritte in Spanien gemacht, und die Zahl ihrer Anhänger war keineswegs gering. Dies änderte sich sofort, als Philipp seine unheilvolle Thätigkeit entfaltete.

Verweilen wir einige Augenblicke, um auf diese merkwürdige Erscheinung, dieses Musterbild eines consequenten Despoten einen Blick der Betrachtung zu werfen!

Philipp II. war am 21. Mai 1527 geboren, also neunundzwanzig Jahre alt, als er zur Regierung gelangte. Sein Vater hatte ihm eine sorgfältige Erziehung geben lassen, und es läßt sich nicht leugnen, daß Philipp Manches gelernt hatte. Denn was er anfing, betrieb er mit Fleiß und Ausdauer. Er besaß schöne Kenntnisse in der Geschichte und Erdkunde, verstand etwas von der Malerei und Bildhauerei, sprach fertig lateinisch und war selbst des Italienischen und Franzö-

sischen nicht unkundig. Nur die wahre Staatsweisheit blieb ihm ein Geheimniß; denn dazu fehlte ihm der freie, klare Blick, der vorurtheilsfreie Geist. Befangen in einseitigen Religionsbegriffen, kannte er keinen größern Ruhm, als der rechtgläubigste König zu sein, und keinen größern Genuß, als die Feinde des von ihm für recht gehaltenen Glaubens zu vernichten. Dieser rechte, wahre Glaube aber war ihm kein anderer, als der katholische. Und welcher Katholicismus war der seinige! Ach, er hatte keine schöne, menschliche Seite; es war der Katholicismus mit allen seinen Auswüchsen und Schattenseiten, mit seiner wilden Verfolgungssucht und seinem unversöhnlichen Ketzerhasse, der Stockkatholicismus eines Torquemada und Tavannes. Der Gott, zu dem Philipp betete, erschien ihm als ein Gott des Schreckens und Entsetzens; er verehrte ihn, wie er selbst auf Erden verehrt sein wollte, mit Furcht und Zittern. Sein sonst ziemlich scharfer Verstand war in diesem einen Punkte mit völliger Blindheit geschlagen und eine unselige Verirrung überlieferte ihn gleichsam mit gebundenen Händen der Truglehre dumpfer Geistesknechtschaft. Aber wie unsinnig und verwerflich uns auch die Religion eines Philipp vorkommen mag, es war ihm Ernst damit. Er gebrauchte nie die Religion als bloßes Mittel zum Zweck; sie war ihm selbst der höchste Zweck, war ihm Gewissenssache. Den Vorwurf religiöser Heuchelei läßt

sich ihm nicht machen; er war ein aufrichtiger Fanatiker, ein Ketzerverfolger aus Ueberzeugung. Und hier erscheint er uns, bei allem Abscheu, den er uns sonst einflößt, doch achtungswürdiger, als eine Katharina von Medicis und selbst als sein Vater Karl. *)

Die größte Leidenschaft, die außer dem Eifer für die Religion in Philipp's düsterem und ödem Gemüthe lebte, war der Herrscheregoismus. Er erkannte keinen andern Willen an, als den seinigen, und wer Einfluß auf ihn üben wollte, mußte ihm seine Meinungen so geschickt unterzuschieben wissen, daß es schien, als wären sie aus des Königs eigenem Kopfe entsprungen. Wie Gott der Höchste im Himmel, so wollte Philipp der Höchste auf Erden sein, und wie er selbst das Ceremoniell

*) Vergl. Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande (kleine Ausgabe, VIII., 69): „Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil sie für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der Erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der Zweite war ein beschränkter schwacher Kopf, aber er war gerechter." — Damit soll Philipp dem Zweiten nicht ein absoluter Vorzug vor dem unendlich größern und hervorragendern Karl zugestanden, sondern nur angedeutet werden, daß der Fanatismus der Selbstsucht, der aus kluger Ueberlegung handelt, noch strafbarer ist, als der blinde Fanatismus der Unwissenheit und Verstocktheit.

des Gottesdienstes mit der äußersten Genauigkeit beobachtete, so nahm er auch die größte Aufmerksamkeit und Unterwürfigkeit gegen sich in Anspruch. Nur knieend durfte man ihn anreden; überhaupt durfte Niemand in seiner Gegenwart sprechen, den er nicht dazu aufgefordert hatte. Er selbst machte wenig Worte. Theilte ihm Jemand etwas mit, so sah er gewöhnlich dem Sprechenden nicht ins Gesicht, sondern schlug die Augen nieder oder blickte anderswohin. Nie sah man ihn lachen, nie spielen und tanzen. Zuweilen jedoch gefiel er sich in beißenden Witzen, in Possenreißereien und Scenen niedriger Vertraulichkeit. Eine Erscheinung, die gerade bei melancholischen Naturen nicht befremden darf. Oft schlich er des Nachts verkleidet umher. Nicht frei von wollüstigen Anwandlungen, suchte er die begangene Sünde jedesmal durch Fasten und strenge Andachtsübungen abzubüßen. Vier Stunden betete er täglich. Spendete er Almosen oder Gnaden aus, so quälte er sich hinterher mit nagenden Besorgnissen, ob er nicht etwa unwissentlich eine Wohlthat an einen Ketzer verschwendet habe. Aengstlich und gewissenhaft in Kleinigkeiten, war er unfähig zu jedem großartigen Aufschwunge. Er besaß allenfalls die Tugenden eines Mönchs, aber nicht die eines Herrschers. Umgeben von Schmeichlern, willfährigen Dienern und fügsamen Werkzeugen seiner Launen, konnte er sich nicht rühmen, einen

einzigen Freund zu haben. Man sagt zwar im Allgemeinen, ein König könne keinen Freund haben, da Freundschaft nur unter Gleichen möglich sei. Aber Philipp hätte auch als Privatmann keinen Freund gefunden; er war zu sehr von allen rein menschlichen Eigenschaften entblößt, zu abstoßend, kalt, verschlossen und arglistig, als daß er nur eines Bettlers Seele hätte gewinnen können.*)

*) Zur Vergleichung und Ergänzung setzen wir noch das Urtheil des trefflichen Rotteck über Philipp II. her (Allg. Geschichte VII. 163): „Philipp war nicht talentlos und vielleicht nicht natürlich böse. Nur der Aberglaube verdüsterte seinen Geist und die durchs Glück genährte Herrschsucht sein Gemüth. Diese unseligste aller Leidenschaften, die bei ihm unter dem Deckmantel der Frömmigkeit (als ob nur den Triumph der alleinseligmachenden Religion begehrend) ihre Befriedigung mit desto größerer Zuversicht suchte, tilgte allmählig in des Königs Herz jedes menschliche Gefühl und machte ihn zum vollendeten Tyrannen, einerseits mit dem beschönigenden Vorwande der Religion alle Gewissensvorwürfe erstickend, andrerseits nach der Natur ihres vorgespiegelten Zweckes die Unterwürfigkeit selbst der Geister unbedingt und unnachsichtlich fordernd. Daher verlor Philipp die Erkenntniß, ja die Ahnung des wahren Menschenwerthes, so wie seiner eigenen Stellung. Nicht das Wohl der ihm anvertrauten Völker, nicht die Erhöhung der moralischen Kraft, nicht die Achtung der Mit- und Nachwelt war das Ziel seines Strebens, sondern blos die Unterwerfung Aller unter seinen selbstsüchtigen Willen, das Niederschlagen

Das war der Mann, auf welchen mit banger Besorgniß hinzublicken, die spanischen Reformationsfreunde alle Ursache hatten. Wenige Tage nach seinem Regierungsantritte schwor er dem Großinquisitor Valdez auf sein Schwert zu, er wolle dasselbe stets zur Unterstützung der heiligen Inquisition und zur Vertilgung der Ketzer gebrauchen. Und er hielt Wort. Nie hat die Inquisition gräßlichere Triumphe gefeiert, als unter ihm. Achtzig Jahre schon bestand dieses furchtbare, von Thomas de Torquemada organisirte Glaubensgericht; aber erst unter Philipp II. gelangte es zu voller Blüthe. Der bigotte Fürst hatte den Grundsatz, lieber gar nicht herrschen zu wollen, als über Ketzer. Und so begann er denn mit heiligem Eifer und unerbittlicher Strenge sein Reich

---

jedes Widerstandes, ja schon jeder selbstständigen Kraft, die Unterdrückung aller Ideen, die nicht Dienerinnen seiner Willkühr wären, die Stille des Grabes rings um seinen weltgebietenden Thron. Aber der Tyrann, wie alle Tyrannen, ward der Schrecken nicht froh, die von ihm ausgingen. Finster, verschlossen, von Niemandem geliebt, so wie er Niemanden liebte, wandelte er seine traurige Bahn, der eignen Familie zum Abscheu, blos in schlechtem Sinnengenuß einige Zerstreuung von nagenden Sorgen findend, Jahr für Jahr mehr gebeugt, gedemüthigt, geängstet durch die Menschen und Ideen, gegen welche er seine Schlachtendonner und seine Henker vergebens sandte, zuletzt leidenvoll sterbend, ohne Trost und ohne eine erquickende Erinnerung."

von allen verdächtigen Bestandtheilen zu reinigen. Juden, Morisken (Nachkommen der besiegten Mauren) und Protestanten waren gleichmäßig die Gegenstände seiner frommen Wuth; er ließ sie haufenweise verbrennen.

Eine solche Verbrennung vieler Personen auf einmal war von vielen Feierlichkeiten begleitet und hieß Auto-da-Fe.*). Ein kleineres Auto-da-Fe wurde Antiflo genannt und nicht öffentlich, sondern in den Hallen der Inquisition selbst gehalten. Das erste öffentliche Protestanten-Auto-da-Fe fand am 21. Mai 1559, als am Sonntage Trinitatis, zu Valladolid statt. Der König war nicht in eigner Person gegenwärtig, dafür aber seine Schwester Juana, sein vierzehnjähriger Sohn, Don Carlos, und viele Große des Reichs. Die Zahl der Schlachtopfer belief sich auf 30. Davon hatten sich 16 wieder mit der Kirche versöhnt und waren begnadigt worden, d. h. sie mußten vor allem Volke

*) Actus Fidei = Act des Glaubens, religiöser Act. — In allen Kirchen und Klöstern der Nachbarschaft wurde eine solche Glaubenshandlung zuvor angekündigt und allen Denen ein vierzigtägiger Ablaß versprochen, die an der Ceremonie theilnehmen würden. Kein Wunder, daß der Andrang des Volks immer sehr groß war. Ueber die Einzelheiten eines Auto-da-Fe's können wir uns des beschränkten Raumes halber nicht verbreiten. Ausführliches findet man darüber in größeren Werken, z. B. bei Hagenbach, III, 148 — 150.

Abbitte thun und wurden dann entweder verbannt oder zu jahrelangem Tragen des Bußgewandes, „Sanbenito“ genannt, verurtheilt. Zwölf wurden verbrannt, nachdem sie vorher erdrosselt worden waren, und Zwei lebendig den Flammen übergeben. Diese Zwei waren: Agostino de Caçalla, ein Edelmann von großem Verdienst, und Antonio Herezuelo, ein Rechtsgelehrter aus der Stadt Toro.

Bei Herezuelo's Hinrichtung begab sich eine rührende Scene. Als der starke Mann, der standhaft die Qualen der Folter ertragen hatte, zum Tode ging, sah er seine junge Gemahlin in dem weißen Kleide einer Bußfertigen, d. h. einer solchen, die auf ihr reuiges Bekenntniß hin freigesprochen worden war. Er warf ihr einen vorwurfsvollen und traurigen Blick zu, ehe er den Scheiterhaufen bestieg. Leonore konnte diesen Blick nicht vergessen. Sie war erst 22 Jahre alt, als sie in die Gefängnisse der Inquisition gebracht wurde. Ungewiß über das Schicksal ihres Gatten, hatte sie endlich dem Zureden der Mönche nachgegeben und sich zu einem Widerruf ihrer Ketzerei bewegen lassen. Aber jetzt nach dem Anblicke ihres Mannes, der ihre Kleinmüthigkeit zu mißbilligen schien, ließ ihr das Gewissen keine Ruhe mehr. Sie raffte sich zusammen, verwarf die Bußungen, die man ihr zumuthete, und gab sich offen als eine Bekennerin desselben Glaubens zu erkennen, für den ihr

Gatte den Tod erlitt. Sie wurde wieder festgenommen, noch acht Jahre in den Kerkern herumgeschleppt und endlich 1568 auf dieselbe Weise hingerichtet, wie Jener.

Ein zweites Auto-da-Fe fand ein halbes Jahr später, im October 1559, ebenfalls zu Valladolid statt. Diesmal wohnte ihm Philipp selbst bei, begleitet von seinem Sohne, seiner Schwester und einem glänzenden Hofstaate. Auch dieses Auto-da-Fe forderte mehre vornehme Opfer, darunter einen Edelmann von hohem Ansehen und ausgezeichnetem Rufe, Namens Don Carlos de Seso, einen gebornen Italiener, welcher wegen seiner großen Talente und seines biedern, zuverlässigen Charakters von Karl V. in seine Nähe gezogen und mit dem besonderen Vertrauen des Monarchen beehrt worden war. Er starb mit dem Muthe eines Mannes, der dem Tode oft ins Auge gesehen hat, und sein Beispiel ermunterte seine Freunde zu gleicher Standhaftigkeit. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Philipp das düstere Wort sprach: „er selber würde bereit sein, das Holz herbeizutragen, um seinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Ketzer wäre, wie diese." Dieses Wort kam aus seiner Seele. Denn als später (1568) sein Sohn Carlos den Plan faßte, der väterlichen Tyrannei zu entfliehen, ließ er ihn gefangennehmen und im Kerker — nach dem Urtheil der Inquisition — hinrichten.

Aehnliche Auto-da-Fe's fanden rasch nach einander in Sevilla, Madrid, Granada, Valencia und andern Städten statt. Die Neugläubigen wurden zu Hunderten in die Gefängnisse und von da auf die Scheiterhaufen geschickt. Vornehm und Gering, Frauen und Jungfrauen, unreife Jünglinge und zitternde Greise, Alles mußte dran; kein Rang, kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont. Und so erreichte Philipp II. wirklich seinen Zweck. Die Gemeinden in Sevilla und Valladolid, die beiden Angelpunkte der reformatorischen Bewegung in Spanien, lösten sich auf, weil sie nicht mehr existiren konnten. Viele ihrer Mitglieder erlagen den Verfolgungen, Andere flüchteten ins Ausland, die Uebrigen verschlossen ihre bessere Ueberzeugung in die erschreckte Brust. Schon im Jahre 1560 konnte der emporkeimende Protestantismus in Spanien als völlig darniedergedrückt betrachtet werden.

Er erhob sich nie wieder in diesem Lande. Aber in Jahrhunderten tauchte dort auch kein freier, des Menschengeistes würdiger Gedanke wieder auf.

Siebentes Capitel.

Die Geusen in den Niederlanden.

Seht, dieses sind am Ocean
Die abgefallnen Lande;
Geflattert hat die Aufruhrfahn'
An diesem Nebelstrande;
Und dieses ist der Pfeilebund
Und dies sind die Provinzen;
In diesen Städten schaarten sich
Die Geusen um den Prinzen.

Freiligrath.

Indem wir zu der Geschichte des niederländischen Freiheitskampfes, der zugleich die Geschichte der dortigen protestantischen Entwickelung ist, übergehen, kommen wir zu einem der interessantesten Punkte in dem Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts. Denn gewiß ist es ein bewunderungswürdiges Schauspiel, ein kleines, verhältnißmäßig unbedeutendes Volk im Vollgefühle seines Rechtes

Aehnliche Auto-da-Fe's fanden rasch nach einander in Sevilla, Madrid, Granada, Valencia und andern Städten statt. Die Neugläubigen wurden zu Hunderten in die Gefängnisse und von da auf die Scheiterhaufen geschickt. Vornehm und Gering, Frauen und Jungfrauen, unreife Jünglinge und zitternde Greise, Alles mußte dran; kein Rang, kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont. Und so erreichte Philipp II. wirklich seinen Zweck. Die Gemeinden in Sevilla und Valladolid, die beiden Angelpunkte der reformatorischen Bewegung in Spanien, lösten sich auf, weil sie nicht mehr existiren konnten. Viele ihrer Mitglieder erlagen den Verfolgungen, Andere flüchteten ins Ausland, die Uebrigen verschlossen ihre bessere Ueberzeugung in die erschreckte Brust. Schon im Jahre 1560 konnte der emporkeimende Protestantismus in Spanien als völlig darniedergedrückt betrachtet werden.

Er erhob sich nie wieder in diesem Lande. Aber in Jahrhunderten tauchte dort auch kein freier, des Menschengeistes würdiger Gedanke wieder auf.

Siebentes Capitel.

Die Geusen in den Niederlanden.

Seht, dieses sind am Ocean
Die abgefallnen Lande;
Geflattert hat die Aufruhrfahn'
An diesem Nebelstrande;
Und dieses ist der Pfeilebund
Und dies sind die Provinzen;
In diesen Städten schaarten sich
Die Geusen um den Prinzen.

Freiligrath.

Indem wir zu der Geschichte des niederländischen Freiheitskampfes, der zugleich die Geschichte der dortigen protestantischen Entwickelung ist, übergehen, kommen wir zu einem der interessantesten Punkte in dem Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts. Denn gewiß ist es ein bewunderungswürdiges Schauspiel, ein kleines, verhältnißmäßig unbedeutendes Volk im Vollgefühle seines Rechtes

gegen die Heere, die Schätze, die Staatskunst eines mächtigen, weitgebietenden Monarchen in die Schranken treten und endlich den Sieg davontragen zu sehen. Wahrlich, ruft Rotteck begeistert aus, dieser Kampf ist einzig in der Weltgeschichte, und ob an einzelnen hervorstehenden Partien minder reich, als die Schlachten der schweizerischen Eidgenossen oder auch des alten Griechenlands Heldenkriege gegen die Perser, dennoch — als Ganzes betrachtet — weit erschütternder und erhebender selbst, als diese!

Die siebzehn Provinzen der Niederlande, welche die Völkerschaften der Belgier, der Friesen und der Bataver umfaßten, bestanden aus 4 Herzogthümern (Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern), 7 Grafschaften (Artois, Hennegau, Flandern, Namür, Zütphen, Holland und Seeland), 1 Markgrafschaft (Antwerpen) und 4 Herrlichkeiten (Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen), welche verbunden einen blühenden Staat ausmachten, der mit Königreichen wetteifern konnte. An Flächeninhalt erstreckte sich dieser Landstrich nicht über 300 flandrische Meilen, betrug also kaum den fünften Theil von Italien; aber er brachte seinem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Denn auf ihm befanden sich 350 Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, 6300

größere Flecken und endlich Dörfer, Meiereien und Schlösser ohne Zahl. Handel und Industrie hatten die Einwohner wohlhabend gemacht und die Wohlhabenheit hatte Bildung, Kunstliebe und Wissenschaftlichkeit hervorgerufen, so daß mit der Blüthe des Landes jede Blüthe des Geistes erschien.

Diese siebzehn Provinzen, bewohnt von einem nüchternen, mäßigen, arbeitsamen, strebenden und aufgeklärten Volke, waren früher von kleineren Feudalherren beherrscht, nachmals durch die Herzöge von Burgund vereinigt worden und 1477 durch Vermählung der burgundischen Maria mit dem damaligen Erzherzog und späteren Kaiser Maximilian unter die Botmäßigkeit Oestreichs gekommen, jedoch unter der Bedingung, daß ihre eigenthümlichen Rechte und Freiheiten ihnen aufrecht erhalten würden. Allein schon unter Maximilian's Regierung hatte sich die Unzufriedenheit geregt, welche einst die Gefangennehmung desselben in der Stadt Brügge zur Folge hatte. Als nun aber Maximilian's Enkel, Kaiser Karl V., die Niederlande mit Spanien zu verschmelzen suchte und sie 1548 sogar offen als ein mit demselben unzertrennlich verknüpftes Land bezeichnete, mußte bei der völligen Verschiedenheit der Nationalität und bei dem Einflusse, welchen die Spanier auf das reiche und betriebsame Land zu üben begannen, sich ein Gefühl des Mißbehagens erzeugen, das durch Karl's feine Politik

zwar gemäßigt, aber nicht beseitigt werden konnte, und das nunmehr unter Philipp's despotischer Regierung vollends in eine zur Empörung gereifte feindliche Stimmung des Volkes umschlug. Zu dieser politischen Bewegung gesellte sich die religiöse, die mit ihr Hand in Hand ging, weshalb auch hier, wie anderwärts, die beiden Interessen vermischt und mit einander verwechselt wurden.

Was nun vor Allem die religiösen Bewegungen betrifft, so darf vorerst nicht vergessen werden, daß schon vor der Reformation in den Niederlanden sich Männer hervorgethan hatten, welche der Glaubensverbesserung in mehrfacher Hinsicht den Weg bereiteten. Wir erinnern nur an Johann Ruysbroch, an Thomas a Kempis, an Johann Wessel von Gröningen und an den gefeierten Erasmus von Rotterdam. Als sodann nach Luther's Auftreten die freiere Richtung überall mit Energie hervorbrach, fand sie vorzüglich Anklang unter den Mitgliedern des Augustinerordens in Antwerpen. Zwei junge Mönche dieses Ordens, Heinrich Voes und Johann Esch, starben sogar als die ersten Blutzeugen der Reformation 1523 zu Brüssel auf dem Scheiterhaufen. *)

Das vergossene Blut fruchtete indeß reichlich und brachte Viele zur Erkenntniß der Wahrheit. In Hol-

*) s. Luthers Leben, III, 56.

land, Seeland, Flandern und Brabant bildeten sich zahlreiche evangelische Gemeinden. Dazu kamen viele aus Frankreich einwandernde Calvinisten und die aus Deutschland vertriebenen Wiedertäufer. Mit Unwillen sah Karl V. dies Sectentreiben. Er erließ drohende Edicte; er errichtete für die Widerspenstigen Scheiterhaufen; ja er soll während seiner Lebzeiten in den Niederlanden über 50,000 Menschen um des Glaubens willen haben hinrichten lassen. *) Wenn man dies liest, so muß man sich mit Erstaunen fragen, warum nicht schon damals ein allgemeiner Abfall entstand. Aber es ist hierbei wohl zu berücksichtigen, daß jene Edicte mit Bewilligung der Stände erlassen worden waren und die noch vorherrschende Zahl der Katholiken sich's gefallen ließ, daß gegen Abtrünnige vom Glauben gewüthet ward.

Als aber Philipp II., ohne die Stände zu fragen, die beregten Edicte erneuerte, und zwar zu einer Zeit, wo der Samen der Reformation bereits in den Gemüthern des Volkes die ausgebreitetsten Wurzeln geschlagen hatte, da erschien die weitere Vollziehung derselben als ein Krieg wider die Nation und gab für alle Mißvergnügte im Lande einen triftigen Grund oder wenigstens

*) Hugo Grotius spricht in rhetorischer Uebertreibung von 100,000. — Unter den Hingerichteten ist der Theolog Johann de Backer (Iohannes Pistorius) zu nennen, verbrannt im Jahre 1525.

einen willkommenen Verwand der Beschwerde ab. Wer eine gewünschte Bedienstung nicht erhalten, wer irgend eine Zurücksetzung vom Hofe erfahren hatte, der wurde jetzt Vertheidiger der Protestanten. Auch bedrohten die Edicte nicht nur die wirklichen Ketzer, sondern selbst die aufrichtigsten Katholiken, indem sie schon den mindesten Anschein der Vorliebe oder Nachsicht für die neue Lehre mit harten Strafen belegten. Und bei des Königs bekanntem Ketzerhasse war auf eine Milderung, selbst aus Gründen der Klugheit, nicht zu hoffen!

Um die Glaubensuntersuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben und zugleich die Zahl seiner Anhänger bei den Ständen zu verstärken, schuf Philipp neue Erzbischöfe und Bischöfe, wodurch er die geistliche Verfassung des Landes vollkommen veränderte. Während es früher nur 4 Bisthümer gegeben hatte, gab es jetzt 17, von denen 4 zu Erzstiften erhoben wurden. Vergebens war das Widerstreben der Niederländer, vergebens ihre Berufung auf altverbriefte Rechte; der Despot ließ sich nicht irre machen. Gerade jetzt, wo das tridentinische Concilium die Kirchendisciplin außerordentlich verschärft hatte, war die Vermehrung der Bischöfe für ihn von Wichtigkeit. Die Decrete jenes Concils nahm er natürlich ohne weiteres Bedenken an und ließ sie auch in den Niederlanden verkündigen. So sollte denn das Leben, das bisher Mittel gefunden, sich ohne

großen Zwang zu bewegen, unter scharfe Aufsicht genommen und auf das Strengste einer Form unterworfen werden, der es eben sich zu entziehen im Begriff stand.

Dazu kamen nun die übrigen Bedrückungen und Eigenmächtigkeiten, welche sich Philipp erlaubte. Den wesentlichen Bestimmungen ihrer Verfassung nach, bildeten die Niederlande eigentlich eine Republik unter einem sehr beschränkten monarchischen Haupte. Gesetze, Kriegserklärungen, Steuern und alle wichtigen Geschäfte hingen von der Bewilligung der (aus Adel, Geistlichkeit und Stadtgemeinden bestehenden) Stände ab. Philipp verletzte diese Verfassung, indem er entweder über viele Dinge die Stände gar nicht fragte, oder die ihnen gegebenen Versprechungen unerfüllt ließ. Ferner: die Verfassung bestimmte, daß ausländische Truppen sich nicht auf die Länge im Lande aufhalten dürften; Philipp behielt seine spanischen Regimenter bei sich und drückte mit ihnen die Provinzen. Ferner: Staatsämter sollten nur von Inländern bekleidet werden; Philipp vergab die wichtigsten an Ausländer. So berief er, um nur Eins zu erwähnen, den Burgunder Granvella und den Spanier Feria in den Staatsrath. Feria entfernte er zwar später wieder, aber Granvella blieb.

Genug, Philipp that Alles, um in kurzer Zeit ein zufriedenes, lebensfrohes und gehorsames Volk in ein mißvergnügtes und widerspenstiges zu verwandeln. Als

er daher nach dreijähriger persönlicher Verwaltung 1559 die Niederlande verließ, um sich nach Spanien zu begeben, befanden sich dieselben bereits in bedenklicher Aufregung. Ein Sturm kündigte sich von fern an, und ein Weib sollte ihn beschwören, die Herzogin Margaretha von Parma, Karl's V. uneheliche Tochter. Ihr, der klugen Halbschwester, vertraute Philipp bei seiner Abreise das Ruder der Regierung an. Doch damit der schwachen Frauenhand der männliche Beistand nicht fehle, stellte er ihr drei Staatsmänner zur Seite, ohne deren Rath sie nichts unternehmen sollte. Es waren dies: der Graf von Barlaimont, der Rechtsgelehrte Viglius von Zuichem und der Cardinal Granvella, welcher letztere durch überlegene Geisteskraft bald die ganze Macht an sich riß.

Anton Granvella, zum Unterschied von seinem Vater Nikolaus „der jüngere" genannt, früher Bischof von Arras, jetzt zum Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämmtlichen Niederlande erhoben, war ein staatskluger, gewandter, in Arbeit unermüdeter Mann, auch vielseitig gebildeter Gelehrter und Menschenkenner, aber leidenschaftlich und fanatisch. Wir haben seine verderbliche Thätigkeit schon unter Karl V. kennen gelernt. Er war es, der dem Landgrafen von Hessen zum Gefängniß verhalf*), wie er überhaupt bei allen Unter-

*) s. S. 128.

nehmungen des Kaisers die Hand im Spiele hatte. Nach Karl's Abdankung wurde er der Rathgeber Philipp's, und als er von diesem an Margarethen überlassen wurde, machte er sich auch dieser unentbehrlich. Die Natur hatte ihn gewissermaßen zum Diplomaten geschaffen. Seine glatte, faltenlose Stirn, sein freundliches, einschmeichelndes Lächeln, die anmuthige und doch unterwürfige Haltung seines Körpers empfahlen ihn bei den Frauen, seine Kenntnisse, sein treffendes Urtheil, seine geistvolle Betrachtungsweise bei den Männern. Von seinem Vater frühzeitig in die Geheimnisse der damaligen Politik eingeweiht und in Karl's Schule zum vollendeten Staatskünstler herangereift, konnte er bei Philipp's Regierungsantritt als die Seele des Cabinets betrachtet werden. Aber einem Menschen wie Philipp gegenüber, der, eifersüchtig auf seine hohe Stellung, stets bereit war, unter seiner tyrannischen Laune Jeden zu zermalmen, welcher sie reizte, durfte man nicht ungestraft hervorragende Eigenschaften geltend machen. Wer herrschen wollte, mußte seine Ueberlegenheit zu verbergen wissen, mußte seinen eignen Geist verkleinern, sein Genie dem Könige leibeigen machen. Und diese schwere Kunst verstand Granvella in hohem Grade. Er demüthigte sich vor Philipp bis zur niedrigsten Kriecherei. Durch nichts verrieth er die Unruhe seiner Seele; selten war Jemand so vollkommen Herr seiner selbst, wie er. Aber hinter

diesem äußern Anschein von Gelassenheit verbarg er einen glühenden Ehrgeiz und einen raffinirten Hochmuth. Plebejer von Geburt, haßte er die Adelsaristokratie und gefiel sich darin, sie seine Macht empfinden zu lassen. Wie alle Minister, liebte er die Herrschaft, weil sie der Gewalt Straflosigkeit verspricht. Er fühlte, daß der allgemeine Haß der Nation auf ihm lastete und daß er denselben verdiente; aber er wußte auch, daß er sich gerade dadurch in Philipp's Gunst befestigte, und darum war ihm seine Unpopularität eher lieb, als leid. Rücksichtlich der Ketzer hatte er ächt spanische Grundsätze. „Man soll," schlug er vor, „von Allen einen Eid über die Reinheit ihres Glaubens und ihre Unterwerfung unter die Ketzergesetze verlangen. Denen, welche diesen Eid verweigern, wird binnen 24 Stunden jede Waffe weggenommen und ihnen aufgegeben, vor Ablauf von 14 Tagen zwei Drittel ihrer Güter zu verkaufen und für ewige Zeiten ihr Vaterland zu meiden. Das übrige Drittel jener Güter soll zu frommen Zwecken verwendet werden."

Umsonst widersetzte sich der Staatsrath den strengen Maßregeln des Cardinals. Die mildere Stimme des Präsidenten Viglius wurde überhört, die Protestationen der niederländischen Großen nicht beachtet. Das Glaubensgericht der Inquisition schlug, wenn auch nicht in der streng-spanischen, so doch in der beschränkten ita-

lienischen Form, auf niederländischem Boden Wurzel und brennende Scheiterhaufen verzehrten die Ketzer „zur Ehre Gottes." Verzweifelnd schrieben mehrere hochgestellte Patrioten nach Madrid und baten um Abberufung des Cardinals. Unnütze Mühe! Philipp's langjähriges Vertrauen auf den erprobten Diener konnte durch die Anklagen einiger verdächtigen Unterthanen nicht erschüttert werden; der König hielt den Minister aufrecht.

So herrschte Granvella fünf Jahre, unumschränkt, verachtungsvoll und gefürchtet. Alle Aemter, weltliche und geistliche, wurden durch ihn vergeben; sein Gutachten galt gegen die vereinigte Stimme des ganzen Staatsraths; selbst die Regentin stand unter seinen Gesetzen. Unablässig bemüht, auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, scheute er keine Härte, um zu diesem Ziele zu gelangen. Dadurch steigerte er aber endlich die Mißstimmung des Volkes auf eine Höhe, die sogar die Regentin besorgt machte. Alle Schrecken der Empörung und des Bürgerkriegs traten vor ihre geängstete Seele, und um nicht in den Sturz des Verhaßten verwickelt zu werden, unterstützte sie jetzt selbst die Bitten der Nation um seine Abberufung. Granvella erhielt von dem Schritte Margarethens Kunde. Er sah, daß sein Fall nicht mehr aufzuhalten war, und da er wenigstens mit Anstand fallen wollte, so kam er selbst um seine Entlassung ein. Sie

wurde ihm gewährt; denn Philipp wollte, wie es scheint, den Niederländern lieber jetzt eine Bitte großmüthig gewähren, als ihnen später in einer Forderung nachgeben. Aber Granvella blieb nach wie vor in seiner Gunst. Unter dem Scheine einer unbedeutenden Reise, von der er nächster Tage wieder eintreffen würde, verließ der allmächtige Minister 1564 die Niederlande für immer, um von seinem Könige anderweit verwendet zu werden.

Als der Abzug des Gefürchteten ruchbar ward, brach ein unerhörter Jubel in Brüssel los, der sich von da über das ganze Land verbreitete. Freudenfeste wurden gefeiert; alle Noth schien vergessen, und eine Zeitlang konnte die Regentin wirklich glauben, als seien die aufgeregten Gemüther beschwichtigt. Aber bald zeigte es sich, daß die Unzufriedenheit eines Volkes nicht durch Entfernung einer mißliebigen Persönlichkeit, sondern blos durch Aenderung der Regierungsgrundsätze zu heben ist. Daran war indessen unter Philipp nicht zu denken, und so mußte in Kurzem die alte Verstimmung sich wieder der Herzen bemächtigen. Der allgemeine Unwille reifte mehr und mehr einem gewaltsamen Ausbruche entgegen und schon traten die Häupter des nahenden Aufstandes in den Vordergrund. Zu solcher Rolle schienen zumeist drei Männer — Nassau-Oranien, Egmont und Hoorn — sowohl durch Rang und Charakter, als durch die Liebe des Volkes berufen.

Wilhelm von Nassau war im Jahre 1533 auf dem Schlosse Dillenburg im Nassauischen geboren, der älteste unter zwölf Geschwistern. Durch Erbschaft fiel ihm das Fürstenthum Orange in Frankreich zu; davon nannte er sich Prinz von Oranien. Von seinen Eltern in der protestantischen Confession erzogen, ließ er sich später von Kaiser Karl V., an dessen Hof er frühzeitig kam, für die Lehrsätze der katholischen Kirche gewinnen. Karl, der Menschenkenner, erkannte die ausgezeichneten Fähigkeiten des Jünglings und ließ es sich angelegen sein, ihn durch hohe Achtungsbeweise an sein Haus zu ketten. Er vertraute ihm einmal den Oberbefehl über das niederländische Heer an; er machte ihn zum Statthalter von Holland und Seeland; er beauftragte ihn mit Ueberbringung der Kaiserkrone an seinen Bruder Ferdinand; er stützte sich endlich auf seine Schultern, als er Abschied von seinen flandrischen Unterthanen nahm.

Aber die Gunst, welche Wilhelm bei dem Vater genossen, vererbte sich keineswegs auf den Sohn. Philipp bestätigte ihm zwar die Statthalterschaft von Holland und Seeland und fügte die von Utrecht hinzu, war aber durch nichts zu bewegen, ihm die Oberstatthalterschaft über die gesammten Niederlande zu ertheilen. Wilhelm hatte früh das Unglück gehabt, den Argwohn des Despoten rege zu machen. In Folge des Friedens

von Chateau-Cambresis *) war er als Geißel nach Frankreich gekommen und hatte hier durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs II., der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, den schändlichen Plan beider Fürsten erfahren, den Protestantismus ihrer Länder mit Hülfe der Inquisition zu ersticken. Diese wichtige Entdeckung war von dem Prinzen seinen Freunden in Brüssel mitgetheilt worden, aber die Briefe, die er darüber gewechselt, dem Könige von Spanien in die Hände gefallen. Daher das Mißtrauen Philipp's, das nachmals durch Oranien's Opposition gegen Granvella weitere Nahrung erhielt.

Wilhelm von Oranien gehörte — um der schönen Schilderung Schiller's zu folgen **) — zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und sowohl der List, als der Liebe unbetretbar war, einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, bewährt genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. In der Kunst, Menschen zu

*) Geschlossen am 3. April 1559.

**) Geschichte des Abfalls der verein. Niederl. 90—92 (kl. Ausg. 1838).

durchschauen und Herzen zu gewinnen, gab es keinen größern Meister, als Wilhelm. Nicht daß er, nach der Weise des Hofes, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirthschaft mit Demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören; denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintrafen, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. *)

Wilhelm zerstreute sein Geld mit Verschwendung; aber er geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde; aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft.

---

*) „Ruhig in stürmenden Wogen" (saevis tranquillus in undis), das war sein Wahlspruch und das treue Bild seines Wesens. Hagenbach, III., 156.

Ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte! Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen Derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandte fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Aber diese Verschwendungen erhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geeignet, als Wilhelm „der Verschwiegene" (welchen Beinamen er wegen seines verschlossenen Wesens führte). Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Erfassung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaaß zeigen, kühne Berechnungen, die



Maria Stuart u. Knox.

an der langen Kette der Zukunft hinunterspähen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freien Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts, Philipp dem Zweiten. Kein Sterblicher flößte diesem mehr Haß und Furcht ein, als Oranien, in dem er instinktartig seinen gefährlichsten Feind erkannte.

Von nicht minder edlem Stamme, als Wilhelm, und äußerlich von gleicher Bedeutung war Lamoral, Graf von Egmont, Prinz von Gaure, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern. Seine Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl V. hatte ihn schon 1546 in Utrecht zum Ritter des goldnen Vließes geschlagen. Die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines Ruhms, und die Schlachten von Saint-Quentin und Gravelingen, die er gegen die Franzosen gewann, kränzten seine Schläfe mit unvergänglichem Siegeslorbeer. Die lange Dankbarkeit Philipp's machte ihn zum Statthalter von Flandern und Artois, verweigerte ihm aber hartnäckig die Oberstatthalterschaft der Niederlande, welche die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste

zu sein schien. Gerade wie bei Oranien, waren es eben seine Vorzüge und die feurigen Wünsche der Nation für seine Erhebung, welche ihn von jenem Posten ausschlossen.

Was seinen Charakter betrifft, so war derselbe eben so heiter und offen, als der Oranien's ernst und verschlossen war. Ein Geheimniß gehörte Allen, sobald es sein war. Genial als Krieger, wohlwollend als Privatmann, liebenswürdig als Mensch, brachte er seinem königlichen Gebieter, seinem Vaterlande und seiner Familie sein treues, liebevolles und im Grundton helles, wenn auch manchmal von Gewittern der Sinnlichkeit überwalltes Gemüth dar. Nicht wie Oranien mit dem Scharfblick des Politikers ausgestattet, lebte er zum Theil in der bunten Welt der Täuschungen, kaum am Ende seiner Bahn durch Schmerz die Lichthöhen der Erkenntniß erreichend. Sein feiner Geist, seine Leutseligkeit, seine Eitelkeit voll Grazie und sein von Gallsucht freier Patriotismus verschafften ihm bei Vornehm und Gering eine Beliebtheit, deren Glanz er unverdrossen und selbstgefällig behauptete. Es freute ihn, der Abgott des Volkes zu sein und zugleich in der Gunst des Monarchen zu stehen. Zwischen beiden zu wählen, wäre ihm unmöglich gewesen; denn er mochte weder die Liebe des einen, noch die Gnade des andern entbehren. Vom Glücke verwöhnt, sah er die Zukunft nur in dem

magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Nie beschlich die Besorgniß sein Herz, daß sich sein Schicksal jemals wenden könne. Wie hätte er auch den Genüssen des Reichthums, den Annehmlichkeiten der Eleganz, all den tausendfachen Gewohnheiten eines prächtigen Lebens zu entsagen vermocht! Schon der Gedanke daran erregte ihm Grauen; darum hielt er ihn stets so fern als möglich. Diese Liebe zu Leben, Eigenthum und Lebensgenuß war es auch, die, verbunden mit einer zärtlichen Furcht für seine Familie, die Schwingen seines patriotischen Eifers stutzte und die Stärke seines Willens lähmte. Obgleich voll Muth, fehlte es ihm durchaus an Kühnheit. Er wollte das Gute, aber nicht mit Kraft; er ließ sich auf halbem Wege durch Schmeicheleien ködern und mit Versprechungen abspeisen. Jene leidenschaftliche Beharrlichkeit, jenes Feuer in Liebe und Haß, welche den zum Herrschen gebornen Menschen doppelte Macht verleihen, besaß er nicht. Gleichwohl war er trotz der Lässigkeit seiner Wünsche fähig, in einem gegebenen Augenblicke viel Festigkeit und Schwung zu entwickeln, wie die Frauen, deren gewöhnliche Weichheit und Nervenreizbarkeit er hatte. Im Ganzen genommen, stand er unter Oranien, obwohl er durch seine äußere Erscheinung denselben verdunkelte. Oranien war ein großer, Egmont nur ein talentvoller Mann, Oranien ein Bürger der Welt, Egmont nur ein Niederländer.

Und nach diesem Muster ungefähr fielen die Maaßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. „Er wolle", schrieb er an die Oberstatthalterin Margaretha, „lieber tausend Leben verlieren, als nur einen Buchstaben an den Glaubensedicten ändern lassen. Statt die Bestrafung der Ketzer zu mildern oder aufzuheben, solle man vielmehr überlegen, wie diese Strafen zu schärfen wären, damit endlich die Ausgelassenheit gezähmt und das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werde. Doch auf Eins wolle er hierbei aufmerksam machen. Da er aus dem Berichte des Grafen von Egmont vernommen, daß die öffentlichen Todesstrafen der Ketzer diesen nur Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen Muthe zu prahlen und den gemeinen Haufen durch einen Schein von Märtyrerruhm zu bethören, so solle man darauf Bedacht nehmen, wie diesen Hinrichtungen mehr Geheimniß zu geben und den verurtheilten Ketzern die Ehre ihrer Standhaftigkeit zu entreißen sei."

In der That ward dieser abscheuliche Wink in Ausführung gebracht. Die Hinrichtungen wurden hinfort nicht mehr öffentlich, sondern im Geheimen vollzogen, was man dadurch bewerkstelligte, daß man den Kopf mit den Knieen zusammenband und die Verurtheilten in großen Wasserkufen ersäufte.

Eine allgemeine Erbitterung bemächtigte sich der

Gemüther, und in Antwerpen erregten die Protestanten einen Tumult. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf Egmont. Getäuscht durch die scheinbare Güte Philipp's, hatte er nach seiner Rückkehr in's Vaterland die frohe Nachricht von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen überall verbreitet, und jetzt mußte er erfahren, daß die von ihm an die Oberstatthalterin überbrachten Befehle gerade das Gegentheil der königlichen Versprechungen enthielten. „Dieses Wohlwollen also“, beschwerte er sich laut und bitter, „war nichts als ein Kunstgriff, mich dem Spotte meiner Mitbürger preiszugeben und meinen guten Namen zu Grunde zu richten. Was bleibt mir anderes übrig, als durch meine Zurückziehung von den Geschäften öffentlich darzuthun, daß ich an dieser Wortbrüchigkeit keinen Antheil habe?“

Bald kam es noch besser. Philipp erlag — verkennen wir es nicht — einer zwingenden Nothwendigkeit. Hätte er den Niederländern Zugeständnisse gemacht, so würde man deren auch in Spanien gefordert haben, wo er sie niemals gewähren konnte oder wollte. Genug, gegen Ende des Jahres 1565 erfolgte ein Edict, das alle vorhergegangenen an Strenge übertraf. „Was für eine Auslegung auch der Graf von Egmont“, lautete es, „den mündlichen Aeußerungen des Königs gegeben habe, so wäre ihm nie, auch nicht einmal von weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeste an den

Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünfunddreißig Jahren in den Provinzen ausgeschrieben habe. Diese Edicte, befehle er also, sollten fortan auf das Strengste gehandhabt werden, die Inquisition von dem weltlichen Arme die thätigste Unterstützung erhalten und die Schlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen seiner Niederlande gelten. Ohne Rücksicht auf etwas Menschliches, fest furchtlos und von Leidenschaft frei, solle die Inquisition ihren Weg wandeln und weder vor, noch hinter sich schauen. Er genehmige Alles, sie möge so weit gehen, als sie wolle, wenn sie nur das Aergerniß vermiede."

Es lag am Tage, daß hierdurch die Gährung in der Nation zum Ausbruche getrieben werden mußte. Der Staatsrath verkannte die drohende Gefahr nicht und wollte daher anfangs, auf den Vorschlag des Präsidenten Viglius, von der Publication des königlichen Erlasses ganz absehen. Aber Wilhelm von Oranien, der eine Entscheidung wünschte und sein Volk jetzt für reif genug zum Widerstande hielt, drang unter allerlei Vorwänden darauf, daß die Willensmeinung des Monarchen veröffentlicht würde. Es geschah, und die Wirkung zeigte sich sofort. Die vier Hauptstädte Brabants, Löwen, Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch, protestirten feierlich gegen die Ausführung der

Verordnung; aufrührerische Flugschriften durchliefen das Land; die Unterstatthalter machten dringende Gegenvorstellungen. Oranien selbst erklärte nunmehr: „Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden, sei es jetzt schlechterdings unmöglich, den Befehlen des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf bestanden, so müsse er bitten, seine Stelle mit einem Andern zu besetzen, der den Absichten Seiner Majestät mehr entspräche. Denn bei der dermaligen Lage der Sachen bliebe ihm keine andere Wahl, als entweder dem Könige ungehorsam zu sein, oder seinem Vaterlande und sich selbst zum Nachtheile zu handeln.“ Und dem Worte die That gesellend, trat er mit dem Grafen Hoorn aus dem Staatsrathe und zog sich in seine Stadt Breda zurück. Seine Operation verrieth den Meister. Indem er erst die Veröffentlichung des Madrider Blutbefehls durchgesetzt, dann aber die Unausführbarkeit desselben nachgewiesen, hatte er den doppelten Zweck erreicht, die spanische Tyrannei zugleich verhaßt und lächerlich zu machen.

Der Augenblick zum Handeln war gekommen; das fühlten Alle. Um nun den nahenden Stürmen eine concentrirte Macht entgegenzusetzen, galt es vorerst, einen Mittelpunkt der Einigung zu schaffen. Einige kühne Edelleute unternahmen es, den Anstoß dazu zu geben. Im November 1565 traten Elf derselben in Brüssel zusammen und schlossen ein Bündniß, zu dem Zwecke,

das „verabscheuungswürdige“ Gericht der Inquisition in den Niederlanden nicht aufkommen zu lassen, jeder Religionsverfolgung Widerstand zu leisten, sich gegen alle Angriffe beizustehen und, falls Einer verhaftet würde, demselben durch jedes erlaubte Mittel seine Freiheit wieder zu verschaffen. Dieses Bündniß ward feierlich beschworen und der Bundeseid hieß der Compromiß.*) In demselben wurde die Inquisition trefflich charakterisirt als „ein Gericht, das allen menschlichen und göttlichen Gesetzen zuwiderlaufe und alle barbarischen Anstalten des blinden Heidenthums an Unmenschlichkeit hinter sich lasse, das den Inquisitoren jede andere Gewalt unterwürfig mache, die Menschen zu einer immerwährenden Knechtschaft erniedrige und durch seine Nachstellungen den rechtschaffenen Bürger einer ewigen Todesangst aussetze, so daß es einem Priester, einem treulosen Freunde, einem Spanier, einem schlechten Kerl überhaupt frei stehe, sobald er nur wolle und wen er wolle, bei diesem Gerichte anzuklagen, gefangen setzen, verdammen und hinrichten zu lassen, ohne daß es diesem vergönnt sei, seinen Ankläger zu erfahren oder Beweise von seiner Unschuld zu führen.“

Der Erste, welcher die Bundesformel unterschrieb,

*) Compromissum = gegenseitiges Versprechen, Uebereinkunft.

war Philipp von Marnix, Herr von Saint-Aldegonde. Dann folgten die Uebrigen: Heinrich von Brederode, Ludwig von Nassau, zwei Grafen von Bergen, zwei Grafen von Battenburg, der Graf von Kuilemburg, der junge Graf Karl von Mansfeld, der Wappenkönig vom goldnen Vließe von Hammes und Johann von Marnix, Herr von Thoulouse.

Als dies geschehen war, beeilten sich die Verbundenen, Genossen zu werben, um durch größtmögliche Ausdehnung ihrer Verbrüderung eine etwaige Bestrafung unmöglich zu machen. Sie ließen den Compromiß in mehre Sprachen übersetzen und schnell durch alle Provinzen verbreiten. Große Gastmähler wurden gegeben in Brüssel, Breda und Hoogstraten. Bei diesen Gelegenheiten gewann der Bund Hunderte von Mitgliedern. Die Theilnahme vergrößerte sich von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, so daß in kurzer Frist nicht nur der größte Theil des Adels, sondern auch viele Kaufleute, Priester und Handwerker beigetreten waren. Ehe sich die Regentin noch recht von ihrem Schrecken erholt hatte, zählte der Compromiß schon eine Unzahl von Unterschriften, darunter einige tausend adlige. Die Edelleute, ohne Unterschied der Religion, fühlten sich in jenen Tagen zumeist zu Schützern der Nation berufen. Sie machten die Volkssache zu ihrer eignen und bewie-

sen den Gewaltstreichen der Regierung gegenüber einen Muth, der nicht ohne Selbstaufopferung war.*)

Was die drei „großen Patrioten" anlangt, so konnte die Stellung derselben zu dem Bunde nur eine passive sein. Egmont hielt sich ganz fern. Oranien und Hoorn dagegen waren mit der Sache höchstwahrscheinlich einverstanden, obwohl sie den Compromiß aus leicht begreiflichen Gründen nicht unterschrieben. Dem Gastmahle in Breda wohnten alle Drei bei, oder viel-

*) Man hat die Beweggründe ihrer Opposition meist in verächtlicher Selbstsucht und gemeiner Leidenschaft gesucht. Aber mag es sein, daß Einzelne der Verbundenen, wie die Schlechteren von Catilina's Gefährten, die Wiederherstellung ihres durch Verschwendung zertrümmerten Glückes von der Zerrüttung der Republik erwarteten; mag es sein, daß Viele dabei mehr dem Privathasse, der Eitelkeit, der Rache, als patriotischer Eingebung gehorchten: das Meiste von Dem, was sie thaten, hätten gleichwohl Alle thun mögen auch bei den reinsten Motiven. Die allgemeine Bedrängniß des Vaterlandes, die äußerste Gefahr für Freiheit und Recht, die furchtbar steigenden Schrecken der Tyrannei mahnten alle Guten und Tapfern auf zur Behauptung der Verfassung und der ewigen Menschenrechte. Laßt uns den Adel verdammen, wenn er — wie leider nicht selten geschehen — mit dem Throne sich verschwor zur Erdrückung der Gemeinen; aber verkümmern wir ihm den Ruhm der Vaterlandsliebe nicht, wo er einmal zum Volke und zum Rechte gestanden! Rotteck, VII., 169.

mehr, sie fanden sich zufällig dabei ein. Hier kam die Frage in Anregung, ob man sich bewaffnet oder unbewaffnet mit einer Rede oder Bittschrift an die Regentin wenden solle. Hoorn und Oranien wurden zu Richtern aufgerufen, und sie entschieden mit kluger Berücksichtigung der Umstände für den Weg der Bescheidenheit und Unterwerfung. Man beschloß also, unbewaffnet und mit einer Bittschrift einzukommen, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel zusammentreffen wollte.

Die Regentin war, als sie von dem Vorhaben hörte, anfangs unschlüssig, ob sie den Heranziehenden die Thore schließen oder sich durch die Flucht retten sollte. Doch Barlaimont's Vorstellungen machten sie andern Sinnes und gaben ihrer Seele Festigkeit, so daß sie ruhig das kommende Ereigniß zu erwarten beschloß. Es war zu Anfang Aprils 1566, als die Verbündeten, zweihundert Pferde stark, in Brüssel anlangten. Verstärkt durch den Anhang, den sie in dieser Stadt hatten, zogen sie am 5. April, 3—400 an der Zahl, unbewaffnet und regelmäßig in Glieder geordnet, zum Palaste der Oberstatthalterin. Margaretha entfärbte sich, als sie den stattlichen Zug, umfluthet von der zahlreichen Bevölkerung der Hauptstadt, ankommen sah. Barlaimont, der neben ihr stand, bemerkte es, und um ihr Muth einzuflößen, flüsterte er ihr zu: „sie möge sich doch nicht vor einem Haufen Bettler (Gueux) fürchten." Ein

unbesonnenes Wort, welches zu Ohren drang, für die es nicht bestimmt war!

Graf Brederode machte den Sprecher der Schaar und überreichte die Bittschrift, deren Inhalt im Wesentlichen dahin ging, daß man die neulich erlassenen Blutedikte ruhen lassen, die Inquisition außer Wirksamkeit setzen und eine allgemeine Ständeversammlung einberufen möge. Die Regentin beschied die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihr Gesuch abzuholen.

Am 6. April 1566 erschienen die trotzigen Bittsteller in ebendemselben Aufzuge, aber in noch größerer Anzahl wieder vor Margarethen, um die versprochene Resolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Bittschrift geschrieben und enthielt zwar keine bestimmte Versicherung, sondern nur die Aussicht, daß man die Befehle des Königs mit möglichster Schonung und Mäßigung handhaben werde; genügte aber den Verschworenen vor der Hand, da sie wenigstens ihre Berechtigung zu dem gethanen Schritte anerkannte. Kam es ja doch im Ganzen nur darauf an, die verwegenern Pläne des Bundes hinter einer unschuldigen Maske so lange zu verbergen, bis er genugsam zu Kräften gekommen sein würde, um sich in seinem wahren Lichte zeigen zu können!

Ehe die Patrioten Brüssel verließen, gab ihnen

Brederode noch im Kulemburgischen Palaste ein großes Abschiedsfest. Gastmähler hatten dem Bunde seinen Ursprung gegeben; ein Gastmahl sollte ihm Form und Vollendung verleihen. Ueber 300 Personen waren zugegen; die Noth des Vaterlandes bildete das Thema des Tischgesprächs; der Wein entfesselte die Zungen. Da wurde unter Anderm der verächtlichen Aeußerung des Staatsraths Barlaimont gedacht, und Einem von den Anwesenden fiel es ein, den Schimpfnamen „Bettler" in einen Ehrennamen zu verwandeln und mit hochgeschwungenem Glase zu rufen: „Vivent les gueux!" Der Toast fand bei den erhitzten Gemüthern Anklang, und „Es leben die Geusen!" tönte es bald von einem Ende des Saales zum andern.

Nach aufgehobener Tafel erschien Brederode mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte Allen für ihren Beitritt zum Bunde und versicherte unter hohen Betheuerungen, daß er für Jeden unter ihnen bereit stehe Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches; der Becher ging in der Runde herum, und Jeglicher sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Der Lärm, den diese Scene verursachte, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorn, die

der Zufall so eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Brederode, als Wirth vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben und ein Glas mitzutrinken.

Hierbei blieb es nicht. Was man im Rausche beschlossen hatte, führte man nüchtern aus. Das Dasein seiner Beschützer mußte dem Volke versinnlicht und der Eifer der Partei durch ein sichtbares Zeichen in Athem gehalten werden. Dazu gab es kein besseres Mittel, als den Namen der Geusen öffentlich zur Schau zu tragen und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entlehnen. Der Bettelsack wurde von nun an das Abzeichen Aller, die zum Bunde der Geusen gehörten. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Büßenden sah. Die ganze Familie eines Verschwornen sammt dem Hausgesinde warf sich in diese Ordenstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln, mit dünnem Silberblech überzogen, eben solche Becher oder auch Messer, kurz den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüten oder ließen sie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen sie eine goldene oder silberne Münze, nachher der Geusenpfennig genannt, mit dem Brustbilde des Königs und der Umschrift: Dem Könige getreu (versteht sich, so lange er nach den Gesetzen regiert) bis zum Bettelsacke!

So war der Name der Geusen ein ähnlicher Par-

teiname in den Niederlanden geworden, wie der Name der Hugenotten in Frankreich, nur mit dem Unterschiede, daß der Geusenbund kein eigentlich protestantisches Bündniß war. Seine Mitglieder gehörten größtentheils zur katholischen Kirche. Aber diese Katholiken haßten die spanische Inquisition und die päpstliche Gewissenstyrannei mit derselben Gluth, wie die Protestanten. Um Protestanten zu sein, fehlte ihnen am Ende weiter nichts, als der Name; der That nach waren sie es schon oder wurden es wenigstens immer mehr. Die Bekenner der evangelischen Lehre hatten daher nicht Unrecht, die Verbrüderung der Geusen als einen Hoffnungsstern und Stützpunkt für ihre Confession zu betrachten. In der That gestalteten sich von jetzt an ihre Verhältnisse besser und freier.

Während eine neue Gesandtschaft, bestehend aus dem Marquis von Bergen und dem Baron Florenz von Montigny, an den König abging, hielt es die Regentin für der Klugheit angemessen, vorerst eine Moderation, d. h. eine einstweilige Milderung der Edicte eintreten zu lassen. Die Unterstatthalter in den Provinzen nahmen aber hiervon freudig Anlaß zu noch mehrerer Nachsicht, so daß an die Stelle der vorigen Schrecken eine fast allgemeine Duldung trat. Viele verborgene Protestanten und Calvinisten traten jetzt offen mit ihren Grundsätzen an das Tageslicht hervor; Predigten wurden unter

freiem Himmel vor Tausenden von Zuhörern gehalten, Versuche zu Störungen mit bewaffneter Hand zurückgewiesen. Namentlich waren es zwei ehemalige Mönche, Hermann Stricker und Peter Dathen, so wie ein Hugenott, Namens Ambrosius Wille, welche als Apostel der gereinigten Lehre die flandrischen Städte und Dörfer durchzogen. Die Geusen gewannen dabei eine unermeßliche Popularität. Man pries sie als Wohlthäter des Vaterlandes von einer Grenze zur andern, und ihre schwellende Macht erfüllte bald alle Städte und Provinzen.

So weit wäre Alles gut gewesen. Aber — wie es in Zeiten allgemeiner Aufregung zu gehen pflegt — die religiöse Bewegung blieb nicht ohne Ausschweifungen. Die Nichtkatholiken, kaum zum Genusse einiger Freiheit gelangt, verfielen in Uebermuth, und sich an alle, ihnen von der römischen Hierarchie zugefügten Unbilden erinnernd, begingen sie jetzt thätige Feindschaft gegen die katholischen Gemeinden. Ihr Ankämpfen gegen den katholischen Fanatismus schlug jetzt selbst in Fanatismus um. Der niederländische Bildersturm brach los, und gräßlicher, fürchterlicher, vollständiger, als alle Bilderstürmereien in Deutschland.

Der Anfang geschah in Westflandern und Artois. Eine rasende Rotte von Handwerkern, Schiffsknechten und Bauern, mit Keulen, Aexten, Hämmern,

Leitern und Stricken versehen, warfen sich in die Flecken und Dörfer von Saint-Omer, sprengten mit Gewalt die Pforten der Kirchen und Klöster, stürzten die Altäre um, zerbrachen die Bilder der Heiligen und traten sie mit Füßen. Erhitzter durch die verbrecherische That und durch neuen Zulauf verstärkt, drangen sie geraden Wegs nach Ypern vor. Unaufgehalten brachen sie dort in die Hauptkirche ein. Die Wände wurden mit Leitern erstiegen, die Bildsäulen mit Hämmern zerschlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet und die heiligen Gefäße entwendet. Dieses Beispiel ward sogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenaarde nachgeahmt; dieselbe Wuth ergriff in wenig Tagen ganz Flandern.

In Antwerpen hielt die Anwesenheit des Prinzen von Oranien den Muthwillen des Pöbels lange im Zaume. Als aber ein Befehl des Hofes denselben eilig nach Brüssel berief, war der Ausbruch des Tumultes nicht länger aufzuhalten. Die schöne Hauptkirche, ein Tempel von 70 Altären, nach der Peterskirche in Rom einer der größten und prächtigsten der Christenheit, wurde ein Schauplatz vandalischer Verwüstung. Alle Gemälde, Bildsäulen und Ornamente fielen unter den Streichen der Wüthenden. Selbst die Orgel, ein Meisterstück damaliger Kunst, wurde zertrümmert. Einen Christus am

freiem Himmel vor Tausenden von Zuhörern gehalten, Versuche zu Störungen mit bewaffneter Hand zurückgewiesen. Namentlich waren es zwei ehemalige Mönche, Hermann Stricker und Peter Dathen, so wie ein Hugenott, Namens Ambrosius Wille, welche als Apostel der gereinigten Lehre die flandrischen Städte und Dörfer durchzogen. Die Geusen gewannen dabei eine unermeßliche Popularität. Man pries sie als Wohlthäter des Vaterlandes von einer Grenze zur andern, und ihre schwellende Macht erfüllte bald alle Städte und Provinzen.

So weit wäre Alles gut gewesen. Aber — wie es in Zeiten allgemeiner Aufregung zu gehen pflegt — die religiöse Bewegung blieb nicht ohne Ausschweifungen. Die Nichtkatholiken, kaum zum Genusse einiger Freiheit gelangt, verfielen in Uebermuth, und sich an alle, ihnen von der römischen Hierarchie zugefügten Unbilden erinnernd, begingen sie jetzt thätige Feindschaft gegen die katholischen Gemeinden. Ihr Ankämpfen gegen den katholischen Fanatismus schlug jetzt selbst in Fanatismus um. Der niederländische Bildersturm brach los, und gräßlicher, fürchterlicher, vollständiger, als alle Bilderstürmereien in Deutschland.

Der Anfang geschah in Westflandern und Artois. Eine rasende Rotte von Handwerkern, Schiffsknechten und Bauern, mit Keulen, Aexten, Hämmern,

Leitern und Stricken versehen, warfen sich in die Flecken und Dörfer von Saint Omer, sprengten mit Gewalt die Pforten der Kirchen und Klöster, stürzten die Altäre um, zerbrachen die Bilder der Heiligen und traten sie mit Füßen. Erhitzter durch die verbrecherische That und durch neuen Zulauf verstärkt, drangen sie geraden Wegs nach Ypern vor. Unaufgehalten brachen sie dort in die Hauptkirche ein. Die Wände wurden mit Leitern erstiegen, die Bildsäulen mit Hämmern zerschlagen, Kanzeln und Kirchenstühle mit Aexten zerhauen, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet und die heiligen Gefäße entwendet. Dieses Beispiel ward sogleich in Menin, Comines, Verrich, Lille und Oudenaarde nachgeahmt; dieselbe Wuth ergriff in wenig Tagen ganz Flandern.

In Antwerpen hielt die Anwesenheit des Prinzen von Oranien den Muthwillen des Pöbels lange im Zaume. Als aber ein Befehl des Hofes denselben eilig nach Brüssel berief, war der Ausbruch des Tumultes nicht länger aufzuhalten. Die schöne Hauptkirche, ein Tempel von 70 Altären, nach der Peterskirche in Rom einer der größten und prächtigsten der Christenheit, wurde ein Schauplatz vandalischer Verwüstung. Alle Gemälde, Bildsäulen und Ornamente fielen unter den Streichen der Wüthenden. Selbst die Orgel, ein Meisterstück damaliger Kunst, wurde zertrümmert. Einen Christus am

Kreuze zerhieb man mit Aexten; die beiden Schächer daneben blieben verschont. Die Hostien wurden aus ihren geweihten Behältern herausgerissen, auf der Erde umhergestreut und mit Füßen getreten. Mit dem Nachtmahlwein ward die Gesundheit der Geusen getrunken und mit dem heiligen Oele die Schuhe geschmiert. Nach vollbrachter That zog man in Prozession mit brennenden Wachskerzen zu andern Kirchen und Klöstern und verfuhr dort auf die nämliche Weise. Die kostbarsten Bücher und Handschriften gingen in diesem Wirrwar verloren oder wurden gänzlich vernichtet. Die Zügellosigkeit kannte keine Grenze mehr. Zu guter Letzt brach man noch in die Gefängnisse und führte sowohl Schuldige als Unschuldige heraus.

Dieselben Scenen wiederholten sich in Gent, Tournay, Valenciennes. Auch nach Brabant, Holland und Seeland drang das verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breda, Bergen op Zoom, Amsterdam, Leyden, Gravenhaag, Utrecht und andere Städte erlitten die nämlichen Stürme. Innerhalb vier oder fünf Tagen wurden in Brabant und Flandern allein 400 Kirchen verwüstet. Der Schrecken drang bis Brüssel; schon entschloß sich Margaretha zur Flucht nach Mons. Da vereinigten sich die wohlgesinnten Häupter des Staatsraths und des Adels und dämpften durch kräftige Maaßregeln die Ausschweifungen der

rohen Menge. Namentlich waren Oranien, Egmont, Hoorn, Hoogstraten und Saint-Aldegonde bemüht, die Ordnung wiederherzustellen, was ihnen auch vollkommen gelang. Doch hatten sie den günstigen Augenblick nicht vorübergelassen, die Staatsgewalt zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. Ehe sie ihren Beistand zugesagt, hatte die Regentin vorher (am 23. August 1566) schriftlich versprechen müssen, die Inquisition einzustellen, die alten gegen die Ketzer erlassenen Edicte für abgeschafft zu erklären, den Protestanten Gotteshäuser einzuräumen und ihnen unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen das Predigen zu erlauben. So blieben die beklagenswerthen Auftritte des Bildersturms wenigstens nicht ohne eine heilsame Frucht.

Leider zeigt die Geschichte aller Reformationskämpfe, daß Vergleiche, mit Katholiken abgeschlossen, selten lange dauerten, weil sie von denselben nicht aufrichtig gemeint waren. Auch hier war es so. Als Philipp II. von den Plünderungen der Kirchen hörte, griff er in seinen Bart und schwur bei der Seele seines Vaters strenge Bestrafung der Uebelthäter. Vergessen war die Mäßigung, die er den niederländischen Gesandten Bergen und Montigny zugesagt hatte; Rache athmete sein finsteres Gemüth, Rache an der ganzen verhaßten Nation. Schleunig sandte er Margarethen Befehl zur Aushebung von Truppen und zur Anwendung der Kriegsgewalt gegen die

Rebellen und Ketzer. Zugleich rüstete er selbst sich, mit spanischer Heeresmacht seine und des Papstes Feinde vollends niederzuwerfen.

Mit schlecht verhehlter Freude vollzog die Regentin den Befehl des Monarchen. War sie ja selbst eine abgesagte Gegnerin aller Andersglaubenden! Die Werbungen wurden von ihr mit Eifer betrieben, und kaum sah sie sich an der Spitze einer ansehnlichen Macht, als sie den Ton änderte und die Bewilligungen, welche sie den Protestanten in der Angst des Augenblicks ertheilt hatte, auf eine so willkührliche Art auslegte, daß von all den eingeräumten Freiheiten so gut wie Nichts blieb.

Empört über die Wortbrüchigkeit des Weibes, griffen die Geusen zu den Waffen. Aber das Kriegsglück war gegen sie. Johann Marnix von Thoulouse, der Anführer des geusischen Heeres, ward 1567 von dem königlichen Befehlshaber Launoy bei Ostermeel vernichtet. Thoulouse selbst fiel, tapfer kämpfend, mit dem Schwerte in der Faust. Gleichzeitig unterlag die Stadt Valenciennes, welche sich geweigert hatte, eine Besatzung in ihre Mauern aufzunehmen, nach hartnäckiger Gegenwehr dem von Noircarmes befehligten Belagerungsheere. Noircarmes ließ nach seinem Einzuge die Bürger entwaffnen, den Gouverneur und dessen Sohn enthaupten, die reformirten Prediger Peregrin de la Grange und Guido de Bresse hängen und 34 andere

Patrioten, auf verschiedene Weise hinrichten. Darauf nahm er Hornhut und Herzogenbusch ein, nachdem Anton von Bomberg, welcher letztere Stadt früher tapfer gegen den Grafen von Megen vertheidigt hatte, entflohen war. Das rebellische Cambray öffnete seinem vertriebenen Erzbischofe freiwillig wieder die Thore. Auch die Städte Gend, Ypern und Oudenaarde unterwarfen sich und empfingen Besatzung. Geldern brachte der Graf von Megen, Friesland und Gröningen der Graf von Aremberg zum Gehorsam zurück. Nur einzelne geusische Heerhaufen hielten sich noch im Felde.

Berauscht durch die Erfolge ihrer Waffen, wagte jetzt Margaretha allen Staatsbeamten und Lehnsleuten des Königs einen Eid vorzulegen, durch den sie sich zur Erhaltung des katholischen Glaubens und zur Verfolgung der Ketzer förmlich verpflichten sollten. Die bei weitem größte Mehrzahl leistete den Eid. Selbst viele Mitglieder des Geusenbundes hielten es, besonders durch die erwartete Ankunft des Königs geschreckt, für gerathen, durch Eingehen in die Wünsche der Oberstatthalterin ihren Frieden mit der Regierung zu machen; so der junge Graf Karl von Mansfeld. Auch Egmont war so schwach, sich zu dem Eide zu verstehen. Nur Oranien, Hoorn, Hoogstraten, Brederode und andere erprobte Männer verweigerten ihn beharrlich. Die Ersteren legten lieber

ihre Statthalterschaften, der Letztere den Oberbefehl über eine Reiterschwadron nieder, als daß sie Henker an ihrem Volke geworden wären.

Oranien sah klar, was kommen würde. Die schmeichlerischen Briefe, die Philipp an ihn richtete, wiegten ihn nicht in Sicherheit ein; er war durch seine Kundschafter in Madrid besser von der Gesinnung des Hofes unterrichtet. Zum Ueberflusse hatte er ein an die Oberstatthalterin gerichtetes Schreiben des spanischen Gesandten in Paris, Don Francisco von Alava, aufgefangen. Da stand mit klaren Worten geschrieben, daß der König sich freue, durch den Bildersturm eine passende Gelegenheit erhalten zu haben, die Willkührherrschaft in den Niederlanden zu begründen; offenbar seien die Edelleute die verborgenen Triebfedern aller bisherigen Unruhen, und Seine Majestät werde an ihnen ein Beispiel statuiren, worüber die ganze Christenheit sich entsetzen solle. Hieraus ging unzweifelhaft hervor, einestheils, daß der König, wenn er komme, als strafender Richter mit gewaffneter Hand kommen werde, anderntheils, daß sein erster Streich den Häuptern des Adels zugedacht sei. Uebrigens hatte Oranien, auf die Nachrichten seiner Emissäre gestützt, ziemlich sichern Grund zu vermuthen, daß die so oft und so pomphaft angekündigte Reise des Königs in die Niederlande nur eine Vorspiegelung sei, daß Philipp vielmehr ruhig in Madrid bleiben und statt

keiner den grausamen Herzog von Alba mit uneingeschränkter Vollmacht senden werde. Was aber von diesem zu erwarten war, daran konnte jedes niederländische Herz nur mit banger Ahnung denken.

Der Prinz machte seinem Bruder Ludwig, so wie den Grafen Egmont, Hoorn und Hoogstraten bei einer Zusammenkunft in der flandrischen Stadt Dendermonde hierüber die vollständigsten Eröffnungen. Die Zeit der Vorstellungen, sagte er, sei vorbei; nur an der Spitze eines zahlreichen Heeres könne man noch hoffen, vortheilhafte Verträge mit der Regentin zu schließen und dem spanischen Feldherren den Eingang in das Land zu versagen. Ludwig und Hoorn gaben ihm stürmisch Beifall. Egmont aber erklärte sich dagegen. Er konnte weder an die schlechten Absichten des Königs von Spanien glauben, noch mochte er seine Zukunft auf einen so ungewissen Wurf setzen. Mit seinem Rücktritte fielen aber alle Anschläge des Prinzen zusammen; denn mit ihm war das treffliche Heer Wallonen verloren, das mit blinder Ergebenheit dem Glücke seines Führers folgte, der es bei Saint-Quentin und Gravelingen siegen gelehrt hatte.

Gezwungen, ein Vorhaben, dem der jetzige Zeitlauf nicht hold zu seyn schien, auf eine günstigere Stunde zu verschieben, beschloß nun Wilhelm von Oranien, ein Land zu verlassen, wo sein längeres Verweilen nichts mehr

gut machen konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verderben bereiten. Umsonst versuchte die Regentin ihn zu halten und zur Wiederannahme seiner niedergelegten Aemter zu bewegen. Der Prinz blieb fest; vor seinem Geiste stand Alba's düsteres Bild, und er verspürte keine Lust, die Ankunft dieses blutlechzenden Tigers zu erwarten.

In Villebroek, einem Dorfe zwischen Brüssel und Antwerpen, hatte er am 3. April 1567 noch eine letzte Zusammenkunft mit Egmont. Es fand eine warme Unterredung statt. Egmont suchte den Entschluß seines Freundes zu erschüttern, während dieser ihm begreiflich zu machen strebte, daß man entweder einen kräftigen Widerstand leisten, oder durch Entfernung der Gefahr ausweichen und sich für bessere Zeiten aufsparen müsse. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf deinem Vorsatze bestehst,“ warf Egmont ein. „Und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst,“ versetzte Jener. Und noch einmal ermahnte er den Grafen dringender, als je vorher, doch ja nicht dem treulosen Philipp zu trauen, der ihm nur eine Schlinge lege, sondern dem Gewitter auszuweichen, das von Spanien her gegen ihn im Anzuge sei. Aber alle noch so lichtvollen Gründe, die dem Prinzen eine weitsehende Klugheit an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundschaft ihnen einhauchen

konnte; vermochten nicht die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche Egmont's guten Verstand noch gebunden hielt. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien,“ sagte er lächelnd, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht; ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin.“ — „Wohlan,“ rief Oranien mit Unwillen und innerem Leiden, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir sagt eine traurige Ahnung (und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge!), daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind.“ — Er zog ihn, nachdem er dies gesagt hatte, mit Innigkeit an sich, drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm — sie sahen einander nicht wieder. *)

*) Nach Schiller a. a. O. S. 335. — Raumer (Geschichte Europas, III, 93) erzählt die Abschiedsworte Oraniens etwas anders, aber im Wesentlichen gleichlautend. — Menzel (Gesch. des deutsch. Volkes, II, 78) berichtet, ohne seine Quelle anzuführen: Egmont habe beim Scheiden arglos spottend gesagt: „Lebt wohl, Prinz ohne Land!“ — worauf Oranien ahnungsvoll erwidert habe: „Lebt wohl, Graf ohne Kopf!“ —

Wenige Tage darauf hatte Oranien die Niederlande verlassen. Er begab sich nach seinem Geburtsorte Dillenburg im Nassauischen, wo er unverzüglich zum Protestantismus übertrat. Viele Hunderte, sowohl von seinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland. Bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraten, von Kuilemburg, von Bergen*), die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewissen Schicksale leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; Viele hatten ihn angebetet, Alle ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze. Dennoch hofften sie von diesem entflohnen Manne mehr, als von Allen miteinander, die zurückgeblieben waren.

Egmont seinerseits hatte Nichts eifriger zu thun, als sich recht fest an den Hof Margarethens anzuschließen und durch alle nur erdenklichen Zeichen von Dienstfertigkeit die Erinnerung an die patriotische Rolle, die er früher gespielt, auszulöschen. Im Grunde war er froh, daß Oranien fort war. Denn nun hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Ganz Brüssel mußte seine Freude mit ihm theilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, de-

*) Nicht zu verwechseln mit dem Marquis von Bergen, der sich als Gesandter in Spanien befand und dort später sammt seinem Collegen Montigny als Gefangener zurückbehalten wurde.

nen die Regentin selbst öfters beiwohnte. Nicht zufrieden, den verlangten Eid, von dem wir eben sprachen, abgelegt zu haben, that er es den Andächtigsten an Andacht, den Eifrigsten an Eifer zuvor, den protestantischen Glauben zu vertilgen und die widerspenstigen Städte Flanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Seinen alten Freunden von der Partei der Geusen kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, ihre Versöhnung mit dem Könige zu bewerkstelligen. Alle vertrauten Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgewechselt und der Bruch zwischen beiden dadurch unheilbar und öffentlich gemacht.

Dieser Abfall Egmont's, verbunden mit der Entfernung des Prinzen von Oranien, löste den Geusenbund, der ohnehin schon durch die Niederlage Thoulouse's eine empfindliche Schlappe erhalten hatte, vollends auf. Einer drängte sich dem Andern an Bereitwilligkeit und Ungeduld vor, den Compromiß abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man von ihm verlangte. Gleichzeitig wurden die letzten Reste der geusischen Armee durch die Uebermacht der Regierungstruppen aufgerieben. Brederode, der sich vergeblich in Amsterdam zu halten gesucht hatte, mußte nach Deutschland fliehen, wo er im folgenden Jahre starb. Auch Ludwig von Nassau rettete sich nach Deutschland. Weniger glücklich war

Dietrich von Battenburg. Lange von dem Grafen von Megen im Lande umhergehetzt, fiel er endlich mit seinem Bruder, den friesischen Hauptleuten Beima und Galama und 120 Soldaten bei Harlingen dem Grafen von Aremberg in die Hände, welcher die Gemeinen sofort aufknüpfen ließ und die Edelleute, 14 an der Zahl, der Regentin zuschickte. Diese ließ sieben von ihnen enthaupten, und die sieben Uebrigen, unter denen sich die Gebrüder Battenburg befanden, würden dem Herzoge von Alba aufgespart, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Drei Fahnen Kriegsvolk, das letzte Ueberbleibsel der geusischen Streitmacht, überfiel Herzog Erich von Braunschweig, welcher der Regentin zu Hülfe geeilt war, bei Viane, schlug sie auf's Haupt, und bekam ihren Anführer, Rennesse, gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. — Nur einem kleinen Häuflein Geusen war es gelungen, bei Heusen über den Rhein zu gehen und glücklich in's Clevische zu entkommen. Dort hatten sie ihre Fahnen zerrissen und waren auseinander gegangen.

So endete der Geusenbund. Seine Stifter waren theils im Auslande, theils todt, theils gefangen, theils abgefallen. Nimmer wäre er wieder erstanden, hätte Spanien nur einige Mäßigung gezeigt. Aber es liegt in der Natur des Despotismus, daß er, unaufhaltsam

zum Extrem fortschreitend, durch das Uebermaß des Druckes die Zwecke der Freiheit fördern hilft.

Nach Vernichtung des gensischen Heeres und nach Bezwingung der empörten Städte trat in den Niederlanden die schauderhafteste Reaction ein. Alle protestantischen Schulen wurden aufgehoben, alle protestantischen Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, wurden mit Gewalt in die katholische Kirche zurückgeführt, um noch einmal getauft zu werden. Die evangelischen Prediger mußten fliehen oder wurden hingerichtet. Binnen wenig Monden waren alle katholischen Kirchen wieder herrlicher als jemals geschmückt, alle ketzerischen Gotteshäuser niedergerissen und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebzehn Provinzen vertrieben. Aus den Balken der abgebrochenen Tempel wurden Galgen für Diejenigen erbaut, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre 1567 nicht zwischen 50 und 300 Menschen wären zum Tode geführt worden. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstraßen von Flüchtlingen angefüllt. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Südersee zu bringen. Hunderttausende verließen das Land, fortgetrieben von der Schrek-

Kundschaft, daß der fürchterliche Herzog Alba nahe, mit dem das eigentliche Trauerspiel erst beginnen sollte. Wenige nur führten einige Trümmer ihrer Habe mit sich; bei weitem der größte Theil entfloh nackt und bloß. Deutschland und England empfingen die Unglücklichen, ihrer emsigen Arme, ihres befruchtenden Gewerbfleißes sich erfreuend. Die Niederlande sahen trauernd den Ziehenden nach.

Ueberall war die Ruhe wieder hergestellt, freilich die Ruhe des Grabes. Aber dem zürnenden Könige schien dies noch nicht genug. Es war der unglückliche Augenblick, wo er seinen eignen Sohn Don Carlos wegen rebellischer Gelüste geopfert hatte. Nie war er strenger, unbeugsamer. Der Papst ermahnte ihn noch einmal, kein Zugeständniß zum Nachtheil des Katholicismus zu machen; Philipp versicherte Seiner Heiligkeit: „er werde nicht dulden, daß die Wurzel einer bösartigen Pflanze in den Niederlanden verbleibe; er wolle die Provinzen entweder verlieren, oder die katholische Religion darin aufrecht erhalten."*) Zwar fehlte es in seiner Nähe nicht an Männern, die zu milderen Maaßregeln riethen. So sagte ihm sein eigner Beichtvater Fresneda: „Gott ist nicht blos ein Gott des Zornes, sondern auch der Barmherzigkeit; ihn soll die weltliche Regierung nach-

*) Ranke a. a. O. II, 57.

ahmen und bedenken, daß sie vor seinen Augen ebenfalls fehlt und der Gnade bedarf. Wo milde Mittel ausreichen und Reue und Buße sich bereits zeigt, da kann Härte nicht reinigen und bessern, sondern allein das Uebel erneuen und vom rechten Wege abschrecken. Alles, so scheint es, hat man gewonnen, nur noch nicht die Herzen der Menschen; daher bedarf es nicht des Krieges, sondern der Künste des Friedens." Aber diese Grundsätze waren nicht nach Philipp's Sinne. Mehr behagte ihm das, was ihm der Cardinal Granvella, der Großinquisitor Spinosa und der wilde Herzog Alba empfahlen. Diesen Letztern bestimmte er denn auch zum Vollstrecker seines Willens und sandte ihn mit einem trefflichen Heere in die Niederlande. Er hätte kein besseres Werkzeug für seine finstern, tyrannischen Absichten wählen können.

Fernando Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, war im Jahre 1508 geboren, also 59 Jahre alt, als er den Zug in die Niederlande unternahm. Er hatte alle Feldzüge unter Karl V. mitgemacht und galt mit Recht als einer der besten Kriegsmeister seiner Zeit. Von Gestalt war er schlank und hager, hatte ein langes, bleiches Gesicht und tiefliegende Augen. In seinem Benehmen drückte sich Stolz, Härte und Menschenverachtung aus; doch wußte er auch, wenn sein Zweck es erheischte, freundlich und sogar schmeichlerisch zu sein.

Dem Soldaten gegenüber hielt er auf strenge Mannszucht; aber nach einer gewonnenen Schlacht oder nach Eroberung einer Stadt sah er allen Ausschweifungen durch die Finger; da konnten seine Kriegsknechte nach Belieben plündern, morden, zechen, Weiber schänden, kurz allen Lüsten fröhnen. So brachte er es dahin, daß der Soldat sich nach dem Kampfe sehnte, um nach errungenem Siege einmal der beengenden Fessel der Disciplin ledig zu werden und Freiheit und Lebensgenuß mit vollen Zügen zu schlürfen. Alba selbst war mit Leib und Seele Soldat, und selbst in religiösen und politischen Angelegenheiten rieth er soldatische Mittel an. „Das Unkraut mit der Wurzel auszurotten, ehe es von Neuem und üppiger hervortreibe, die heilsame Arznei der bittern Tropfen anzuwenden und das Geschwür mit der Lanzette aufzuschneiden", das waren seine beliebten Grundsätze. Selber das Werkzeug dieser heilsamen Operation zu sein, dünkte seinem Herzen Wollust, galt ihm für Gottesdienst und heilige Bürgerpflicht; denn er war ein aufrichtiger Katholik, ein treues Ebenbild seines Herrn und Meisters Philipp. Gewiß, Alba muß uns als ein verabscheuungswürdiger und grausenhafter Mensch erscheinen. Aber er war nicht verächtlich; denn er war kein Heuchler und Schwächling.

Mit zehntausend spanischen Veteranen, die er eben so umsichtig als glücklich über die savoyischen Alpen

zwischen den feindlichen Völkerschaften der Schweizer, Franzosen und Lothringer hindurch geführt hatte, langte er in Brabant an. Diese Zehntausend sollten gleichsam nur der feste Kern einer größern Armee sein, die er nach Maßgabe der Umstände und der Zeit in den Niederlanden selbst leicht würde zusammenziehen können. Die niederländischen Adligen beeilten sich, dem Gefürchteten entgegenzukommen, um seine Gunst zu gewinnen. Als Alba unter diesen auch den Grafen Egmont erblickte, entfuhren ihm die Worte: „Sieh da den großen Ketzer!“ Egmont blieb betreten stehen und veränderte die Farbe. Als aber der Herzog, seine Unbesonnenheit zu verbessern, mit erheitertem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Niederländer seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung.

Am 22. August 1567 hielt Alba seinen Einzug in Brüssel. Die Straßen waren wie ausgestorben, und Alle warteten zitternd der Dinge, die da kommen sollten. Diese allgemeine Spannung der Gemüther hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Flucht zuvorkäme. Er war nämlich der Ueberzeugung, daß man bei gewaltsamen, revolutionären Bewegungen eines Landes Alles ausrichte, wenn man sich der Häupter entledige. Daß Karl V. nach so vielen und großen Siegen aus dem deut-

schen Reiche doch so gut wie verstoßen worden war, leitete er von der Nachsicht dieses Fürsten her, der die Feinde, welche in seine Hand gefallen, verschont habe. Er hatte sich vorgenommen, diesen Fehler nicht zu begehen. Der Leser wird sich der Zusammenkunft erinnern, welche Alba 1565 mit Karl dem Neunten und seiner Mutter Katharina zu Bayonne hatte (S. 287). Damals forderte er dieselben auf, sich die Oberhäupter der Hugenotten, auf welche Weise auch immer, vom Halse zu schaffen, „indem der Kopf eines einzigen Lachses zehntausend Frösche in den Sümpfen aufwöge". Nun gut, was er zwei Jahre vorher Andern gerathen, trug er kein Bedenken, jetzt selbst auszuführen. Philipp II. hatte ihm einige mit seiner königlichen Unterschrift versehene Blankets mitgegeben. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er die Grafen Egmont und Hoorn gefangen setzen ließ. Hoorn war nämlich, durch Egmont's Beispiel bewogen, ebenfalls in den Niederlanden geblieben.

Die Verhaftung der beiden wichtigen Männer geschah nach einer Staatsrathssitzung, der sie beigewohnt hatten. Als Egmont auf die an ihn geschehene Aufforderung hin seinen Degen an den spanischen Hauptmann Sancho de Avila abgab, sagte er: „Dieser Stahl hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt." Hoorn war eben auf dem Nachhauseweg

begriffen, als ihn die Wache umringte. Seine erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freunde in eben dem Augenblicke dasselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm habe ich mich leiten lassen", rief er aus; „es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm theile". Beide Grafen wurden, nachdem sie einige Wochen in Brüssel gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern nach Gent abgeführt, wo man alsbald den Prozeß gegen sie als Hochverräther einleitete.

Zugleich mit ihnen war Egmont's Secretär, Johann Casembrot von Beckerzeel, der Bürgermeister Strahlen in Antwerpen und mancher andere bekannte Mann eingezogen worden. Der Schrecken, den die Kunde von diesen Verhaftungen verbreitete, war groß. Namentlich erregte Egmont's Fall die allgemeinste Theilnahme. Doch bei Vielen überwog der Unwille über dessen Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksal. Und gewiß, man hatte nicht Unrecht. Was hatte dem Grafen nun die in den letzten Tagen bewiesene Liebedienerei geholfen! Der Despotismus war dadurch nicht versöhnt worden. Alba konnte ihm schon seine Vergangenheit nicht verzeihen. In den Augen des spanischen Gewaltträgers mußte es dem Grafen schon zum Verbrechen gereichen, daß er eine ungeheure Popularität besaß, daß er Schmerz über die Leiden seines Volkes em-

pfunden und daß er gegen die ungesetzlichen Eingriffe in die verfassungsmäßigen Rechte seines Landes eine bescheidene Opposition erhoben hatte. Wer Dank von den Tyrannen ernten will, muß sich ihnen ganz zu eigen geben, und wer sich ihnen einmal widersetzt, muß sich gleich zu einem Kriege auf Tod und Leben bereit machen. Da ist keine Ausgleichung, keine Versöhnung, kein Friede möglich; das Heil des einen Princips kann nur in dem Sturze des andern gefunden werden. Aber solche Consequenzen sich klar zu machen, war freilich Egmont nicht der Mann. Oranien war es; darum hatte er sich in Sicherheit gebracht, und bei dem Gedanken daran, daß er glücklich entronnen, frohlockte jedes niederländische Herz. Auch soll die erste Frage des Cardinals Granvella, als man ihm in Rom die Botschaft von der Verhaftung Egmont's und Hoorn's brachte, gewesen sein: „Hat man auch den Schweigenden?“ Da man ihm dieses verneinte, schüttelte er den Kopf und sagte: „An dem liegt mehr, als an den Uebrigen; ist der nicht im Netze, so hat der Herzog Nichts gefangen.“

Alba's erster Schritt, sobald er sich der verdächtigsten Großen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges Ansehen wieder einzusetzen, und die Placate gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen. Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesammte niederländische Nation der beleidigten Majestät im höch-

sten Grade schuldig erkannt, und dieses Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Darnach war also kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Auslesen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren sein, und wer eins von beiden oder gar beides rettete, empfing es von seiner „Großmuth“ und „Menschlichkeit“ zum Geschenk.

Um nun die Hinrichtungen schneller fördern zu können, setzte er einen außerordentlichen Justizhof von 12 Criminalrichtern nieder, wozu er, den Privilegien des Landes zuwider, auch 3 Spanier mit ernannte. Präsident dieses Gerichtshofs war er selbst. Gewöhnlich aber präsidirte statt seiner sein Liebling, der spanische Licentiat Vargas, ein in jeder Beziehung verworfener Mensch, der seinen Platz mit so abscheulicher Würdigkeit ausfüllte, daß in kurzer Zeit, von Ekel und Grauen überwältigt, alle übrigen Mitglieder bis auf den spanischen Doctor Luis del Rio, den Secretär de la Torre und ein paar andere nichtswürdige Subjecte aus den Sitzungen wegblieben.

Von dem Rathe der Zwölf, der seiner Bestimmung nach der Rath der Unruhen hieß, von dem Volke aber der Blutrath genannt wurde, fand keine Revision der Prozesse, keine Appellation statt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität

geschwunden. Der große Rath zu Mecheln war so gut wie nichts mehr; der Staatsrath sank zu einem ohnmächtigen Schattenbilde herab. Kein Privilegium, kein Freibrief kam in Anschlag; der Blutrath war allmächtig und durch ihn der Herzog.

Zuerst wurde das letzte Urtheil an Denen vollzogen, welche bereits vor der Ankunft des Herzogs mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren. Darunter gehörten die Gebrüder Battenburg. Dann ging es an die übrigen Mißliebigen, deren Zahl Legion war. Wer sich nicht stellte (was fast Niemand that), war des Landes verwiesen und alle seine Güter fielen dem Fiscus anheim; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, und sein Vermögen wurde erst recht confiscirt. Zwanzig, Vierzig, oft Fünfzig wurden aus einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Donnerstrahle immer die Nächsten. Die angesehensten Kaufleute sah man mit auf den Rücken gebundenen Händen an einem Pferdeschweife zu der Richtstätte schleifen. In Valenciennes fielen 55 Köpfe auf einmal. Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages. Aller Orten wurden Galgen und Rad in großer Anzahl errichtet, und als diese nicht mehr hinreichten, die Bäume an den Landstraßen dazu verwendet. So waren in kurzer Zeit die blühendsten Gefilde zur Schädelstätte gewor-

den, und die schauerlichen Töne der Todesglocke erfüllten beständig die Luft. Das ganze Land, hatte Alba geschworen, sollte eher zur Wüste werden, als daß ein Ketzer darin ferner geduldet würde. Ja, lieber wollte man einen Unschuldigen zu viel, als einen Schuldigen zu wenig bestrafen. Als einst einige Beisitzer des Bluthraths sich ein Gewissen daraus machen wollten, daß ein unschuldig Verurtheilter nur durch Zufall vom Tode errettet worden sei, beschwichtigte sie der gräßliche Vargas mit den Worten: „Was ängstigt ihr euch? Desto besser für die Seele des Verurtheilten, wenn er unschuldig ist!" Ein andrer der Bluträthe, Namens Jacob Hessels, schlief gewöhnlich während der Sitzung. Aber seine Sentenz war ihm so geläufig geworden, daß, wenn man ihn weckte, seine Meinung zu sagen, er halb schlaftrunken aufschrie: Ad patibulum, ad patibulum! (zum Galgen, zum Galgen!) und dann getrost wieder einnickte. Mit so fühllosem Leichtsinne wurde in diesem Mördertribunale über Menschenleben verfügt!

Unermeßliche Summen fielen durch die Unzahl von Hinrichtungen in den Fiscus. Der jährliche Ertrag der an den Gütern der Gemordeten und Geächteten vollzogenen Confiscationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; Vargas soll sie dem Monarchen auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Es war, als ob Alba die ganze

niederländische Nation zur Bettlerin machen und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände spielen wollte. Der Auswanderung schob er einen Riegel vor, indem er alle Häfen sperren ließ und auf etwaige Fluchtversuche Todesstrafe setzte. Jetzt pries man alle Diejenigen glücklich, welche bei Zeiten Vaterland und Güter im Stiche gelassen, um nichts als Athem und Freiheit zu retten.

Das Walten des Herzogs erschien selbst der Oberstatthalterin zu arg. Da sie zudem merkte, daß sie nur noch den Schatten der Gewalt, Alba aber die eigentliche Macht besaß, so beschloß sie, sich von einer Würde zu trennen, die sie jetzt mehr demüthigte, als ehrte. Gegen Ende des Christmonats 1576 legte sie ihr Amt nieder, erließ einen pomphaften Abschied an die Stände, worin sie ihre angeblichen Verdienste um die Niederlande mit lächerlicher Ruhmredigkeit herausstrich, und schied mit dem bittern Gefühle gekränkter Eitelkeit von einem Schauplatze, auf dem sie beinahe neun volle Jahre als Gebieterin figurirt hatte.*)

*) Was Margaretha von Parma zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach Granvella's Vertreibung die Wohlthäterin des niederländischen Volkes zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Mißbilligung. Bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Schiller a. a. O. [illegible]

Alba freute sich ihres Abzugs. Der That nach schon seit seiner Ankunft Regent, war er es nun auch dem Namen nach. Doch er sollte eben so wenig zum ruhigen Genusse der Herrschaft kommen, wie seine Vorgängerin.

Wilhelm von Oranien war in Deutschland nicht unthätig gewesen. Er hatte sein Silbergeschirr und Geschmeide verkauft und von dem Erlöse ein Heer geworben, um gegen den Unterdrücker seines zweiten Vaterlandes das Glück der Waffen zu versuchen. Als er sich stark genug glaubte, brach er getrosten Muthes auf. Seine Kriegsmacht bestand theils aus geächteten Niederländern, theils aus Deutschen und Franzosen. Vor ihm her ging ein Manifest, worin er die Rechtmäßigkeit seines Unternehmens aller Welt vor Augen legte, den Glauben der Protestanten als „das reine Wort und den Dienst Gottes" bezeichnete, aber hinzusetzte, daß er beiderlei Glaubensgenossen bei der Freiheit ihres Gottesdienstes zu erhalten gesonnen sei.

Als die kleine Heersäule der Patrioten der niederländischen Grenze nahte, theilte sie Wilhelm in zwei Abtheilungen. Mit der einen drang er selbst in Brabant ein; mit der andern wandten sich seine Brüder, die Grafen Ludwig und Adolph von Nassau, nach Westfriesland. Gegen letztere rückte der Graf von Aremberg mit einer ansehnlichen Truppenzahl. Bei dem

Kloster Heiligerlee ohnweit Winschoten in der Provinz Gröningen entbrannte der Kampf, am 24. Mai 1568. Die Patrioten kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung. Graf Adolph, mit heldenmüthigem Beispiele vorangehend, blieb tödtlich getroffen auf dem Wahlplatze; aber seine Partei behielt den Sieg. Aremberg wurde erschlagen und sein Heer zerstreut.

Alba gelobte Rache, als er diese Hiobspost vernahm. Erstlich schmerzte ihn der Fall Aremberg's, den er als Feldhauptmann von Ruf schätzte, und dann besorgte er, daß das Volk, durch Ludwig's Sieg trotzig gemacht, leicht in Gährung gerathen könne. Um nun den Leuten zu zeigen, daß er sie in keinerlei Weise fürchte, hielt er es für nöthig, ein neues Beispiel von Strenge zu geben. Er beschloß, ihnen diesmal die Köpfe Egmont's und Hoorn's vor die Füße zu werfen.

Der Prozeß gegen die beiden Grafen war beendigt; sie waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, „weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die conföderirten Edelleute in Schutz genommen und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten." Der Herzog ließ sie nun schnell von Gent nach Brüssel bringen; der Rath der Unruhen sprach das Todesurtheil über sie, und der 5. Juni 1568 ward als der Tag ihrer Hinrichtung anberaumt. Als

erbauliches Vorspiel schlug man während der drei vorhergehenden Tage 25 edlen Niederländern, worunter Egmont's Secretär Casembrot und der Antwerpener Bürgermeister Strahlen, auf dem Markte zu Brüssel die Köpfe ab.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der über die beiden Grafen gesprochenen Sentenz zu eilen. Die Fortschritte der nassauischen Waffen machten seine Anwesenheit im Felde nöthig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtiger Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Ein einziger Vortheil, den die Rebellen über ihn davongetragen hätten, oder nur das bloße Gerücht davon hätte hingereicht, eine Revolution in Brüssel zu bewirken, wodurch natürlich beide Grafen in Freiheit gesetzt worden wären. So fielen die Unglücklichen mehr der momentanen Rücksicht einer trotzigen Politik, als dem Rechtsprincip zum Opfer.

Die Gemahlinnen der Verurtheilten boten Alles auf, um das Schreckliche abzuwenden. Umsonst. In Thränen gebadet, sank Egmont's Gattin Sabina dem Herzoge zu Füßen; sie erhielt nur die doppelsinnige Antwort: „morgen werde ihr Gemahl aus dem Gefängnisse gehen." Auch Martin Rithov, Bischof von Ypern, der herbeordert war, um die Gefangenen zu ihrem Hintritte vorzubereiten, machte einen Versuch, den Fürchterlichen zu erweichen. Aber Alba runzelte die Stirn und herrschte

ihm mit harter, zorniger Stimme zu, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

In nächtlicher Stunde begab sich der Bischof zu Egmont. Diesem wollte anfangs das Unglaubliche nicht zu Sinn; erstarrt sank er auf einen Stuhl, das verhängnißvolle Urtheil in der Hand. „Das ist fürwahr eine strenge Sentenz!“ rief er aus. „So schwer glaubte ich Seine Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich meinem Schicksale mit Ergebung.“ Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, zeigte er sich zum Sterben bereit, beichtete und empfing aus den Händen des Priesters das Abendmahl auf katholische Weise. Rührend gedachte er seiner Gattin und seiner Kinder (er hatte 3 Söhne und 8 Töchter); dann setzte er sich hin und schrieb einen Brief an den König, worin er seine Unschuld an den ihm aufgebürdeten Verbrechen betheuerte, ihm seine Familie an's Herz legte, sich selbst aber der Barmherzigkeit Gottes empfahl.

Weniger gelassen zeigte sich Hoorn, als ihm der Bischof seinen Besuch machte. Von heftigerer Gemüthsart, als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse

gegen den König gereizt, brach er in einen Strom von Verwünschungen gegen den „Tyrannen" Philipp und seinen „Henker" Alba aus. Nur mit vieler Mühe vermochte ihn der Bischof dahin, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in bittern Ausfällen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Geistlichen seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, Alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste; eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Die Stadtthore waren geschlossen. Um elf Uhr Vormittags (am 5. Juni 1568) langte Egmont unter starker Bedeckung an der Blutbühne an. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel, mit goldnen Tressen besetzt. Zwei spanische Oberofficiere, Romero und Salinas, und der Bischof von Ypern begleiteten ihn auf's Schaffot. Noch immer hoffend, sah sich Egmont zweimal ringsum. Er hatte sich nicht überreden können, daß es dem Könige mit der Hinrichtung Ernst sei und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Execution treiben werde. Als aber nirgends ein Zeichen sichtbar wurde, was auf eine

ihm mit harter, zorniger Stimme zu, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

In nächtlicher Stunde begab sich der Bischof zu Egmont. Diesem wollte anfangs das Unglaubliche nicht zu Sinn; erstarrt sank er auf einen Stuhl, das verhängnißvolle Urtheil in der Hand. „Das ist fürwahr eine strenge Sentenz!“ rief er aus. „So schwer glaubte ich Seine Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich meinem Schicksale mit Ergebung.“ Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, zeigte er sich zum Sterben bereit, beichtete und empfing aus den Händen des Priesters das Abendmahl auf katholische Weise. Rührend gedachte er seiner Gattin und seiner Kinder (er hatte 3 Söhne und 8 Töchter); dann setzte er sich hin und schrieb einen Brief an den König, worin er seine Unschuld an den ihm aufgebürdeten Verbrechen betheuerte, ihm seine Familie an's Herz legte, sich selbst aber der Barmherzigkeit Gottes empfahl.

Weniger gelassen zeigte sich Hoorn, als ihm der Bischof seinen Besuch machte. Von heftigerer Gemüthsart, als sein Freund, und durch mehr Gründe zum Hasse

gegen den König gereizt, brach er in einen Strom von Verwünschungen gegen den „Tyrannen" Philipp und seinen „Henker" Alba aus. Nur mit vieler Mühe vermochte ihn der Bischof dahin, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in bittern Ausfällen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Geistlichen seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, Alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste; eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Die Stadtthore waren geschlossen. Um elf Uhr Vormittags (am 5. Juni 1568) langte Egmont unter starker Bedeckung an der Blutbühne an. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel, mit goldnen Tressen besetzt. Zwei spanische Oberofficiere, Romero und Salinas, und der Bischof von Ypern begleiteten ihn auf's Schaffot. Noch immer hoffend, sah sich Egmont zweimal ringsum. Er hatte sich nicht überreden können, daß es dem Könige mit der Hinrichtung Ernst sei und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Execution treiben werde. Als aber nirgends ein Zeichen sichtbar wurde, was auf eine

Bestätigung seiner Hoffnung hindeutete, wandte er sich an den neben ihm stehenden Julian Romero mit der Frage, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei? Romero zuckte mit den Achseln, sah zur Erde und schwieg. Da biß Egmont die Zähne zusammen, warf Mantel und Rock ab und kniete auf das Kissen. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung. Nach den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" fiel sein Haupt. Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterliche Stille. Sogar Alba, welcher der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, soll sich die Augen gewischt haben.

Bald darauf brachte man den Grafen Hoorn. Er war ungebunden, wie Egmont, in schwarzem Wamms und Mantel, eine schwarze mailändische Mütze auf dem Kopfe. Als er auf dem Blutgerüste angekommen war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sei. Nachdem man ihm dies bejaht hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete nieder. Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Hieb empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, und blieben hier als schauerliche Warnungszeichen mehrere Stunden ausgestellt. Auch wurden noch 18 Edelleute und mehrere Geistliche an demselben Tage enthauptet.

Der Tod Egmont's und Hoorn's erschien den Einwohnern Brüssels als Märtyrertod. Tücher wurden in das Blut der Hingerichteten getaucht und als Reliquien mit nach Hause genommen. Manche thaten sogar das Gelübde, ihr Haupthaar nicht eher zu scheeren, als bis Rache genommen sei an dem Frevel.

Alba aber kümmerte sich wenig um den Grimm der Bürger, sondern zog mit seinen Kerntruppen aus, um den Grafen Ludwig von Nassau aufzusuchen. Er traf ihn bei Gemmingen und schlug ihn am 22. Juli 1568 aus dem Felde, ohne ihn jedoch selbst in seine Gewalt zu bekommen. Hierauf wandte er sich nach Brabant gegen Wilhelm. Auch dieser konnte vor dem geübten Feldherrn nicht bestehen. Er hielt sich zwar bis Ende Novembers, mußte aber dann, von Geldmangel, Hungersnoth und Krankheiten gedrängt, ebenfalls das Land verlassen. Nachdem solchergestalt der Aufruhr erstickt war, hielt Alba am 22. December 1568 einen triumphirenden Einzug in Brüssel, zu dessen größerer Verherrlichung er einer Menge Gefangener die Köpfe

abschlagen ließ. Um das Maaß der Verhöhnung voll zu machen, errichtete er sich selbst eine Bildsäule, mit der Inschrift: „Alba, des besten Königs treuster Diener, hat den Aufruhr vernichtet, die Rebellen vertrieben, die Religion hergestellt, Gerechtigkeit geübt und den Frieden im Lande befestigt."

Vier Jahre regierte nun Alba die Niederlande ohne weitere Beunruhigung. Die Verhaftungen und Executionen dauerten fort. Wurde irgendwo ein Seufzer laut, so beeilte sich der Rath der Unruhen, den Schrecken in den Gemüthern durch neue Hinrichtungen zu nähren. Namentlich war man den Nichtkatholischen aufsässig. Um sie aufzuspüren, verpflichtete man die Hebammen, anzuzeigen, wo protestantische Kinder getauft würden. Mit der kirchlichen Bedrückung ging die politische Hand in Hand. Die alte Gewalt der Stände bedeutete nichts mehr; spanische Truppen überschwemmten das Land, und eine verhaßte Abgabe folgte der andern. Erst schrieb Alba den hundertsten Pfennig vom gesammten Vermögen aller Einwohner aus; dann forderte er den zwanzigsten und endlich den zehnten Pfennig von jeder Veräußerung beweglicher oder unbeweglicher Güter. In Spanien wunderte man sich selbst, was er mit all dem Gelde mache. Aber zugestehen mußte man: das Land war gehorsam oder schien es wenigstens zu sein; kein Mißvergnügter rührte sich; jede Spur des Protestantis-

mus war verschwunden; die Geächteten im der Nachbarschaft hielten sich still.

„Monsignore," sagte während dieser Ereignisse ein geheimer Rath Philipp's II. zu dem päpstlichen Nuntius in Madrid, „seid Ihr nun mit dem Verfahren des Königs zufrieden?" — Der Nuntius erwiderte lächelnd: „Ganz zufrieden."

Alba selbst glaubte ein Meisterstück ausgeführt zu haben. Nicht ohne Verachtung blickte er auf die französische Regierung, welche in ihrem Lande niemals Herr zu werden vermochte. Indeß sein Triumph war sehr vorzeitig. Er schmeichelte sich, am Ziele zu sein, und jetzt fing der Kampf eigentlich erst an. Der zehnte Pfennig war es, der ihm Verderben brachte. Als er das Racheschwert über die Ketzer schwang, als er das Henkerbeil auf die Rebellen niederfallen ließ, sah die Nation, obwohl schmerzlich bewegt, doch ruhig zu; denn jene harten Maaßregeln trafen immer nur Einzelne. Als er aber den Leuten in den Beutel griff, als er sich eine Bedrückung erlaubte, unter welcher Alle ohne Ausnahme litten, da erhoben sich auch Alle. Die Stände protestirten; einzelne Städte widersetzten sich der Steuererhebung mit Gewalt; eine Deputation ging sogar nach Madrid, um den König um Zurücknahme der lästigen Auflage zu bitten.

Der italienische Politiker Macchiavelli giebt in sei-

nem bekannten Buche „über den Fürsten“ den Herrschern den Rath, die Grausamkeiten, die sie für nöthig halten, rasch hintereinander zu vollziehen, hierauf aber allmählig die Gnade eintreten zu lassen. Es schien fast, als ob Philipp II., der den Macchiavelli wohl studirt hatte, diese Lehre wörtlich befolgen wollte. Er fand, daß nun genug Güter eingezogen, genug Köpfe abgeschlagen seien, daß die Zeit der Gnade beginnen dürfe. Er empfing daher nicht nur die niederländischen Deputirten mit vieler Güte, sondern es reifte wirklich in ihm der Entschluß, den Herzog zurückzurufen und einen milderen Statthalter hinüberzusenden.

Jedoch schon war es zu spät. Der unermüdliche Oranien hatte die unzufriedene Stimmung der Massen benutzt, um einen neuen Einfall zu wagen. Diesmal aber unternahm er ihn auf Coligny's Rath von der See her. Mit einer Schaar kühner Seeleute, die den Namen der Geusen wieder aufleben ließen, indem sie sich Meergeusen oder Wassergeusen nannten, bemächtigte er sich am 1. April 1572 der Hafenstadt Briel, des Schlüssels von Holland. Bald waren Vliessingen, Leyden, Dordrecht, Haarlem, Tervere und viele andere Städte Hollands und Seelands in seiner Gewalt. Die Flotte der Meergeusen wuchs auf 150 Schiffe an. Neubelebt durch diese Erfolge, traten die angesehensten Patrioten am 15. Juli 1573 zu Dord-

recht zusammen und erkannten Wilhelm von Oranien für den rechtmäßigen Statthalter des Königs über Holland, Seeland und Utrecht an. Dieser Beschluß war gleichsam der erste Lebensfunke des sich bildenden Staates der vereinigten Niederlande. Von jetzt an gewann der Aufstand eine geregelte Gestalt und die Form eines ordentlichen Kriegs. Oranien fertigte Kaperbriefe für die Meergeusen aus, wornach sie aufhörten, als Freibeuter zu erscheinen. Durch die Geldmittel, die ihm die Stände zur Verfügung stellten, war er in den Stand gesetzt, seine Truppen pünktlich zu bezahlen und sich so im Felde zu halten. Um den Feind auf mehreren Punkten zugleich zu beschäftigen und zu Theilung seiner Streitkräfte zu zwingen, mußte Ludwig von Nassau in Hennegau einfallen, wo er sich auch glücklich der Stadt Mons bemeisterte. Zur Ueberraschung der Spanier brach die Lohe der Empörung, die sie schon erstickt glaubten, an den verschiedensten Stellen mit ungeahnter Kraft aus der Asche hervor.

Diese Wendung der Dinge änderte Philipp's Plan. Alba war nun auf einmal wieder der Mann der Nothwendigkeit. Er blieb Statthalter und traf sofort die nöthigen Vorkehrungen, um den Aufruhr niederzuschlagen und die abgefallenen Städte wieder zur Unterwerfung zu bringen. Wo er die Insurgenten im offenen Felde traf, ging er auch stets als Sieger aus dem Kampfe. Aber an den Mauern der holländischen und seeländischen

Städte, wo die religiöse Bewegung am Tiefsten gegriffen und der Protestantismus sich sogleich zu lebendigen Organisationen gestaltet hatte, fand er einen Widerstand, den er kaum zu überwinden vermochte. Desto schonungsloser hauste er, wenn er endlich obsiegte.

Die Stadt Mecheln mußte seine eiserne Hand schwer empfinden; eben so Zütphen, das er am 16. November 1572 eroberte. Hier ließ er die vornehmsten Bürger niederhauen oder in der Yssel ersäufen; die übrigen schickte er in's Elend und gab die Stadt den Flammen preis. Nicht minder traurig erging es Naarden. Diese Stadt ergab sich freiwillig an den spanischen Obersten Romero, nachdem derselbe das feierliche Versprechen gegeben, Niemand an Leib oder Gut zu schädigen. Aber man kennt ja den spanischen Inquisitionsgrundsatz, daß man Ketzern kein Wort zu halten brauche. Darnach handelte auch Romero. Unter dem Vorwande einer Eidesleistung beorderte er die Bürger in die Hospitalkirche. Als sie dort, natürlich ohne Waffen, versammelt waren, trat ein katholischer Priester unter sie und forderte sie zur Bekehrung auf, weil ihre Todesstunde gekommen sei. Gleichzeitig stürzte eine Rotte spanischer Soldaten in die Kirche, warf Feuer in das Gebälk und richtete ein gräßliches Blutbad unter Männern, Frauen und Kindern an.

Durch Naarden's Beispiel gewitzigt, faßte Haarlem den heldenmüthigen Entschluß, sich bis zum letzten Athem-

zuge zu vertheidigen. Sieben Monate lang widerstand es seinem blutgierigen Dränger, und als alle Lebensmittel aufgezehrt waren, bis auf das Gras, das zwischen den Steinen wuchs, hatten die Einwohner noch Lust, sich mit Weib und Kind durchzuschlagen. Aber die Zwietracht ihrer Besatzung nöthigte sie zuletzt, Gnade anzunehmen. Am 13. Juli 1573 rückte Alba ein, und seine erste Handlung war, daß er 1400 Bürger und Söldner theils köpfen, theils hängen, theils erschießen, theils paarweise zusammenbinden und ersäufen ließ.

Mit solchen Greuelthaten feierte der Unmensch seine Siege. Aber sei es, daß er selbst der Blutarbeit müde wurde, sei es, daß er die Hoffnung einer nachhaltigen Beruhigung der Provinzen aufgab, genug, nachdem er die rebellischen Städte gedemüthigt, begehrte er von dem Könige seine Zurückberufung und erhielt sie. Noch im Jahre 1573 verließ er die Niederlande, bei seinem Abzuge sich rühmend, daß er während seiner sechsjährigen Statthalterschaft 18000 Menschen habe hinrichten lassen. Entsetzlich! Und diese Zahl reicht nicht einmal hin, wenn alle Umgekommenen mitgezählt werden! Aber nicht Menschenleben waren es allein, welche Alba seinem Fanatismus und seiner despotischen Laune geopfert hatte; das ganze Land war zu Boden getreten, alle Regsamkeit, aller Betrieb, alle Fröhlichkeit war gelähmt, Handel und Gewerbe waren vernichtet, die Felder verheert, alle Cas-

sen erschöpft, an 52 Millionen ausgegeben, unzählige Familien an den Bettelstab gebracht und das Volk durch Kriegselend verwildert.

In diesem Zustande fand des Herzogs Nachfolger, Don Luis de Zuniga y Requesens, die Provinzen. Der neue Statthalter, ein ruhiger und kluger Mann, versuchte den Weg der Milde. Aber er kam zu spät damit. Der Kampf war einmal begonnen; er mußte ausgefochten werden, um so mehr, als des Statthalters Milde sich nicht auch auf die Ketzer erstreckte, gegen die er harte Befehle mitgebracht hatte. So dauerte denn der Krieg fort.

Das oranische Heer, befehligt von Wilhelm's Brüdern Ludwig und Heinrich, war wieder zahlreich genug, um den Feinde im offenen Felde die Stirn zu bieten. Auf der Mooker Haide bei Nymwegen kam es zur Schlacht, am 14. April 1574. Lange schwankte die Wage; endlich neigte sich die Schale des Siegs auf die Seite der kampfgeübten spanischen Schaaren. Die Insurgenten ließen viele der Ihrigen auf der Wahlstatt. Unter den Todten waren auch die Heldenbrüder Ludwig und Heinrich von Nassau und ihr treuer Waffengefährte Christoph von der Pfalz.

Der üble Eindruck, den diese Niederlage auf die Gemüther der Patrioten machte, wurde einigermaßen wieder verwischt durch die tapfere Vertheidigung der

Stadt Alkmaar, die sich in demselben Augenblicke an den Prinzen von Oranien anschloß, als Requesens vor ihren Mauern erschien. Vergebens waren alle Angriffe der Belagerer. Kein Bürger wich vom Platze, wenn ihn nicht erhaltene Wunden kampfunfähig machten. An den Wällen dieser Stadt scheiterte zuerst die spanische Macht. Das Land schöpfte Athem; neuer Muth schwellte die Seelen. Aber in den Reihen der spanischen Armee spukte der Geist der Unzufriedenheit; denn Requesens konnte keinen Sold zahlen. Um das Murren zu beschwichtigen, verhieß er den gierigen Soldaten die Plünderung der reichen Stadt Leyden, deren Belagerung er alsbald durch den Obersten Francisco Valdez unternehmen ließ.

Valdez, um seine Mannschaften nicht durch nutzlose Stürme aufzureiben, suchte die Stadt auf dem sicherern Wege des Hungers zur Uebergabe zu zwingen. Er warf 64 Schanzen auf und schloß damit die Belagerten so eng ein, daß nicht die geringste Zufuhr zu ihnen gelangen konnte. So konnte es nicht fehlen, daß bald Nahrungsmangel in der Stadt sich geltend machte. Ja, die Noth stieg endlich auf eine beinahe unerträgliche Höhe. Gleichwohl ließen die Bürger den Muth nicht sinken. Das leuchtende Beispiel Alkmaar's befeuerte sie zum tapfersten Widerstande, und wenn auch hie und da ein Kleinmüthiger von Uebergabe sprach, so gab es doch immer Hoch-

herzige genug, welche, jeden solchen niedrigen Gedanken von sich weisend, lieber sterben, als sich ergeben wollten. Der Bürgermeister van der Werft, ein bejahrter Mann, sagte zu einer Anzahl Mißvergnügter: „Ich habe dem Vaterlande einen theuern Eid geschworen und den will ich treu und heilig halten. Hier bin ich. Sterben muß ich einmal; also stelle ich's euch frei, mich zu tödten. Wollt ihr euern Hunger sättigen, so zerfleischt meinen Körper, aber laßt mich kein Wort mehr von Uebergabe hören!" Diese erhabene Denkungsart verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Schreier verstummten und fühlten sich gekräftigt zu fernerem Dulden. Ein anderer Bürger Leydens rief den Feinden von dem Walle zu: „Wir haben zwei Arme; den linken können wir verspeisen, wenn uns der Hunger dazu treibt, und dann immer noch mit dem rechten das Schwert führen."

Endlich nach achtzehn Leidenswochen schlug den Eingeschlossenen die Stunde der Befreiung. Auf den kühnen Vorschlag Oraniens, die Wogen der Nordsee gegen die Belagerer zu Hülfe zu rufen, hatte man durch einige tausend Arbeiter die Dämme der Canäle durchstechen lassen, welche Leyden von allen Seiten umgeben, die Gewässer des Rheins, der Maas und der Yssel verbinden und sich mit der Nordsee vereinigen. Dadurch war die Umgebung der Stadt unter Wasser gesetzt worden, so daß die Meergeusen auf ihren platten Schiffen

sich nähern konnten. Nur der Wind war ihnen noch entgegen. Da erhob sich gerade noch zur rechten Zeit ein frischer Nordwest, der das Meer in die Canäle trieb und hierdurch die Wassermasse auf dem Lande um mehrere Fuß steigen machte. Die Ebene, worin Leyden liegt, wurde zu einem großen See, aus welchen die spanischen Schanzen gleich Inseln hervorragten. Nun kam die Geusenflotte, 200 Schiffe stark, unter Anführung des Admirals Boisot, mit vollen Segeln herbei, und die Spanier mußten das Weite suchen. Gegen 1000 Soldaten, ein volles Zehntel der feindlichen Armee, ertranken in den Fluthen, und gegen 500 wurden von den erbitterten Seeleuten (die einen Halbmond am Hute führten, mit der Umschrift: „Lieber türkisch, als päpstlich!") in den Schanzen niedergehauen.

Welcher Anblick für die Leydener, die sieben Wochen kein Brod gegessen und sich lediglich mit Surrogaten hatten behelfen müssen, als am 2. October 1574 die vollen Kornschiffe ausgeladen wurden! Sie strömten mit ihren Befreiern in die Kirche und dankten dem Allmächtigen unter Freudenthränen für die Erlösung vom Uebel. Der Prinz von Oranien befand sich eben zu Delft in dem Nachmittagsgottesdienste, als ihm die Nachricht des Entsatzes gebracht wurde. Er ließ die frohe Botschaft nach der Predigt von der Kanzel verkünden und begab sich dann selbst nach Leyden, um Zeuge der allge-

meinen Freude zu sein. Als drauf die Stände von Holland, Wilhelm an ihrer Spitze, der Stadt Leyden zur Belohnung für ihre Ausdauer die Wahl ließen zwischen einer mehrjährigen Zollfreiheit oder der Stiftung einer Universität, wählten die wackern Bürger das Letztere. Dies ist der Ursprung der nachmals so berühmt gewordenen Universität Leyden.

Mittlerweile war in der Person des deutschen Kaisers Maximilian II. ein Vermittler zwischen dem Könige von Spanien und seinen empörten Unterthanen aufgetreten. Aber die wohlwollenden Versuche dieses Fürsten scheiterten an den beschränkten Religionsbegriffen Philipp's. Die niederländischen Protestanten verlangten Gewissensfreiheit, und in keinem Punkte war der bigotte Monarch zäher, als in diesem. Das Einzige, was er zugestehen wollte, war die Auswanderung aller Nichtkatholiken. Dazu wollten diese sich natürlich nicht bequemen, und so nahmen die Feindseligkeiten auf's Neue überhand.

Requesens erlag den ungewohnten Strapazen der Feldlager und starb im Jahre 1576. Sein Tod war das Signal zu einer furchtbaren Meuterei unter dem spanischen Heere. Die Soldaten, welche Soldrückstände zu fordern hatten, zogen mordend und plündernd durch's Land, um sich an dem Vermögen der Bürger schadlos zu halten. Einzelne Städte wurden furchtbar mit Brand-

schatzungen heimgesucht; besonders aber litt Antwerpen empfindlich. In dieser drohenden Gefahr sahen die geängsteten Niederländer nur noch Heil in der Vereinigung. Holland und Seeland schlossen zuerst ein engeres Bündniß, und bald traten demselben alle Provinzen, mit Ausnahme von Luxemburg, durch die sogenannte Pacification von Gent (am 8. November 1576) bei. Nicht Losreißung von Spanien, blos Entfernung der spanischen Truppen und Abschaffung der Religionsedicte war es, was die Verbundenen forderten. Uebrigens aber nahmen sie die Verwaltung völlig selbstständig in die Hand; sie ernannten Statthalter, Magistrate, Beamte aller Art und besetzten die festen Plätzen mit ihren, nicht mit des Königs Kriegsleuten.

Da säumte Philipp nicht länger, einen neuen Statthalter abzusenden. Er wählte dazu seinen Halbbruder Johann von Oesterreich, bekannter unter dem spanischen Namen Juan d'Austria. Don Juan war ein unehelicher Sohn Kaiser Karl's, schlau, ehrgeizig und tapfer. Er hatte sich durch den großen Seesieg bei Lepanto einen berühmten Namen gemacht und konnte vermöge seiner mütterlichen Abstammung gewissermaßen als ein Landsmann der Niederländer gelten. Aber als er hinkam, wurde er von denselben nicht einmal anerkannt, bevor er nicht ihre vornehmsten Forderungen zu erfüllen versprach. Er mußte sich durch das sogenannte „ewige

Edict" verpflichten, die Genter Pacification anzunehmen und die spanischen Truppen zu entlassen. Indessen zeigte sich's bald, daß er's nicht ehrlich meinte. Er überfiel, dem Vertrage zuwider, die Stadt Namür und nahm die Festung Charlemont weg. Dies entzündete den Krieg von Neuem. Die Stände erklärten den Oberstatthalter für einen Feind des Landes und ernannten den Prinzen von Oranien zum Ruwaard oder Regenten von Brabant.

Diese Erhebung Wilhelm's erweckte den Neid einiger kleinen Seelen von hohem Rang. Sie wußten es als sehr vortheilhaft darzustellen, wenn man an die Stelle Don Juan's einen andern Prinzen des Hauses Oesterreich beriefe. In der That setzten sie es durch, daß der Erzherzog Matthias, ein Sohn Kaiser Maximilian's II., zum Generalstatthalter erwählt wurde. Matthias ließ sich auch nicht lange bitten, die Herrschaft anzunehmen. Er kam, mußte sich's aber gefallen lassen, daß ihm Wilhelm von Oranien als Stellvertreter beigegeben wurde. Nie übte der Erzherzog irgend einen Einfluß aus; er hatte nur den Namen, Oranien die Macht. Es konnte nicht fehlen, daß er dieser lächerlichen Rolle, deren blendender Schein ihn anfangs angezogen hatte, bald selbst überdrüssig wurde. Um nicht länger im Wege zu sein, ging er dahin, wo er hergekommen war.

Inzwischen hatte Juan d'Austria, der durchaus nicht

gemeint war, sich so mir nichts dir nichts fortschicken zu lassen, das Schwert gezogen und erfocht nicht unbedeutende Erfolge. Er gewann die Schlacht von Gembloux und gelangte durch diese Waffenthat in den Besitz der Städte Löwen und Limburg. Aber mitten in seiner Siegeslaufbahn ereilte ihn der Tod (1578).

Eine größere Gefahr, als je, kam jetzt über die Niederlande, als Philipp dem Verstorbenen den Herzog Alessandro von Parma zum Nachfolger gab. Alessandro Farnese war ein Sohn der frühern Oberstatthalterin Margaretha von Parma. Sein Vater Ottavio Farnese war der Enkel eines Papstes, des dritten Paul, und der Sohn des ermordeten Pierluigi.*) Schon früh hatte Alessandro Lust zum Kriegshandwerk verrathen und und in der Schlacht von Lepanto unzweifelhafte Proben von Tapferkeit abgelegt. Es schien, als sei das Genie Kaiser Karl's, seines Großvaters von mütterlicher Seite, auf ihn übergegangen. Obgleich erst 32 Jahre alt, konnte er doch bereits für einen der geschicktesten Feldherren seiner Zeit gelten. Er wußte mit Strenge im Dienste Milde und Güte gegen seine Soldaten zu verbinden und wurde von diesen gleich einem Wesen höherer Art geliebt und gefürchtet. Dabei bekundete er eine seltene Gewandtheit in Staatssachen. Er besaß das große Talent, zu überzeugen, zu gewinnen und ein nach-

*) s. S. 60. 144.

haltiges Vertrauen einzuflößen. Genug, er war ein würdiger Gegner Wilhelm's von Oranien.

Unglücklicher Weise brachen um diese Zeit unter den Niederländern selbst Spaltungen aus.

Als die Wallonen (die französisch redenden Bewohner der südlichen Provinzen) der Pacification von Gent beigetreten waren, hatten sie sich geschmeichelt, auf die allgemeinen Angelegenheiten des Landes einen leitenden Einfluß zu erlangen. Statt dessen erfolgte das Gegentheil. Die Macht gelangte fast ausschließlich an den Prinzen von Oranien und dessen Freunde aus Holland und Seeland. Natürlich. Die Letzteren hatten den Krieg begonnen, und ihren rastlosen Bemühungen vorzüglich war der glückliche Umschwung der Dinge zuzuschreiben; es mußte ihnen also immer ein Uebergewicht bleiben, sowohl in Sachen des Kriegs, als der Verwaltung. Dadurch geschah es aber, daß auch die Lehren der Reformation sich über die gesammten Niederlande ausbreiteten. Sie drangen in Mecheln, Brügge, Ypern ein, behaupteten sich in Antwerpen und behielten in Gent vollkommen die Oberhand. In der „Pacification" war der alte Zustand der katholischen Kirche im Ganzen gewährleistet worden; jetzt wirkte Wilhelm ein Religionsedict aus, welches beiden Bekenntnissen gleiche Freiheit gestattete. Allenthalben, selbst in den katholischsten Provinzen, traten nun protestantische Regungen hervor;



Sebastian Schärtlin von Burtenbach

ja, man durfte erwarten, daß der Protestantismus einen durchgängigen Sieg davon tragen werde.

Dies machte die eifrigen Katholiken besorgt, und diese Besorgniß wuchs, als die Protestanten sich Uebergriffe erlaubten, die ihnen allerdings die Klugheit hätte verbieten sollen. In Antwerpen mußten die Katholiken sich zuweilen mit den Chören der Kirchen begnügen, die sie so eben ganz besessen hatten. In Amsterdam erregten die Protestanten einen Aufruhr, setzten den bisherigen Rath ab und erichteten einen neuen aus ihren Glaubensgenossen, wobei der Pöbel nicht unterließ, Bilder und Altäre in der Klosterkirche der Franciscaner zu zerstören. Nach ärger ging es in Haarlem her.

In Gent nahm die protestantische Bewegung eine Gestalt an, die wir heutzutage als revolutionär bezeichnen würden. Nirgends hatten die Mißhandlungen Alba's böseres Blut gemacht, als hier, wo man der alten, von Karl V. gebrochenen Freiheiten noch nicht vergessen hatte; die untern Volksklassen waren von gewaltsamer Natur, bilderstürmerisch gesinnt und wider die Priester in wilder Aufregung. Aller dieser Regungen bedienten sich ein paar kühne Oberhäupter, Imbize und Ryhove. Imbize gedachte eine reine Republik einzuführen und träumte davon, daß Gent ein neues Rom werden könne. Sie begannen damit, ihren Gouverneur Arschot, eben als er mit einigen Bischöfen und hochgestellten Katholiken aus

der Umgegend eine Zusammenkunft hielt, gefangen zu nehmen; dann stellten sie die alte Verfassung wieder her, griffen die geistlichen Güter an, lösten das Bisthum auf, zogen die Abteien ein und machten aus den Hospitälern und Klostergebäuden Kasernen. Dabei donnerte der Exmönch Peter Dathen von der Kanzel herab gegen die Genter Pacification und verdammte dieselbe Gewissensfreiheit, nach der die Protestanten so lange vergebens geseufzt hatten, weil sie nun auch den Katholiken zu gute kommen sollte. Daß die entflammte Menge ihre Wuth an den Bildern und Altären ausließ, braucht kaum bemerkt zu werden. Aber es blieb nicht bei todten Bildern allein; auch Menschen, die sich früher durch Ketzerhaß und Verfolgungssucht ausgezeichnet, büßten die alte Schuld mit dem Leben. Unter Andern erreichte hier die rächende Nemesis jenen Blutrath Hessels, der selbst im Schlafe „zum Galgen“ gestimmt hatte. Sein hohes Alter schützte ihn nicht. Er ward hervorgezogen und unter wildem Jubel aufgehängt. In barbarischem Siegestaumel schmückten sich seine Henker mit den ihm ausgerauften Barthaaren.

Nicht zufrieden mit dem in Gent erlangten Siege, wollten Imbize und Ryhove ihre Reformen mit den Waffen in der Hand auch ihren Nachbarn aufzwingen. Schon streiften die Genter Truppen in das wallonische Gebiet. Was es in demselben von protestantischen Ge-

stimmung geben mochte, fing an sich zu regen. Durch das Beispiel Gent's wurden die populären Leidenschaften mit den religiösen in ein unmittelbares Verhältniß gebracht. In Arras brach eine Bewegung gegen den Rath aus. In Douai wurden die Jesuiten wider den Willen des Rathes durch eine Volksbewegung vertrieben; zwar nur auf 14 Tage, aber schon dies war ein großer Erfolg. In Saint-Omer konnte sich der genannte Orden nur durch den besondern Schutz der Obrigkeit erhalten.

Die städtischen Behörden, der Adel des Landes, die Geistlichkeit, Alle waren auf einmal gefährdet und bedrängt. Sie fanden sich mit einer Entwicklung von offenbar zerstörender Natur bedroht. Kein Wunder, wenn sie in dieser Gefahr sich auf alle Weise zu schützen suchten, zuerst ihre Truppen in's Feld schickten, das Gentische Gebiet grausam verwüsten ließen und dann sich nach einer andern Staatsverbindung umsahen, die ihnen mehr Sicherheit gewährte, als das bisherige Verhältniß zu den allgemeinen niederländischen Ständen. Die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau und Douai waren die ersten, welche sich von der Genter Pacification lossagten und am 5. Januar 1579 unter sich einen Bund zur Aufrechthaltung der katholischen Religion schlossen. Bald traten mehrere Städte und Landschaften bei. Die Oberleitung ihrer Angelegenheiten übertrugen sie einem

französischen Prinzen, dem Herzoge Franz von Alençon, den sie als Schutzherrn in's Land gerufen hatten. *)

Wilhelm von Oranien sah mit Schrecken die einreißende Zersplitterung, und um ihr bei Zeiten einen Damm entgegenzusetzen, vereinigte er die nördlichen Provinzen, sieben an der Zahl, nämlich Holland, Seeland, Geldern mit Zütphen, Utrecht, Friesland, Oberyssel und Gröningen, am 21. Januar 1579 durch die Utrechter Union zum bleibenden Staatenbunde. Durch diese That krönte er sein großes Werk. Denn nun war der politischen Freiheit und dem Protestantismus ein dauerhaftes Bollwerk geschaffen. Vor der Hand erschien zwar die Utrechter Union nur als ein Kriegsbund und jede Provinz behielt ihre besondere Verfassung; aber im Laufe der Zeit und durch den Strom der Ereignisse bildete sich daraus ein ordentliches Staatensystem.

So standen die Sachen, als Alessandro von Parma in die Niederlande kam. Sein richtiger Verstand sagte ihm sogleich, daß er an den Katholiken einen Haltpunkt gewinnen könne, wenn er es klug anfange. Er trat daher mit ihnen in Unterhandlungen und führte dieselben, von priesterlichem Einflusse unterstützt, so geschickt, daß er wirklich die meisten Oberhäupter der wallonischen Provinzen, wie Emanuel von Montigny, den Grafen von Lalaing, den Gouverneur von Grävelingen

*) s. S. 313. 317.

Pardieu de la Motte, den Bischof Matthieu Moullart von Arras und Andere, auf seine Seite zog. Die Stimme dieser Männer lenkte den Willen des Volks, und da sich der Herzog von Alençon ohnehin schon durch Mißbrauch der Gewalt verhaßt gemacht hatte, so kostete es nicht eben viel Mühe, die zehn südlichen Provinzen, die nicht zur Utrechter Union gehörten, mit Spanien auszusöhnen und unter die Herrschaft Philipp's zurückzuführen. Am 17. Mai 1579 wurde im Lager vor Mastricht der Vertrag abgeschlossen. Aber zu welchen Bedingungen mußte sich der König verstehen! Es war zwar eine Wiederherstellung seiner Macht, die aber nur unter den strengsten Beschränkungen statthatte. Er versprach nicht allein, alle Fremde aus seinem Heere zu entlassen und sich nur niederländischer Truppen zu bedienen, sondern bestätigte auch alle Angestellte in den Aemtern, die sie während der Unruhen bekommen hatten. Die Einwohner sicherten sich sogar das Recht, keine Besatzung aufnehmen zu dürfen, von der den Ständen des Landes nicht vorher Nachricht gegeben sei; auch verlangten sie, daß zwei Drittel des Staatsraths aus Leuten beständen, die mit in die Unruhen verflochten gewesen wären. Mit einem Worte: die Provinzen bekamen eine Selbstständigkeit, wie sie nie zuvor gehabt.

Wie sehr indeß auch die königliche Macht beschränkt ward, so hatte sie doch unendlich viel gewonnen. Sie

besaß die Landschaften wieder, auf welche die Größe des burgundischen Hauses gegründet war. Alessandro Farnese erhielt von den wallonischen Ständen Geld und Truppen, um den Krieg gegen die noch unnterworfenen Städte in Flandern und Brabant zu führen. Obwohl es langsam ging, so machte er doch immer Fortschritte. Er nahm am 29. Juni 1579 Mastricht, 1580 Courtray, 1581 Tournay, 1582 Oudenaarde.

Entschieden aber war damit die Sache noch nicht, so lange die Utrechter Union noch aufrecht stand. Und diese ebenfalls zu sich herüberzuziehen, wollte dem staatsklugen Herzoge von Parma schlechterdings nicht gelingen. Vielmehr thaten die Generalstaaten — so nannten sich die Stände der nördlichen Provinzen — um diese Zeit einen bedeutsamen Schritt weiter. Während sie in der Utrechter Union Spaniens Oberherrschaft scheinbar noch anerkannt hatten, sagten sie jetzt, am 26. Juli 1581, dem Könige feierlich den Gehorsam auf und erklärten ihren Bund zum unabhängigen Staate. Gleichzeitig entwarfen sie zur Befestigung der Religionsverhältnisse eine protestantische Kirchenordnung. An der Spitze des neugeschaffenen Staates stand der vielbewährte Wilhelm von Oranien, mehr durch freiwilliges Vertrauen, als durch förmliche Huldigung zu solcher Stellung berufen. Eine Zeitlang figurirte zwar neben und scheinbar über ihm noch der abenteuernde Herzog von Alençon, der sich von

seiner Umgebung den Königstitel geben ließ; aber schon im Jahre 1583 rief der Tod denselben vom Schauplatz ab, worauf dem Prinzen von Oranien allein die höchste Autorität blieb.

So sehen wir denn die nördlichen und südlichen Provinzen in zwei Staaten geschieden, in die spanischen und in die vereinigten Niederlande. Wären beide in der Religion einig gewesen, so hätten sie jedenfalls eine allgemeine niederländische Republik errichtet. Aber der traurige Confessionszwist verhinderte jede dauernde Verbrüderung. Uebrigens darf man nicht glauben, daß der Unterschied zwischen beiden im Innern anfangs sehr groß gewesen sei. Auch die unterworfenen Provinzen behaupteten ihre ständischen Vorrechte mit dem größten Eifer. Der vornehmste, ja beinahe einzige Unterschied lag, wie gesagt, in der Religion. Erst durch sie trat der Kampf in seine reinen Gegensätze auseinander und die Ereignisse reiften ihrer Vollendung entgegen.

Alessandro Farnese hatte das mit allen großen Geistern gemein, daß er nicht gern einen gefaßten Plan wieder aufgab. So nährte er im Vertrauen auf seine Fähigkeit und sein Glück immer noch mit Liebe die Hoffnung, die sämmtlichen Niederlande, also auch den protestantischen Theil, unter das spanische Scepter zurückzubringen. Aber dazu bedurfte er größerer Truppenmittel. Nun hatte damals Philipp II. durch Alba's Sieges-

schwert Portugal erobert. Das Glück einer so großen Erwerbung machte dem Monarchen Lust zu neuen Unternehmungen gegen die Niederlande. Er bot daher seinem dortigen Statthalter, dem er sonst aus kleinlicher Eifersucht die Hülfsmittel des Kriegs nur kärglich zumaß, aus freien Stücken Verstärkungen an. Die wallonischen Stände, welche um ihre Einwilligung zu dem Einmarsch fremder Truppen befragt werden mußten, ertheilten dieselbe, da sie die Rückkehr Albanischer Richtersprüche und Gewaltthaten nicht mehr zu befürchten hatten, und so betrat das spanisch-italienische Heer, nachdem es zweimal aus den Provinzen weggewiesen war, auf's Neue den niederländischen Boden.

Die Ankunft dieser schlachtgewohnten, wohldisciplinirten und überlegenen Streitkräfte gab sofort den Operationen des Herzogs den erforderlichen Nachdruck. Er eroberte im Juli 1583 binnen sechs Tagen Dünkirchen, hierauf Nieuwpoort und die ganze Küste bis gegen Ostende, Dixmuiden und Furnes. Schon hier entwickelte der Krieg seinen eigentlichen Charakter. In allen politischen Dingen zeigten sich die Spanier glimpflich, unerbittlich aber in den kirchlichen. Es war nicht daran zu denken, daß den Protestanten eine Kirche oder nur ein Privatgottesdienst gestattet worden wäre; die Prediger, die man ergriff, wurden erhenkt. Man führte mit vollem Bewußtsein einen Religionskrieg.

Hatte dies auf der einen Seite die Folge, daß die Protestanten den Spaniern immer gehässiger wurden, so brachte es auf der andern Letzteren den Vortheil, daß die Elemente des Katholicismus, welche in den Provinzen noch vorhanden waren, durch ein so entschiedenes Verfahren auf ihre Seite gezogen wurden. Ganz von selbst regten sich diese Elemente. Der Bailli Servaes von Steeland überlieferte das Land Waes. Hulst und Axel ergaben sich ohne Schwertstreich. Bald war Alessandro Farnese mächtig genug, um an einen Angriff auf die großen Städte denken zu können, die ihm noch trotzten; das Land und die Küste hatte er schon inne. Auch in dieser Unternehmung war er glücklich; zuerst fiel Ypern (im April 1584), dann Brügge, hiernächst Dendermonde, endlich auch Gent. Eine sonderbare Ironie des Schicksals war es, daß nach Einnahme der letztgenannten Stadt das Haus des großen Demagogen Imbize, von welchem das Verderben des Katholicismus ausgegangen war, für die — Jesuiten eingerichtet ward! Den Gemeinden als solchen wurden übrigens ganz erträgliche Bedingungen zugestanden, indem man ihnen großentheils ihre Privilegien ließ. Nur die Protestanten wurden ohne Erbarmen verwiesen. Die vornehmste Bedingung war immer, daß die katholischen Geistlichen zurückkehrten und die Kirchen wieder an den katholischen Ritus heimfielen.

Bei alledem schien jedoch nichts Bleibendes erreicht, keine Sicherheit gewonnen, so lange Wilhelm von Oranien noch lebte. Er war die Seele aller kühnen Unternehmungen; er gab dem Widerstande Haltung und Nachdruck und ließ selbst in den Ueberwundenen die Hoffnung nicht untergehen. Philipp II. hielt es für das beste Mittel, den Verhaßten aus dem Wege räumen zu lassen; dann, hoffte er, würde es ihm ein Leichtes sein, der Niederländer Meister zu werden. Er erklärte daher seinen großen Gegner für vogelfrei, setzte auf seinen Kopf einen Preis von 25,000 Goldgulden und versprach noch dazu Demjenigen, der ihm den Prinzen lebendig oder todt bringen würde, den Adelstand.

Bei der wilden Aufregung, in der die Gemüther waren, konnte es nicht an Solchen fehlen, die den ausgesetzten Preis sich zu verdienen dachten. Gewinnsucht und Fanatismus trieben sie zugleich an. Schon im Jahre 1582 machte ein gewisser Jauregny aus Biscaya einen Mordversuch auf Wilhelm, wurde aber glücklicherweise ergriffen, ehe er die ruchlose That vollführen konnte. Man fand geschriebene Gebete bei ihm, die er als eine Art Amulet bei sich trug und worin er nicht nur die Gottheit anflehte, sein Vorhaben zu segnen, sondern ihr auch einen Theil des Gewinnes zusagte, nämlich der Mutter Gottes von Bayonne ein Kleid, eine Lampe,

eine Krone, der Mutter Gottes von Aranzosu eine Krone, dem Herrn Christus selbst einen reichen Vorhang rc.

Zwei Jahre später wurde Jaureguy's Versuch wiederholt, und diesmal mit mehr Erfolg. In dem Augenblicke, als die Achtserklärung gegen Wilhelm in Mastricht ausgerufen worden war, hatte sich ein Burgunder, der sich dort aufhielt, Namens Balthasar Gerards, von dem Gedanken ergriffen gefühlt, sie zu vollstrecken. Die Hoffnungen, die er sich machte, von irdischem Glück und Ansehen, das ihn erwarte, wenn ihm sein Vorhaben gelinge, von dem Ruhme eines Märtyrers, den er davon tragen werde, falls er dabei umkomme, — Gedanken, in denen ihn ein Jesuit von Trier bestärkte — hatten ihm seitdem keine Ruhe bei Tag und Nacht gelassen, bis er aufbrach, die That zu vollbringen. Er begab sich nach Delft, stellte sich dem Prinzen von Oranien als ein französischer Flüchtling unter dem falschen Namen „Franz Guion" dar und heuchelte gegen denselben einen großen Eifer für den reformirten Glauben. Der Prinz war freundlich mit ihm und schenkte ihm Geld. Dafür kaufte sich Gerards zwei Pistolen, lud jede mit drei Kugeln und stellte sich wieder in dem Palaste des Prinzen ein, angeblich, um einen Reisepaß zu fordern. Wilhelm stand eben von der Mahlzeit auf, als der Elende den tödtlichen Schuß auf ihn abfeuerte. Der Getroffene stürzte alsobald nieder und konnte nur noch stöhnend

„Gott erbarme sich meiner und dieses armen Volkes!“ Dann gab er den Geist auf. Der Gedanke an sein Volk und Vaterland verließ den großen Mann selbst im Tode nicht! Die That geschah am 10. Juli 1584.

Wilhelm von Oranien starb in einem Alter von 52 Jahren. Er war viermal verheirathet (zuerst an Anna von Egmont, dann an Anna von Sachsen, darauf an Charlotte von Bourbon, endlich an Louise von Coligny) und hinterließ 11 Kinder und einen natürlichen Sohn.

Der Mörder wurde ergriffen; aber keine Marter, die man ihm anthat, entwand ihm einen Seufzer. Er sagte immer: Hätte er's noch nicht gethan, so würde er's jetzt noch thun. Indem er zu Delft unter den Verwünschungen des Volkes auf grausame Weise hingerichtet ward, hielten die Domherren in Herzogenbusch ein feierliches Tedeum für seine That. König Philipp aber heiligte vor den Augen seiner Völker den Meuchelmord, indem er die Verwandten des Mörders in den Adelstand erhob.

Ob indeß der Tyrann auch den edeln Freiheitshelden hatte ermorden lassen, die Freiheit selbst konnte er nicht tödten. Die vereinigten Provinzen dachten an nichts weniger als an Unterwerfung. Sie errichteten für die Besorgung der dringenderen Angelegenheiten des Gemeinwesens einen Staatsrath, an dessen Spitze sie Wilhelm's siebzehnjährigen Sohn aus zweiter Ehe, den tapfern und talentvollen Moritz, stellten. Auch übertrugen sie

ihm das Commando des Heeres. Moritz zeigte sich des in ihn gesetzten Vertrauens nicht unwürdig. Er war zwar einem so erprobten Feldherrn, wie Alessandro von Parma, noch keineswegs gewachsen; aber im Kriege mit ihm bildete er sich selbst zum Feldherrn.

Alessandro war inzwischen auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam vorwärts geschritten. Ein kühner Anschlag beschäftigte ihn; er ging mit nichts Geringerem um, als die wichtigste Stadt Brabants, das mächtige Antwerpen, zu erobern.

Diese Unternehmung war aber höchst umfassend, da sie zugleich mit gegen alle umliegenden Städte gerichtet werden mußte. Denn die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Canäle begünstigte, erschwerte jede Eroberung insofern, als der Besitz eines Platzes nur durch den Besitz eines andern errungen werden konnte. Antwerpen selbst zählte dazumal 80,000 Einwohner, hielt treu zu dem niederländischen Staatenbunde und zeichnete sich vor allen Städten Belgiens durch unbändigen Freiheitssinn aus. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte es mit stürmender Hand nicht genommen werden. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte die

Stadt zu bezwingen, war der Hunger, und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Hierzu schien aber eine Flotte, die der Herzog von Parma gar nicht besaß, und eine dreimal größere Landmacht, als die seinige, zu gehören. Kein Wunder, daß selbst die erfahrensten Generale den Kopf zu dem Plane schüttelten und ihm einen unglücklichen Ausgang prophezeiten. Gleichwohl beharrte der Herzog auf seinem Entwurfe. Es ist wahr, dieser Entwurf erschien auf den ersten Anblick verwegen, ja beinahe ausschweifend; aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte ihn und das Glück krönte ihn mit einem glänzenden Erfolge.

Alessandro begann damit, daß er allen in den Plan der Belagerung aufgenommenen Städten zugleich die Zufuhr von Lebensmitteln abschnitt, indem er an den Flüssen und Canälen zahlreiche Basteien anlegte und die Schelde durch eine Brücke sperrte. Die Zweckmäßigkeit dieser glücklich durchgeführten Maaßregel zeigte sich bald. Den Fall Dendermonde's und Gent's haben wir bereits berichtet. Ihnen folgte zunächst Brüssel. Als diese an Ueberfluß gewöhnte Stadt sich von Mangel bedroht sah, brachen Partriungen aus, welche zur Uebergabe führten. Dann erlag Mecheln. Endlich, als der letzte Versuch, die Dämme zu durchstechen und vermöge der dadurch bewirkten Ueberschwemmung über das Land

her sich Zufuhr zu verschaffen, mißlungen war, mußte auch Antwerpen nach einer wundervollen Belagerung von dreizehn Monaten, die Schiller eben so ausführlich als hinreißend beschrieben hat, sich am 17. August 1585 ergeben. Ganz Brabant und Flandern war nun bezwungen.

Auch diesmal wurden übrigens den überwundenen Städten die glimpflichsten Bedingungen gewährt. Nur mußten sie sich verpflichten, die katholischen Kirchen und Kapellen wiederherzustellen und die verjagten Priester und Ordensleute zurückzurufen. Der König war hierin unerschütterlich. Auch in seiner Unduldsamkeit gegen die Protestanten blieb er sich gleich. Die einzige Gnade, zu der er sich verstand, war, daß er ihnen zwei Jahre gestattete, um sich entweder zu bekehren oder ihre Habe zu verkaufen und das spanische Gebiet zu räumen.

Die außerordentlichen Erfolge, welche der Herzog von Parma im Felde errang, äußerten, wie sie einerseits den Muth der Katholiken hoben, anderseits eine niederschlagende Wirkung auf die vereinigten Provinzen. Sie fühlten das Schwert des Siegers schon auf dem Nacken; sie verzweifelten daran, mit eignen Kräften den ungleichen Kampf durchzufechten, und kein Wilhelm von Oranien war mehr da, um ihre sinkende Hoffnung wieder aufzurichten. In dieser kleinmüthigen Stimmung faßten sie den Entschluß, unter die Oberhoheit Frank-

reichs zu treten und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Heinrich III., König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Königreiche zu erregen wußten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuche an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich thätigen Beistand leistete, indem sie ihren Günstling, den Grafen von Leicester, mit Geld und Kriegsleuten zu ihrer Unterstützung absandte.

Leicester nahm den Titel „Generalstatthalter" an, und das Volk setzte anfangs große Hoffnungen auf ihn. Aber durch Uebermuth und Ränke brachte er sich bald um sein Ansehen. Auf den Rath eines weisen und patriotischen Mannes, Johann von Oldenbarneveldt, stellten ihm die Provinzen Holland und Seeland den Prinzen Moritz als ihren besondern Statthalter entgegen. Vaterländische Interessen wahrt ein vaterländischer Mann am besten; dem Fremden geht immer die rechte Liebe zur Sache ab. Das zeigte sich auch durch die That; denn Graf Leicester nützte den Niederländern wenig und verließ sie schon im Jahre 1587. So sahen sich die vereinigten Niederlande mehr

durch das Glück, als durch eigne Weisheit von der Wiederkehr der Tyrannei befreit, welche schwer vermeidlich gewesen wäre bei einem übermächtigen und dabei einer auswärtigen Politik dienenden Haupte.

Das Glück zeigte sich auch in anderer Weise förderlich. Alessandro Farnese wurde 1588 durch einen Hofbefehl aus den Niederlanden abberufen, um das Commando über die gegen England bestimmten Landungstruppen zu übernehmen. Philipp II. hatte nämlich, voll Zorns darüber, daß seine Todfeindin, die Königin Elisabeth, seine rebellischen Unterthanen unterstützt hatte, den stolzen Gedanken gefaßt, England zu erobern. Der Fall Englands sollte dann zugleich Holland mit zerschmettern. Zu diesem Zwecke ließ er eine Flotte ausrüsten, wie sie früher noch niemals auf dem Meere erschienen war; die „unüberwindliche Armada“ nannte er sie in seinem Uebermuthe. Sie bestand aus 160 Schiffen, besetzt mit 2630 metallenen Kanonen, und trug über 30,000 Streiter. Andere 30,000 Kriegsleute sollten von den Niederlanden aus in flachen Böten übersetzen; den Oberbefehl über die gesammten 60,000 Mann sollte der Herzog von Parma führen und ein Feldzug die Eroberung vollenden. In der That hätte Elisabeth zittern können, wenn es Alessandro gelungen wäre, an den brittischen Küsten zu landen. Aber Stürme zerstreuten die Flotte, und in den Einzelgefechten siegte die Begeiste-

rung der englischen und holländischen Seehelden über den spanischen Stolz. Mehr als die Hälfte der großen unbehülflichen spanischen Schiffe wurde genommen oder zerstört durch die zwar kleinen, aber desto lenksameren Schiffe ihrer Gegner, und nach einer kläglichen Flucht um die schottischen und irischen Küsten gelangten die traurigen Trümmer einer Armada, zu deren Ausrüstung drei Jahre lang die Kräfte des Reichs waren angestrengt worden, 1589 in die heimathlichen Häfen zurück. Philipp II. ertrug sein Unglück mit ruhiger Würde; er gab diesmal sogar einen Blick von Seelengröße. Als ihm der gebeugte Großadmiral Medina-Sidonia das herbe Schicksal der Flotte verkündete, antwortete er mit Resignation: „Ich habe Euch ausgesandt, um gegen meine Feinde, nicht aber gegen Wind und Wellen zu kämpfen. Der Name des Herrn sei gelobet!“

Die Zerstörung der Armada beschleunigte den Triumph der Freiheit in den Niederlanden. Denn mit diesem letzten vereitelten Schlage war Spaniens materielle Kraft beinahe völlig erschöpft und seine Macht in ihren Grundfesten erschüttert. Die Niederlande aber hatten unterdessen Zeit gewonnen, sich zu erholen, innerlich zu kräftigen und ihre Widerstandsmittel zu vermehren. Prinz Moritz, schon seit einigen Jahren Statthalter von Holland und Seeland, wurde 1590 auch von den übrigen Provinzen als solcher anerkannt. Er war im Grunde

der Erste, welcher unter diesem Titel eine politische Gewalt in der Republik übte; sein Vater war mehr nur Kriegshaupt gewesen. Um jedoch einen möglichen Mißbrauch der Gewalt zu verhüten, gaben ihm die Generalstaaten eine Amtsvorschrift bei. Diese Generalstaaten, die im Haag ihren Sitz hatten, führten eigentlich die oberste Geschäftsleitung; in ihnen residirte im Grunde die Majestät. Der von ihnen erwählte Statthalter war nur Diener der Republik, obwohl in einzelnen Zeiten durch Gewalt und Einfluß übermächtig.

Zu Wasser und zu Lande nahmen die Angelegenheiten des jungen Freistaats einen günstigen Fortgang. Während die holländischen Schiffe, mit den englischen Geschwadern unter Effingham, Drake, Hawkin und Forbisher Ruhm und Ehre theilend, die Gallionen des Feindes bis an die spanischen Küsten verfolgten, ja sogar die reiche Hafenstadt Cadiz eroberten und plünderten, machte Moritz seinem tapfern Gegner, dem in die Niederlande zurückgekehrten Alessandro Farnese, jeden Fußbreit vaterländischen Bodens streitig. Einem Manne von diesen Fähigkeiten gegenüber, war es schon Ruhm genug, weitere Eroberungen zu verhindern. Philipp selbst begünstigte solchen Erfolg durch öftere Abberufung seines Heerführers und durch thörichte Zersplitterung seiner Kraft. Zweimal mußte der Herzog von Parma die Niederlande verlassen, einmal um das belagerte Paris, das

anderemal um das belagerte Rouen gegen Heinrich IV. zu unterstützen. *) Diese Züge nützten wenig, und vor letztgenannter Stadt erhielt der große Feldherr die Todeswunde (1592). Er war 46 Jahre alt, als er starb Sein ältester Sohn Ranuzio erbte das Herzogthum Parma.

Von nun an hatte Moritz entschiedenes Glück. Der Graf von Mansfeld, so wie die Erzherzöge Ernst und Albrecht, welche nach einander den Oberbefehl über das spanische Heer führten, vermochten wenig gegen den eben so begeisterten als kriegsgelehrten Helden. Die Eroberungen Alessandro's gingen verloren, und die Hoffnung zur Unterjochung der vereinigten Niederlande schwand. Schon wurden dieselben von fremden Mächten als ein freier Staat anerkannt. Frankreich und England schlossen Bündnisse mit ihnen, und umsonst versuchte Philipp den Weg zur Aussöhnung zu bahnen, indem er sämmtliche Niederlande an seine Tochter Clara Eugenia und ihren Gemahl, Erzherzog Albrecht von Oesterreich, abtrat, unter dem Vorbehalte, daß die Souveränetät, falls die Ehe Beider kinderlos bliebe, wieder an die Krone Spanien zurückfiele. Die Generalstaaten mochten nichts von einer Aussöhnung mit Spanien wissen, verwarfen die gemachten Vorschläge und führten den Krieg tapfer fort.

Bald darauf, im Jahre 1598 starb König Philipp.

*) s. S. 334.

Er hatte 71 Jahre gelebt und 42 regiert. Der Beherrscher beider Indien sah am Abende seines Lebens seine Schätze so versiegt, daß er durch die Geistlichkeit Beisteuern für sich sammeln lassen mußte. Eine ekelhafte Krankheit rieb ihn auf. In den letzten zwei Jahren vor seinem Tode nahmen seine Schmerzen auf eine schreckliche Weise zu. Dreiundfunfzig Tage mußte der Kranke, da ihm jede Berührung die heftigsten Schmerzen verursachte, unbeweglich auf dem Rücken liegen. Während dieser Zeit bewies er eine musterhafte Geduld und Standhaftigkeit; in der Leidensgeschichte Jesu suchte und fand er Trost. „Alle diese Schmerzen,“ sprach er, „sind nicht so groß, als die ich über meine Sünden empfinde.“ Aber schwerlich verstand er unter diesen Sünden die Verfolgung der Protestanten; eher warf er sich vor, nicht genug darin gethan zu haben. Seinen Sohn und Nachfolger, Philipp den Dritten, warnte er auf dem Sterbebette vor allen ehrgeizigen Unternehmungen, nicht aber vor dem Ketzerhaß.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß weder Philipp, noch Alba (der bereits 1582 im 72. Lebensjahre gestorben war) Gewissensbisse über die blutige Verfolgung der Evangelischen empfanden; denn auch Alba entschlief, wie versichert wird, ruhig auf seinem Lager in Lissabon. Eine Erscheinung, die unsere frühere Behauptung bestätigen dürfte, daß Beide ehrliche Fanatiker waren! Sie hatten

nach ihrer Ueberzeugung, nach ihrem Gewissen gehandelt, als sie Ketzerblut in Strömen vergossen; sie glaubten alles Ernstes ihrem Gotte damit einen Dienst erwiesen zu haben; darum konnten sie ruhig sterben, während jener Karl der Neunte von Frankreich, der die Religion nur zum Deckmantel seiner Politik und seines Blutdurstes benutzt hatte, in seinen letzten Augenblicken von dem blutigen Andenken an die Opfer der Bartholomäusnacht auf eine entsetzliche Weise gefoltert ward.

Erzherzog Albrecht und Clara Eugenia, welche die Souveränetät über die belgischen Niederlande besaßen, überlebten Philipp den Zweiten nicht lange. Sie starben kinderlos, und somit fielen die Provinzen wieder an Spanien. Philipp III., der neue Herrscher, traf sofort Anstalten, auch die abgefallenen Landschaften wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Aber er führte den Krieg ohne Kraft und Glück. Prinz Moritz blieb überall siegreich und machte jetzt selbst Eroberungen in Brabant. Zu gleicher Zeit erweiterte die Republik ihre Macht zur See mit entschiedenem Erfolg. Die holländischen Seehelden richteten im Angesichte Gibraltars eine spanische Flotte zu Grunde; die holländischen Schiffe drangen sogar bis Ostindien und der holländische Unternehmungsgeist legte dort bedeutende Niederlassungen an; im Jahre 1602 entstand die große ostindische Handelsgesellschaft.

Zwar schien es noch einmal, als wollte das Kriegsglück sich auf die Seite der Spanier neigen. Spinola, ihr letzter groſser Heerführer, eroberte 1604 die Stadt Ostende nach dreijähriger furchtbarer Belagerung. Aber es war dies nur ein vorübergehender Lichtblick des Sieges. Im Ganzen fühlte sich doch das groſse Reich zu erschöpft, um weitere Anstrengungen zu machen, und der Madrider Hof sah endlich ein, daſs ihm nichts anderes übrig blieb, als mit der kleinen Republik Frieden zu schlieſsen. So kam denn im Jahre 1609 zu Antwerpen ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre zu Stande, kraft dessen die vereinigten Niederlande von Spanien als frei und unabhängig anerkannt wurden. Was sie bei Abschluſs des Friedens besaſsen, behielten sie. Ein geheimer Artikel gewährte ihnen selbst freie Schifffahrt nach Ostindien.

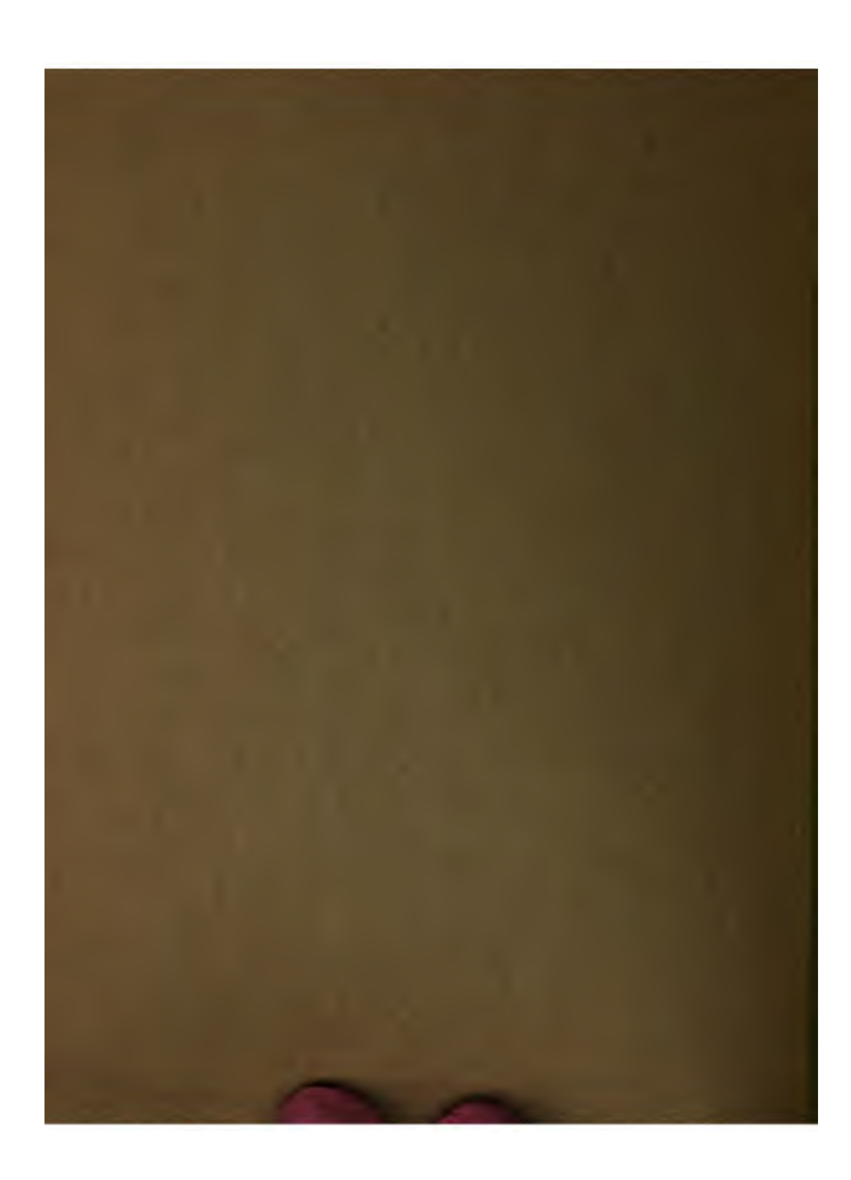
So war der himmelstürmende Stolz der Tyrannei gebrochen und gedemüthigt. Vierzig Jahre hatte der Kampf gedauert; endlich war er doch zum Vortheile der Freiheit ausgeschlagen. So viel vermag feste Beharrlichkeit und kühner Unabhängigkeitssinn! Auch hier bewährte sich's übrigens, daſs die Freiheit auch materielle Zinsen trägt. Denn mit der politischen Selbstständigkeit gewann die Republik der sieben vereinigten Provinzen zugleich Wohlstand, Reichthum, Glanz, Bedeutung und Ehre.

Der Ausgang des politischen Kampfes bestimmte endlich auch die kirchlichen Grenzen. Die freien Niederlande (das jetzige Königreich Holland) blieben fortan ein Sitz und Bollwerk des Protestantismus; die spanischen Niederlande dagegen (das jetzige Königreich Belgien) wurden, obgleich sie schon halb protestantisch gewesen waren, von den Jesuiten vollständig wieder katholisirt und gehören heut noch zu den am meisten katholischen Ländern Europas.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. H. Hoßfeld in Leipzig.

Inhalt des ersten Bandes.



DEC 16 1933

DEC 16 1933

